

Lielquecke

Ratinger und Angerländer Heimatblätter

Nr. 69

Herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“

November 1999



Die 1928 erbaute
St. Josefs-Kirche an der
Bachstraße in Eckamp

Inhaltsverzeichnis

<i>Nadja Günther</i> Vorstadt		<i>Michael Buhlmann</i> Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: I. Eine Werdener Urbaraufzeichnung aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts II. Eine Königsurkunde Ludwigs des Kindes vom 3. August 904	90 91
<i>Klaus-Dieter Mönch</i> Ratingens Westen am Haarbach – Von Alt-Eckamp bis zum heutigen Stadtteil Ratingen West	3	<i>Monika Degenhardt</i> Huldigungsliste 1730 für Ratingen	95
<i>Erwin Wuillemet</i> Mein Ratingen West	12	<i>Hans Müskens</i> Ratinger Zeitung vom 15. Juli 1903: Der neue van Dyck für die Pfarrkirche in Ratingen	99
<i>Jan C. Valk</i> Peter Schleswig	13	<i>Hans Müskens</i> Neues Wegekreuz eingeweiht	101
<i>Heiner van Schwamen</i> Kultur in Ratingen West	14	<i>Otto Oest</i> Laudatio auf Ferdinand Trimborn zur Dumeklemmer-Plaketten-Verleihung 1998	103
<i>Richard Baumann</i> Das große Kirchenzentrum in Ratingen West wird 25 Jahre alt	20	<i>Willi Müser</i> Laudatio auf Otto Samans zur Verleihung des Rheinlandtalers am 7. Juni 1999	108
<i>Bastian Fleermann</i> Es ist normal, verschieden zu sein – Die Behinderteneinrichtungen am Scheifenkamp in Ratingen West	24	<i>Maja Tacke</i> In Freiheit dressiert! Mein Leben in Cromford von 1920 bis 1950	111
<i>Nadja Günther</i> Eine generelle Frage	27	<i>Lore Schmidt</i> Im Sonnenbad	115
<i>Elmar Grünewald</i> Die Kirche St. Josef in Eckamp	28	<i>Lore Schmidt</i> Im Amtsgericht Schutz gesucht	116
<i>Andrea Töpfer</i> Prozessionen in Eckamp	32	<i>Richard Baumann</i> Der Ratinger Stadtsoldat – ein Opfer der Entmilitarisierung?	117
<i>Walburga Dörrenberg</i> Zur Geschichte der Eckamper Schule an der Volkardeyer Straße	34	<i>Roswitha Riebe-Beicht</i> Süd-Dakota und die Ratinger Partnerstadt Vermillion	120
<i>Klaus-Dieter Mönch</i> Der Erholungspark Volkardey in Ratingen West	36	<i>Ulrike Asche-Zeit</i> Von der Notwendigkeit der Poesie – Wouter Kotte in memoriam	130
<i>Maria Molitor</i> Hervstdach	41	<i>Wouter Kotte</i> Für Joachim	132
<i>Manfred Buer</i> Wer nennt die Straßen, kennt die Namen? Neue Straßen in Lintorf	41	<i>Karin Schrey</i> Luise und Michel im Bärenwald	133
<i>Maria Molitor</i> Erinnerungen an Schwester Helia	48	<i>Karin Schrey</i> Neue Sammlung im Museum der Stadt Ratingen: Puppen von Hertwig und Co.	136
<i>Sr. Maria Bernharda ADJC</i> Auszug aus der Festschrift zum goldenen Ordensjubiläum von Schwester Helia	52	<i>Petra Siebert</i> Eine menschliche Begegnung – Der Lintorfer Künstler Yildirim Denizli	138
<i>Wolfgang Kannengießer</i> Dechant Wilhelm Veiders	53	<i>Claudia Gottfried / Andrea Steigerwald</i> Die Frau in Weiß – Zur Geschichte des bürgerlichen Brautkleids von 1800 bis heute	143
„ <i>Rheinische Post</i> “ vom 23. August 1954 Ein Leben im Lichte der Wahrheit wandelnd – Ehrentag für Dechant Veiders	57	<i>Hans Müskens</i> 15 Jahre Kinder- und Jugendchor der Städtischen Musikschule	149
<i>Marianne Preuß</i> Krümeliges Weihwasser	59	<i>Johann Wolfgang von Goethe</i> Herbstgefühl	155
<i>Hans Lumer</i> 1948 – 1998 – Wiedergründung der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf 1464 e.V. vor 50 Jahren	60	<i>Werner Beutling</i> Herzlichen Glückwunsch, Herr Geheimrat	156
„ <i>Rheinische Post</i> “ vom 17. August 1954 Emil Harte durch Bombenschuß König	66	<i>Rolf Großterlinden</i> Ein Grund zur Freude	158
„ <i>Ratinger Zeitung</i> “ vom 21. August 1954 Pitter aus dem Oberdorf schreibt	67	<i>Kai Lehmann</i> Soli deo gloria – Ein Porträt der Jugendkantorei Hösel	162
<i>Norbert Niemann</i> 50 Jahre „Lintorfer Apotheke“	68	<i>Edi Tinschus</i> Mein Schulbild von 1934	164
<i>Ewald Dietz</i> Die Geschichte der Lintorfer Lichtspiele	74	<i>Helmut Kuwertz</i> Aus den Aufzeichnungen des Höselers Lehrers Peter Vogel (<i>Fortsetzung</i>)	165
<i>Ewald Dietz</i> Zewennich Licht	84	<i>Hans-Dieter Lewer</i> 25 Jahre Kulturkreis Hösel	174
<i>Erich Kästner</i> Herbst auf der ganzen Linie	86	<i>Martina Brenner</i> 30 Jahre öffentliche Bücherei in Hösel	175
<i>Manfred Buer</i> Wolfgang Diedrich wurde hauptamtlicher Bürgermeister der Stadt Ratingen	87	<i>Otto Wilms</i> Die Geschichte der evangelischen Gemeindeschulen in Breitscheid und Hösel (<i>Teil 1</i>)	176
<i>Joachim Schulz-Hönerlage</i> 725jähriges Stadtjubiläum im Jahre 2001	87		

<i>Arthur Fischer-Colbrie</i> Herbstklang	191	<i>Bastian Fleermann</i> Lintorfer ExperimentierTheater führte Komödie von Friedrich Dürrenmatt auf: Romulus der Große oder: Für Hühnerzucht und Landwirtschaft	223
<i>Thomas van Lohuizen</i> Ein Faß Cement von Düsseldorf nach Calcum mit der Cöln-Mindener Eisenbahn – Eilgut für Pfarrer Dietrich in Lintorf 1867	192	<i>Karl Schmidt</i> Wiederbeginn der Jugendarbeit beim TV Ratingen 1865 e. V. nach dem Zweiten Weltkrieg	225
<i>Maria Molitor</i> Schuen	194	<i>Manfred Buer</i> In eigener Sache	228
<i>Heinz Fleermann</i> Aus Nachforschungen, Erzählungen und Selbsterlebtem	197	<i>Hartmut Krämer</i> Magnolien im März	231
<i>Andreas Preuß</i> Die Nachfahren des Andreas Bröcker – Die Lintorfer Familie Bröcker im 18. Jahrhundert	200	Buchbesprechungen:	
<i>Wöller, István</i> <i>Leitgeb, Lajos</i> <i>Horváth, László</i> Als Kriegsgefangene im Lager Lintorf	203	<i>Hans Müskens</i> Dr. Paul Boskamp – Arzt und Schriftsteller	232
<i>Horst Tournay</i> Die Entstehung der Waldsiedlung am See in Lintorf	211	<i>Erika Münster</i> 698 – 1998. 1300 Jahre Kaiserswerth	233
<i>Lorenz Herdt</i> Lengtörper Kall	215	<i>Hermann Tapken</i> Ratingen in den Revolutionsjahren 1848 / 49	233
<i>Jean Oberbanscheidt</i> De Eggeschter Kermes	217	* * *	
<i>Hanni Schorn</i> Erinnerunge an Diepebrock	217	<i>Gisela Schöttler</i> Heilige drei Könige oder was?	234
<i>Friedrich Wagner</i> Ein Haifischzahn wird plombiert	219	<i>Johann Wolfgang von Goethe</i> Ich wünsche euch aus Herzensgrund ...	235
<i>Bruno Bauer</i> Ein Doppeljubiläum in Wittlaer. 20 Jahre Heimat- und Kulturkreis Wittlaer, das 20. Heimat-Jahrbuch Wittlaer	219	<i>Adelheid Steingen</i> Neujährchen	236

<i>Titelbild: Udo Haafke</i>	Beitrag: „Der Rater Stadtssoldat“ <i>Dr. Richard Baumann, Gerhard Buschhausen, Rheinische Post</i>
Beiträge: „Ratingens Westen am Haarbach“ und „Erholungspark Volkardey“ <i>Klaus-Dieter Mönch, Zeichnung aus „Das Leben einer Eckamper Familie in zwei Jahrhunderten“ von Ingrid Höltgen</i>	Beitrag: „Süd-Dakota und Vermillion“ <i>Roswitha Riebe-Beicht, Joachim Petzschmann, Prof. Dennis Navrat, Bob Shillings</i>
Beitrag: „Kultur in Ratingen West“ <i>Heiner van Schwamen</i>	Beitrag: „Wouter Kotte in memoriam“ <i>Torsten Behr</i>
Beitrag: „Das große Kirchenzentrum in Ratingen West“ <i>Klaus-Dieter Mönch, Elmar Grünewald, Dr. Richard Baumann</i>	Beitrag: „Museum der Stadt Ratingen“ <i>Karin Schrey</i>
Beitrag: „Es ist normal, verschieden zu sein“ <i>Bastian Fleermann</i>	Beitrag: „Eine menschliche Begegnung“ <i>Yıldırım Denizli, Petra Siebert, Fritz Wachendorf</i>
Beitrag: „Die Kirche St. Josef in Eckamp“ <i>Pfarrarchiv St. Peter und Paul, Elmar Grünewald, Udo Haafke, Uta Lammert</i>	Beitrag: „Die Frau in Weiß“ <i>Industriemuseum Cromford, Bildarchiv Jürgen Hoffmann</i>
Beitrag: „Zur Geschichte der Eckamper Schule“ <i>Stadtarchiv Ratingen, Schularchiv der Karl-Arnold-Schule</i>	Beitrag: „Ein Grund zur Freude“ <i>Helmut Kuwertz, Rudolf Kapp</i>
Beitrag: „Wer nennt die Straßen, kennt die Namen?“ <i>Archiv des VLH, Wolfgang Kannengießer, Clementine Kleinrahm, Manfred Buer, Hildegard Gerads, Zeichnung: Ernst Bierwirth (1926)</i>	Beitrag: „10 Jahre Jugendkantorei“ <i>Jugendkantorei Hösel</i>
Beitrag: „Schwester Helia“ <i>Wolfgang Kannengießer, Archiv des VLH</i>	Beitrag: „Mein Schulbild“ <i>Edi Tinschus</i>
Beiträge: „Dechant Veiders“ <i>Pfarrarchiv St. Anna, Wolfgang Kannengießer, Archiv des VLH</i>	Beitrag: „Aufzeichnungen des Lehrers Peter Vogel“ <i>Helmut Kuwertz</i>
Beiträge: „St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf“ <i>Archiv des VLH, Archiv der Bruderschaft</i>	Beitrag: „25 Jahre Kulturkreis Hösel“ <i>Kulturkreis Hösel, Foto Wolfgang Arps: Sonja Rothweiler</i>
Beitrag: „50 Jahre Lintorfer Apotheke“ <i>Norbert Niemann, Archiv des VLH</i>	Beitrag: „30 Jahre Bücherei Hösel“ <i>Martina Brenner</i>
Beiträge: „Lintorfer Lichtspiele“ und „Zewennich Licht“ <i>Ewald Dietz, Monika Buer, Helmut Ruhe, Archiv des VLH</i>	Beitrag: „Schuen“ <i>Maria Molitor</i>
Beitrag: „Stadtjubiläum 2001“ <i>Stadtarchiv Ratingen – Bildarchiv Buschhausen</i>	Beitrag: „Aus Nachforschungen, Erzählungen, Selbsterlebtem“ <i>Familie Fleermann, Archiv des VLH</i>
Beitrag: „Huldigungsliste 1730 Ratingen“ <i>Stadtarchiv Ratingen, Bildarchiv Buschhausen, Willy Hübers</i>	Beitrag: „Als Kriegsgefangene im Lager Lintorf“ <i>István Wöller, Horst van Lohuizen, Archiv des VLH</i>
Beitrag: „Laudatio auf Ferdi Trimbom“ <i>Holger Bernert, Zeichnungen: Erich Marks</i>	Beitrag: „Erinnerunge an Diepebrock“ <i>Hanni Schorn</i>
Beitrag: „Laudatio auf Otto Samans“ <i>Manfred Buer</i>	Beitrag: „Ein Doppeljubiläum in Wittlaer“ <i>Archiv Heimat- und Kulturkreis Wittlaer</i>
Beitrag: „In Freiheit dressiert!“ <i>Stadtarchiv Ratingen – Sammlung Gemmert, Rheinisches Industriemuseum Cromford, Gretel Gemmert, Edith Gemmert</i>	Beitrag: „Lintorfer ExperimentierTheater“ <i>Jochen Leib</i>
Beitrag: „Im Amtsgericht Schutz gesucht“ <i>Entnommen dem Buch „Düsseldorf und sein Landgericht 1820–1970“, Droste Verlag 1970</i>	Beitrag: „In eigener Sache“ <i>Jürgen Steingen, Manfred Buer, Achim Blazy, Archiv des VLH</i>
	Beiträge: „Alle Beiträge von Hans Müskens“ <i>Alle Fotos von Hans Müskens</i>

Ratingens Westen am Haarbach Von Alt-Eckamp bis hin zum heutigen Stadtteil Ratingen West



Luftaufnahme des Stadtteiles Ratingen West aus dem Jahre 1986. (Freigegeben Reg.-Präs. Düsseldorf Nr. OT 1627)

Wer heute auf Ratingen West blickt, egal aus welcher Höhe oder Richtung, wird zunächst die drei Scheibenhäuser und den „Lindwurm“ erkennen. Daneben sieht er noch mehr Häuser und vor allem noch mehr Beton. Aus solcher Perspektive betrachtet, versteht man, warum Ratingen West oft Satellitenstadt, Klein-Manhattan oder gar Klein-Chicago genannt wird. Schaut man in die Zeitungen, Rubrik Wohnungssuche, liest man häufig: Wohnung gesucht, nicht Ratingen West. Aber der Rater Westen besteht nicht nur aus Hochhäusern und Beton, und nicht jeder hat Vorurteile gegen diesen Stadtteil. Ratingen West hat auch schöne Ecken und Plätze, wo man sich heimisch und zu Hause fühlen kann.

Ratingen West – dieser Name existiert offiziell erst seit der kommunalen Neugliederung ab 1. Januar 1975 – besteht aus dem ehemaligen Stadtteil Eckamp (das Gebiet zwischen der Westtangente und der Bahnlinie) und dem seit 1967 entstandenen Neubaugebiet Neu-Eckamp. Das Gebiet wird begrenzt:

- im Osten durch die Bahnlinie Düsseldorf-Duisburg (Westbahn),
- im Süden und Westen durch die Stadtgrenze zu Düsseldorf,
- und im Norden durch die Kaiserswerther Straße.

Geographisch liegt Ratingen West auf der Rheinischen Niederterrasse. Die Rißeiszeit (240.000 bis

180.000 Jahre v. Chr.) hinterließ hier große Sand- und Kiesvorkommen. Am Übergang von der Nieder- zur Mittelterrasse (im Bereich der Düsseldorfer Straße) lagerten sich mächtige Tonschichten an. Der älteste Fund menschlicher Zivilisation in diesem Gebiet stammt aus der Jüngeren Steinzeit (etwa 3000 v. Chr.). Es handelt sich um ein Steinbeil, das in der Nähe des Gutes „Zum Eigen“ gefunden wurde. Im Herbst 1989 machten Archäologen beim Bau der A44 im Bereich des Gutes Heiligendonk einen interessanten Fund. Bei Ausgrabungsarbeiten stießen sie auf Reste einer ausgedehnten germanischen Streusiedlung aus der Latène-Zeit (ca. 500 v. Chr.). Interessant ist der Fund insofern, als es im Umkreis mehrerer hundert Kilo-

meter kaum Hinweise auf ähnliche Wohnstätten gibt. Gefunden wurden Scherben, Knochen sowie Vorrichtungen zum einfachen Verhütten von Eisen.



Herrenhaus des Gutes Volkardey
(Foto: Reiner Klöckner)

Im 10. Jh. wird dann als Vorläufer des heutigen Gutes Volkardey eine fränkische Wallanlage errichtet als vorgeschobener Posten gegen die einfallenden Sachsen. Das gesamte Stadtgebiet war damals noch von Wald bedeckt. Erst durch umfangreiche Rodungen wurde der Raum für die Besiedlung erschlossen. Der Höhepunkt lag im 12. und 13. Jh., und am 11. Dezember 1276 erhielt die relativ kleine Siedlung Ratingen die Stadtrechte.

Einer der vielen Berufe in dieser jungen Stadt war der des

Schweinehirten. Dieser trieb seine Schutzbefohlenen durch das Vöwinkler Tor (Düsseldorfer Straße) und die Ferkesgasse (Lohgerberstraße), um auf Trampelpfaden (heutige Schützenstraße) den Eichenwald zu erreichen, wo sie sich an Eicheln sattfressen konnten. Der Name *Eckamp* hat hier seine Ursprungsbedeutung. Er ist aus dem mhd. Eck = Eichel/Ecker und dem lateinischen Wort Campus = Feld entstanden und bedeutet demnach Eichelfeld. Am Ende der heutigen Schützenstraße lag auch der 1362 erstmals erwähnte Hof Eckamp, der am 3. April 1943 durch eine Bombe zerstört wurde. Nach ihm wurden die Honschaft, die Bürgermeisterei, die Gemeinde und später der Ortsteil Eckamp benannt.

Die ältesten politischen Raumeinheiten in unserer Gegend waren die Gaue, die in Honschaften eingeteilt waren.

Diese Hon (Hundert) – oder Bauernschaften, die durch Rodungen entstanden sind, bildeten die Gerichtsbezirke der Gaue.

Das Gebiet Ratingens lag im Keldachgau, in dem 1180 die Grafen von Berg die Grafenrechte erhielten. Im Jahre 1363 wurde die Grafschaft Berg in acht Ämter eingeteilt. Eines dieser Ämter war das Amt Angermund. Es umfaßte die Landgerichte Kreuzberg, „In der Brügggen“, Mülheim und Homberg. Ratingen hatte mit der Stadterhebung 1276 eine eigene, volle Gerichtsbarkeit erhalten.



Das Gebäude, in dem sich seit uralten Zeiten das Landgericht „In der Brügggen“ (In der Brück) befand, liegt an der Teichstraße. Es steht unter Denkmalschutz und wird heute zu Wohnzwecken genutzt

Zum Landgericht „In der Brügggen“ (mhd. brüggen/brüchten = bestrafen) gehörten die Honschaften Eggerscheidt, Bracht, Schwarzbach, Lintorf und Eckamp. Die Honschaft Eckamp wurde erstmals 1395 erwähnt.

Zwischen der Honschaft Eckamp und Ratingen gab es keine klare Gebietsabgrenzung. Das Stadtgebiet von Ratingen, bestehend aus Ratingen und Heide (Tiefenbroich), lag innerhalb der Honschaft Eckamp.

Mehrere Kriege und eine große Feuersbrunst (1738) ließen Ratingen bis Mitte des 18. Jahrhunderts ein völlig verarmtes Dorf mit ca. 1.600 Einwohnern werden.

Im Jahre 1806 trat der bayrische Kurfürst Maximilian Joseph, zu dessen Territorien das Herzogtum Berg gehörte, seine rheinischen Gebiete an Frankreich ab. Napoleons Schwager Murat wurde Herrscher im neugebildeten Großherzogtum Berg, zu dem auch Ratingen gehörte. Zwei Jahre später erfolgte die Neueinteilung des Landes nach französischem Muster. Den Kanton Ratingen, der zum Arrondissement Düsseldorf und zum Rhein-Departement gehörte, bildeten die fünf Bürgermeistereien (Mairies) Ratingen, Mintard, Kaiserswerth, Angermund und Eckamp. Am 15. November 1813 endete die französische Herrschaft im Bergischen Land. Im Jahre 1814 wurden die französischen Bezeich-



Der Hof Eckamp auf einer alten Ansichtskarte



Das Verwaltungsgebäude der alten Bürgermeisterei Eckamp und des späteren Amtes Ratingen-Land lag bis 1975 an der Ecke Mülheimer Straße/Hauser Ring

nungen und Einrichtungen in der Verwaltung wieder abgeschafft.

Aus den Kantonen wurden Stadt- und Landgemeinden. Zum Landkreis Düsseldorf gehörten vier Städte (Ratingen, Kaiserswerth, Gerresheim und Hilden) sowie 18 Landgemeinden. Eine dieser Landgemeinden war Eckamp. Die Landgemeinde Eckamp gehörte neben Eggerscheidt, Hösel, Bellscheidt, Homberg, Bracht und Rath zur Bürgermeisterei Eckamp. Das Verwaltungsgebäude der Bürgermeisterei lag an der Ecke Mülheimer Straße/Hauser Ring und wurde 1975 abgerissen.

Am 29. März 1814 wurde aus Ratingen und Eckamp eine Gesamtgemeinde, doch bereits zwei Jahre später gelang Eckamp wieder eine Trennung mit eigenartiger Grenzziehung. Im April 1816 entstand der Regierungsbezirk Düsseldorf. Eckamp zählte damals 281 Einwohner.

Die Landwirtschaft bestimmte zu jener Zeit das Bild der Landschaft und war zudem der Haupterwerbszweig. Es gab zahlreiche Bauernhöfe: Großbroichhof, Vohlhausen, Am Pesch, Scheibenhof, Zum Eigen, Kleinbroichhof, Gut Niederbeck, Gut Heiligendonk, Gut Volkardey und Nösenberg. Neben der Landwirtschaft boten die Textilindustrie (Spinnerei und Weberei Cromford) und die eingangs erwähnten Tonvorkommen den Menschen in der Bürgermeisterei Eckamp Arbeit. In den Dachziegelfabriken, den sogenannten Pannschoppen Scherpenbach, Höltgen und Wolf, wurden Dachziegel gebrannt, denn ab 1771 durften wegen der Brandge-

fahr keine Dächer mehr mit Stroh gedeckt werden.

Im Jahre 1859 siedelte sich als erstes Unternehmen der metallverarbeitenden Industrie die Maschinenfabrik und Eisengießerei Nöckel, später Nöckel & Wellenstein, dann Koch & Wellenstein, an der Kaiserswerther Straße an. Dieser Gewerbebezweig wurde später bestimmend für das Bild der Eckamper Wirtschaft.

Die Eisenbahnlinie Düsseldorf - Ratingen/Ost - Essen wurde im Jahre 1872 fertiggestellt. Für die Entwicklung Eckamps war jedoch die von der Rheinischen Eisenbahngesellschaft gebaute Bahnlinie Köln - Düsseldorf - Ratingen / West - Lintorf - Duisburg - Mülheim von Bedeutung. Der erste Zug verkehrte am 19. November 1873. Mit dieser Verbindung zu den Industriezentren an Rhein und Ruhr war eine wichtige Voraussetzung für die Industrialisierung des Raumes geschaffen.

Weitere Betriebe siedelten sich neben der Bahnlinie an:

- 1898 Schrauben- und Nietenfabrik Leurs & Hempelmann
- 1896 Holzdrechselei Zilles
- 1891 Rheinische Spiegelglasfabrik

Im Jahre 1902 erfindet der Ratinger Ingenieur Knox eine Eismaschine. Das Patent kauft die Firma Koch & Wellenstein ein, die damit am 26. April 1902 zum ersten Mal Eis produziert.

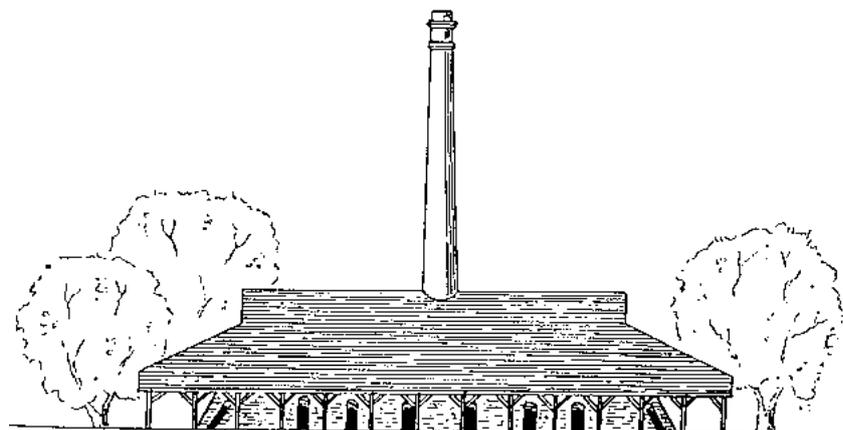
Der Engländer Twyford gründet 1903 eine Tonwarenfabrik, seit 1911 Keramische Werke AG (Keramag). 54 englische Facharbeiter lernen nicht nur die deutschen Arbeiter an, sondern verbreiten auch den Fußballsport in Ratingen.

1894 gestattete die Stadt Ratingen dem Generaldirektor Ritter die Errichtung eines Gaswerkes, das am 16. Dezember 1896 mit der Lieferung von Gas begann und am 1. April 1909 von der Stadt angekauft wurde. Im Jahre 1909 gab es auch die erste elektrische Beleuchtung.

Die Straßenbahnlinie nach Düsseldorf wurde 1897 in Betrieb genommen, zunächst als Linie 11, später als Linie 12. Bis auf wenige Tage im Zweiten Weltkrieg verkehrte sie alle zehn Minuten.

1902 erfolgte der Bau der Kläranlage Am Sandbach. Sie blieb bis 1964 in Betrieb.

Arbeitsplätze waren für die Eckamper ausreichend vorhanden, Sorgen machte allerdings der Wohnungsmangel. So kam es 1908 zur Gründung eines gemeinnützigen



Alter Ziegelbrennofen von August Höltgen in Eckamp nach einer Baugesuchszeichnung aus dem Jahre 1896



Die Rheinische Spiegelglasfabrik wurde 1891 errichtet

Vereins zur Förderung des Ratinger Wohnungswesens, dem „Spar- und Bauverein“ (heute: „Gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaft“).

Im Jahre 1910 wurden die ersten Werkswohnungen am Felderhof gebaut, 1913 wurde der Ostring,

Das kulturelle Leben blühte nun ebenfalls auf. Im Rosenmontagszug 1935 präsentierte sich die vor allem in Eckamp ansässige „Schützengilde“ als Negerdorf. Seitdem heißen die Eckamper nur noch die „Leute aus dem Negerdorf“.



Das 1894 errichtete Gaswerk an der Sandstraße

die heutige Eckampstraße, angelegt, und 1919 wurde die Volkardeyer Straße ausgebaut.

Die Ansiedelung der in Eckamp beschäftigten Arbeiter zog die Errichtung von Versorgungseinrichtungen nach sich. Zwei Lebensmittelgeschäfte und eine Metzgerei versorgten die Menschen mit den Dingen des täglichen Bedarfs, und im Jahre 1900 wurde die erste Gastwirtschaft (Schooldermann) eröffnet.

Wichtig war und ist auch die schulische Bildung. Der Bau einer neuen Volksschule war zunächst an der Plättchesheide vorgesehen, sie entstand aber dann doch an der Volkardeyer Straße. Ostern 1911 begann der Schulbetrieb an der heutigen Karl-Arnold-Schule.

Auch für das Seelenheil wurde gesorgt. In der Bachstraße wurde 1928 die kleine St. Josefs-Kirche feierlich geweiht.

Am 24. Januar 1907 stellte Ratingen erneut einen Antrag auf Eingemeindung der Landgemeinde Eckamp. Ratingen brauchte Platz für Industrieansiedlungen und



Die Gastwirtschaft Schooldermann um 1930

Wohnungen, erhoffte sich aber auch vermehrte Steuereinnahmen. Die Eckamper widersetzten sich jedoch mit allem Nachdruck den Eingemeindungsbestrebungen. Nun drang Ratingen – mit Erfolg – auf eine Veränderung der Grenzen. Am 1. April 1910 traten diese Grenzveränderungen in Kraft. Zwar fielen dadurch Teile der Gemeinden Eckamp und Schwarzbach an Ratingen, dafür ging aber Tiefenbroich an das Amt Eckamp verloren. Allerdings hatte Ratingen nun die Baumwollspinnerei Cromford – eine wichtige Steuerquelle – in der Stadt.

Am 15. März 1930 kam es zur endgültigen Eingemeindung der Landgemeinde Eckamp. Grund dafür war die von den Großstädten vorangetriebene kommunale Neugliederung der Kreise. Ratingen erweiterte sein Stadtgebiet um die Gemeinde Eckamp sowie um Teile der Gemeinden Eggerscheidt, Homberg und Schwarzbach, und auch Tiefenbroich kam an Ratingen zurück. Es entging dadurch der Eingemeindung durch Düsseldorf und gehörte nun zum neugebildeten Landkreis Düsseldorf-Mettmann.

In den 30er und 40er Jahren entstanden im Bereich Kaiserswerther Straße/Westbahnhof 14 mittelgroße Betriebe der metallverarbeitenden Industrie.

- 1936 übernahm Tapper die Anlagen der Nietenfabrik Leurs & Hempelmann
- 1938 wurde die Maschinenfabrik Bremer am Sandbach gegründet



Blick in die Volkardeyer Straße um 1910. Eckamp war noch dünn besiedelt

- 1948 Bau der Maschinenfabrik Frisch und
- 1949 entstand die Firma Apparatbau Hepner.

Mit der Gründung des Bausteinwerkes Dr. Blasberg & Co. an der Volkardeyer Straße im Jahre 1950 breitete sich das Industrieviertel nun auch nach Süden aus. Nicht die Verkehrslage Eckamps war ausschlaggebender Faktor, sondern die Kies- und Sandvorkommen der Niederterrasse, die bisher ungenutzt geblieben waren. Durch die Auskiesung entstand der Grüne See, ein Teil des Erholungsparks Volkardey. Das Steinwerk wurde 1998 abgerissen, an seiner Stelle ist Wohnbebauung vorgesehen.

Weitere Betriebe siedelten sich 1957 in der Dechenstraße an. Der

zu Beginn des Jahres 1953 einsetzende Flüchtlingsstrom zwang dazu, verschiedene Wohnlager einzurichten, da zunächst eine wohngerechte Unterbringung nicht möglich war. Außerdem entstand durch die Förderung des Sozialen Wohnungsbaus 1962 eine neue Wohnsiedlung am Ernst-Tacke-Weg.

Bis zur kommunalen Neugliederung von 1975 war eine Ausdehnung des Ratinger Stadtgebietes nur nach Westen hin möglich.

Bereits vor der Entstehung von Ratingen-West wurden 1962 in Tiefenbroich die dem Stadtkern zugewandten landwirtschaftlichen Flächen gekauft und für den Siedlungsbau erschlossen. Im Jahre 1963 erwog die Stadt dann, dieses Wohngebiet zu erweitern, da für



Das Bausteinwerk Dr. Blasberg und Co. (Kalsiton) im Jahre 1988

ca. 3.000 Wohnungssuchende neuer Wohnraum geschaffen werden mußte. Für die Umwandlung des heutigen Gewerbegebietes „Heiderhof“ (Firma Novo, Ratio) in ein Wohngebiet, wurde die Änderung des Flächennutzungsplanes in Zusammenhang mit dem geplanten Ausbau des Flughafens Lohausen und der damit verbundenen Lärmbelastigung nicht genehmigt.

Die Stadt erhob Klage gegen den Landesverkehrsminister, zog diese jedoch zurück, da ein außergerichtlicher Vergleich mit Düsseldorf erreicht werden konnte. Dieser Vergleich beinhaltete:

1. die Übereignung von ca. 400 Morgen (= 1 km²) Grundbesitz der Stadtgemeinde Düsseldorf im Ortsteil Eckamp an die Stadtgemeinde Ratingen;
2. die Verpflichtung der Stadtgemeinde Ratingen, für einen Teil dieser Fläche einen Bebauungsplan für Wohnbebauung aufzustellen;
3. die Verpflichtung der Stadt Ratingen, der Stadtgemeinde Düsseldorf für 1.000 Wohnungen ein Wohnbelegungsrecht einzuräumen (existiert heute noch: Berliner Platz 2-4);
4. die Bereitstellung dieser 1.000 Wohnungen für die Belegung mit Düsseldorfer Bürgern bis spätestens 1. 1. 1970;
5. die Vereinbarung, daß die Stadtgemeinde Ratingen keine Einwendungen gegen den Generalausbauplan des Düsseldorfer Flughafens erhebt und die Klage gegen den Landesverkehrsminister zurückzieht.

Die Entstehung von Ratingen West ist somit zum Teil auf landespolitische Entscheidungen und nicht allein auf die Initiative der Stadt Ratingen zurückzuführen.

Am 27. 9. 1964 begann der neugewählte Stadtrat mit seiner Arbeit. Große Teile des Ackerlandes in West wurden von der Stadt Ratingen käuflich erworben, aber direkt an die Neue Heimat weiterverkauft, da die Stadt allein nicht finanzkräftig genug war.

Am 27. Juli 1965 erfolgte der Beschluß zur Änderung des Flächen-

nutzungsplanes. Er sah eine Neuausweisung für Wohnflächen für rund 12.000 Menschen vor.

Im April 1966 begannen die „Aufschließungsarbeiten“ und am 27. Mai 1966 erfolgte im Beisein des OB Becker aus Düsseldorf der erste Spatenstich für zunächst 1.800 Wohnungen.

Für die städtebauliche Planung war die Unternehmensgruppe „Neue Heimat NRW“ federführend, mit der die Stadt Ratingen auch einen Erschließungsvertrag abschloß.

Die „Neue Heimat“ schrieb 1966 gemeinsam mit dem Bund Deutscher Architekten einen Ideenwettbewerb unter dem Titel: „Das Leben in der Siedlung – Die Kommunikationsbereiche, dargestellt am Beispiel Ratingen“ aus.

Vom 11. Oktober 1966 an konnte man in einer Ausstellung „die besten Entwürfe für Kommunikationsbereiche einer neuen Stadt, erläutert an Neu-Eckamp“, bewundern. Von den eingegangenen Vorschlägen kam jedoch keiner zur Verwirklichung. Elf Tage später gab es grünes Licht für die ersten 524 Wohnungen, die nach Plänen der „Neuen Heimat“ erstellt wurden. Durch den Wohnungsvergabeausschuß wurden am 10. November 1967 die ersten 70 Wohnungen vergeben, sie sollten im August 1968 bezugsfertig sein.

Mit der Bautätigkeit begonnen wurde 1967 im Bereich der Dresdener Straße. Es handelte sich

zunächst um Einfamilienhäuser. Mit der Fertigstellung der ersten Wohnblocks im Jahre 1968 zog ich dann auch mit meinen Eltern und Geschwistern nach Ratingen-West. Da unsere Wohnung an der Talstraße zu eng geworden war, suchten wir uns eine größere Bleibe und fanden sie an der Magdeburger Straße 8.

Noch im gleichen Jahr wurde der „Bürgerverein Ratingen-Eckamp e.V.“ gegründet. Ziel des Vereins war es, sich für die Belange der Neubürger einzusetzen, denn es fehlte noch an der nötigen Infrastruktur.

Die Albert-Einstein-Hauptschule, die später einmal die größte Hauptschule Nordrhein-Westfalens werden sollte, war noch im Bau. Die Kinder der Neubürger mußten die Grund- und Hauptschule in Tiefenbroich besuchen.

Zunächst gab es auch keine Einkaufsmöglichkeiten im Neubaugebiet. Der „Konsum“, der sich in der heutigen Pizzeria an der Volkardeyer Straße befand, zog im April 1969 in eine Holzbaracke an der Berliner Straße, bevor er seinen endgültigen Standort im März 1971 im Sechseck an der Berliner Straße erhielt. Im Sechseck waren außerdem eine Gaststätte, ein Frisör, eine Reinigung, ein Reformhaus und die Post untergebracht. Nach dem Brand von 1985 wurde das Sechseck neu aufgebaut. Heute befinden sich dort eine Gaststätte, ein Supermarkt und ein Kiosk.

Ratingen-West entstand im wesentlichen in vier Bauabschnitten:

Die 1. Baustufe von 1967 bis 1970 (Bereich Dresdener Straße/ Westtangente / Breslauer Stra-



Die ersten Häuser entstanden 1967 im Bereich der Dresdener Straße



Der erste Spatenstich am 27. Mai 1966 durch Bürgermeister Peter Kraft. Anwesend waren auch der Düsseldorfer OB Becker, die Ratinger Geistlichkeit und viel politische Prominenz

ße / Leipziger Straße / Magdeburger Straße / Otto-Hahn-Straße / Einsteinstraße / Robert-Koch-Straße und Max-Planck-Straße.

Die 2. Baustufe von 1970 bis Juli 1975 (Bereich Dieselstraße / Weimarer Straße / Berliner Straße / Jenaer Straße (Papageienhäuser) / Heinrich-Hertz-Straße / Lindwurm (Grundsteinlegung am 24. 1. 1973) / Firmen entlang der Kaiserswerther Straße und der Westtangente und das Schulzentrum.

Die 3. Baustufe zwischen Juli 1975 und Mai 1979 (Teile des Grachtenviertels / Einfamilienhäuser entlang der Breslauer Straße und der Zeiss-Straße).



Der „Lindwurm“ an der Berliner Straße. In der Holzbaracke im Vordergrund war zunächst der „Konsum“ als erste Einkaufsmöglichkeit, später ein Jugendheim untergebracht

Die 4. Baustufe umfaßte dann das Gewerbegebiet an der Gothaer Straße und das Wohngebiet am Felderhof.

In dem Maße, wie die Wohnbebauung zunahm, verbesserte sich auch die Infrastruktur: Die Buslinie 59 (heute 760) wurde am 4. Dezember 1968 eingerichtet, und am 7. Juni 1974 wurde die Fußgängerbrücke über die Westbahn eingeweiht, eine schnellere Verbindung zwischen der Innenstadt und dem neuen Stadtteil Ratingen West.

Während die katholischen Christen, die der Pfarre St. Peter und Paul zugeordnet waren, die am 18. März 1928 geweihte Filialkirche



Das Grachtenviertel zwischen Jasminweg und Platanenweg

St. Josef an der Bachstraße in Altt-Eckamp besuchen konnten, mußten die evangelischen Christen den weiten Weg nach Tiefenbroich antreten. Jahrelang hatten die Geistlichen von St. Peter und Paul und später die Minoritenpatres von St. Suitbertus die Eckamper Kirchengemeinde St. Josef seelsorgerisch mitbetreut, seit dem 1. Januar 1959 war Eckamp nun eine selbständige katholische Pfarre geworden. Erster Pfarrer und zunächst verantwortlich für 1.500 Seelen war Pfarrer Karl Napp.

Ende 1968 kam für die evangelischen Christen Pastor Bruch nach Ratingen West. Evangelischer

Gottesdienst wurde zunächst im Pfarrsaal von St. Josef und einmal im Monat in einem Klassenraum der Karl-Arnold-Schule abgehalten. Von 1969 an wurde dann schon Gottesdienst im Neubaugebiet gefeiert und zwar jeden Sonntag in der Aula der Albert-Einstein-Hauptschule. Der evangelische Gottesdienst fand um 9.30 Uhr, der katholische um 10.30 Uhr statt.

Nachdem abzusehen war, daß im Neubaugebiet Wohnraum für ca. 12.000 Menschen entstehen sollte, begannen – und das war ein absolutes Novum – beide Gemeinden gemeinsam langwierige Verhandlungen mit der „Neuen Heimat“. Wäre es nach den Plänen der „Neuen Heimat“ gegangen, wäre die katholische Kirche dort gebaut worden, wo heute der „Lindwurm“ an der Berliner Straße steht, und die evangelische Kirche stünde an der Stelle des heutigen Holiday-Inn-Hotels an der Broichhofstraße.

Im Jahre 1970 fand eine erste Großaktion der beiden Gemeinden statt. Innerhalb von sechs Wochen wurden 1.000 Haushalte besucht. Diese Besuche dienten nicht nur Fragen des Glaubens und der Seelsorge, sondern versuchten auch, etwas über die aktuellen Sorgen und Nöte der Neubürger herauszufinden: Ärztliche Versorgung, Apotheken, Dienstleistungen, Verwaltung, Rheinbahnlinien usw. Im gleichen Jahr wurde dann der Standort für ein ökumenisches Kirchenzentrum an der Oppelner Straße festgelegt als Ausdruck gemeinsamen Handelns zum Segen aller Neubürger.

Wie sehr sich Christentum hier den aktuellen Notwendigkeiten vor Ort verpflichtet sah, beweist der Bau des Janosch-Kindergartens 1971/72: Er wurde noch vor den Kirchen gebaut!

Am 29. Oktober wurde der Grundstein für die Heilig-Geist-Kirche der Katholiken gelegt, am 12. Mai 1973 wurde Richtfest gefeiert. In der Baubeschreibung heißt es:

„Während die Wohn- und Nebengebäude des katholischen Zentrums rechtwinklig einander zugeordnet sind und durch horizontale und vertikale Staffelung den Rahmen zur



Die sogenannten Papageienhäuser an der Jenaer Straße



Das ökumenische Kirchenzentrum am Maximilian-Kolbe-Platz (Oppelner Straße) im Jahre 1988

Kirche bilden, ist diese Kirche ein vieleckiger, in der Höhe stark differenzierter, von den Bauformen her ein ineinanderfließender Komplex, von innen vorgezeichnet und bestimmt. Die Kirche soll weder jetzt noch später einen Kirchturm erhalten. An der Außenseite der Chorwand soll jedoch eine kleine Glocke angebracht werden. Die Kirche ist geostet, alle drei Eingänge befinden sich an der Westseite. Hiervon führt der mittlere über eine kleine Vorhalle in den Hauptraum, der zum Altar hin deutlich ansteigt und in der spitz zulaufenden Chorwand endet. Die Nische an der Evangelienseite der Chorwand zur Aufnahme des Tabernakels tritt nach außen in Erscheinung.

Der linke Seiteneingang führt über einen kleinen Betraum – der durch eine Glaswand Verbindung zum Chorraum behält – in die drei Stufen tiefer liegende Bußkapelle mit Taufe und Beichte und so wiederum in den drei Stufen höher liegenden Hauptraum.

Von der Bußkapelle gelangt man außerdem in die Krypta hinab, welche u. a. für Gemeinschaftsfeiern bis zu 50 Personen gedacht ist. Der Ort der Taufe gestattet die Teilnahme der gesamten Gemeinde an der Tauffeier.

Der rechte Seiteneingang führt über einen Vorraum in die Kirche, in den Kirchenchorbezirk und zur Sakristei.

Die tieferliegende Bußkapelle auf



Die katholische Heilig-Geist-Kirche 1974

der linken und der fünf Stufen höher liegende Kirchenchorbezirk auf der rechten Seite ergeben eine räumliche Bewegung, die auf ihre Weise die Achse des Gemeinderumes unterstreicht und in einem Zweifünftelkreis die Gläubigen zum Altar hinordnet.

Die Grundform des großen Raumes ist ein Siebeneck. Durch das Hochziehen der vier Hauptecken entstehen dreieckige Randfelder, die durch ein verstärktes Auflicht zur Verlebendigung des Raumes beitragen und der Decke einen schwebenden Charakter verleihen.“

Am 27. Mai 1973 wurde der Grundstein für die evangelische Versöhnungskirche gelegt, am 14. Dezember 1973 konnte auch hier Richtfest gefeiert werden. Das Kirchenzentrum wurde am 10. No-

vember 1974 ökumenisch eingeweiht.

Neben den kirchlichen wurden auch die kulturellen und sozialen Angebote in Ratingen West verbessert. Aus dem Provisorium „Konsum“ entstand ein Jugendhaus. Das eigentliche Jugendzentrum am Berliner Platz wurde am 6. Dezember 1974 den künftigen Besuchern übergeben. Zur gleichen Zeit entstanden der Rodelberg und der Schwanenspiegel (Oktober 1974). Das Schulzentrum und das Einkaufszentrum am Berliner Platz wurden fertiggestellt. Noch im Jahr 1999 wird das Einkaufszentrum völlig umgestaltet, zwischen den „Papageienhäusern“ soll ein neuer Aldi-Markt ent-

stehen. Seit dem 1. Oktober 1976 findet übrigens jeden Freitag ein Markt statt.

Im Jahre 1977 entstand das Ärztehaus, wenig später das Freizeithaus. Am Berliner Platz findet auch jedes Jahr das traditionelle Oktoberfest der noch jungen KG „Angergarde“ statt. Nach Umbau und Modernisierung des Platzes wurde er am 6. Dezember 1991 der Bevölkerung wieder übergeben.

Nachdem sich bereits am 18. Mai 1973 der Sportverein ASC Ratingen West gegründet hatte, brachten der Bau der Eislauhalle am Sandbach und die Fertigstellung des Schießsportzentrums im Jahre 1991 neue Impulse für das sportliche Leben im neuen Stadtteil.

Als letztes großes Wohngebiet entstand ab 1983 die Wohnsiedlung Felderhof, während an der



Der „Schwanenspiegel“ 1986. Im Hintergrund das Kirchenzentrum

Gothaer Straße gegen Ende der 80er Jahre ein neues Gewerbegebiet eingerichtet wurde. Auffälligstes Gebäude ist das Relaxa-Hotel. Nirgendwo sonst liegen die sozialen Unterschiede in Ratingen West so nahe beieinander: Auf der einen Seite der Straße das Hotel, auf der anderen das Haus Berliner Straße 85/87, entstanden im Rahmen des sogenannten Reisinger-Programmes (benannt nach Ministerialdirektor Reisinger).

Nach Fertigstellung der Süd-Dakota-Brücke im Jahre 1986 hat nun auch die Warterei an der Westbahn ein Ende. Rettungseinsätze können erheblich schneller durchgeführt werden.

Im Bereich der Wohnumfeldverbesserung sei die Umwandlung der Abstandsflächen zwischen den Häuserblocks in Mietergärten genannt. Sie wurden 1990 mit der Goldenen Plakette des Bundesbauministeriums ausgezeichnet. Es finden regelmäßig Mieterfeste statt.

Aus einem Schulprojekt entstand die Kulturinitiative Infra-West. Mit Hilfe des Fördervereins und verschiedener Sponsoren aus Handel und Industrie gelang Schülern und Lehrern des Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasiums die Veröffentlichung des Buches „Ratingen West – Beton und Poesie. Schüler im Dialog mit ihrem Stadtteil.“ Durch dieses Buch wurde das Kultusministeri-

um auf die Schulaktivitäten aufmerksam und ermunterte die Dietrich-Bonhoeffer-Schule, die begonnene Arbeit mit anderen Partnern zum Infra-West-Projekt auszubauen. Grundlage war der Rahmenentwurf GÖS (Gestaltung des Schullebens und Öffnung von Schule) von 1988. Heute ist Infra-West ein Zusammenschluß aller sieben Schulen des Stadtteils, gesponsert von der LEG (Landesentwicklungsgesellschaft NRW), der Nachfolgerin der „NEUEN HEIMAT NRW“ und damit Besitzerin der meisten Wohnungen in Ratingen West. Von Infra-West gehen heute viele kulturelle Impulse aus: Kultur- und Kunstwochen, das Kabarett Westhäkchen, Zeit-Zeit



Das Schulzentrum mit dem Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium

usw.

Ratingen-West ist heute, nach über 30 Jahren, mit 18.000 Einwohnern der zweitgrößte Stadtteil Ratingens. Er ist sicherlich kein Ghetto, aber doch ein Stadtteil mit mancherlei Problemen. Nicht von ungefähr wurde Ratingen West in das Programm „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“ der NRW-Landesregierung einbezogen. Vieles läßt sich noch verbessern, einiges wurde bereits getan, doch kann man eines nicht leugnen: Die meisten Bürger in West lieben ihren Stadtteil und wohnen gerne dort. Sie ruhen nicht zu betonen, daß Ratingen West nicht so schlecht ist, wie es oft dargestellt wird.

Klaus-Dieter Mönch



Jedes Jahr findet auf dem Berliner Platz das von der KG „Angergarde“ organisierte Oktoberfest statt

Mein Ratingen West

Meine älteste Erinnerung an Ratingen West ist die einer weiten dunklen Fläche zwischen Tiefenbroich und Düsseldorf, die zu betreten mit furchtbaren Gefahren verbunden war. Es lebten dort, nach den Erzählungen der Erwachsenen, die Abendmutter und der Bullemann neben Räufern, Hexen und Dämonen, die jedes fremde Kind auf der Stelle in Feldsteine, Baumstümpfe oder Kröten verwandelten. Kam ein Tiefenbroicher ungeschoren aus der Einöde zurück, war er für mich einer, der sich mit den finsternen Mächten

verbunden hatte und fortan mit Vorsicht zu behandeln war.

Nach dem Zweiten Weltkrieg verwandelten sich die bösen Dämonen in berittene Hilfspolizisten, die auf den Bauernhöfen schmarotzten und bettelnde Hungergestalten unnachgiebig vertrieben.

Noch im Alter von fünfzehn bis achtzehn Jahren bewegte ich mich geduckt und schauernd durch das Land, das jetzt Ratingen West heißt, wenn ich meinen Freund, der hier auf einem Bauernhof arbeitete, besuchen wollte.

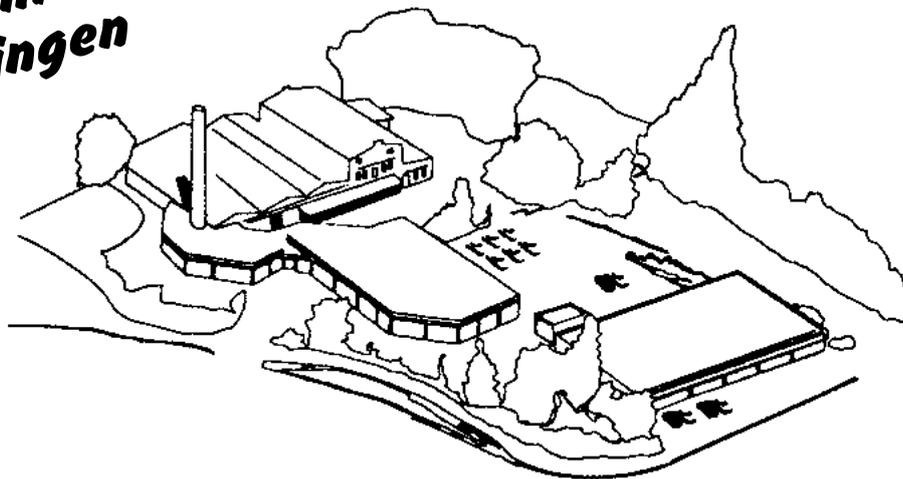
Wenn ich heute mit dem Fahrrad durch Ratingen West fahre, stelle ich mir jedesmal vor, daß die Dämonen meiner Kindheit in den weitläufigen Kanälen und Kellern unter den Häuserbergen eine „Neue Heimat“ gefunden haben.

Ratingen West bleibt wohl für mich ein verzaubertes Land, wo die Menschen nur vorübergehend zu Gast sind und die Gestalten meiner Erinnerung eines fernen Tages wieder lebendig werden.

Erwin Wuillemet



**40 Jahre
in Ratingen**



Ford-Haupthändler

40878 Ratingen · Hauser Ring 70-74

Telefon 02102/3000-0 · Telefon 02102/3000-32

Peter Schleswig

„Willkommen bei der Auskunfft! ... Haben Sie bitte etwas Geduld ... Sie werden gleich bedient!“

Am Fenster, alleine.

In seinen rechten Gehörgang ergoß sich seichte Unterhaltungsmusik, unterbrochen von kurzen Warteschleife-Verteuerungen: „Haben Sie noch etwas Geduld ... Sie werden gleich bedient!“

Am Fenster, alleine. Er saß am Fenster, schaute hinab. Der Abend war klar. Unten, tief unten auf dem Platz sah er Bewegung. Undeutlich, gelbe Punkte, die sich hin und her bewegten. Spielende Kinder? Vielleicht nur herrenlose Müllsäcke im Wind.

Peter, dachte er, Peter Schleswig, hoch oben, nah den Wolken.

In der Wohnung war es still und stickig. Vollklimatisiert, doch stickig. Fenster, nicht zum Öffnen. Zum Hinausschauen. Psychologische Notwendigkeit: nicht öffnen, nur hinaus schauen.

Er kritzelte Striche auf ein Stück Papier. Blumen oder so.

Am Fenster, alleine. Hinaus in den blauen Abend treiben – Erinnerungen an einen Menschen, der man war.

Er hörte Schritte, dumpf auf Teppichboden, draußen auf dem Gang, vielleicht auch nebenan. Die Wände waren dünn in diesen Häusern. Irgendwo: Schreien, Schimpfen – das Ehepaar – über oder unter ihm – sie hatten wieder einmal

Streit. Glas klirrte. Dann war es still.

In seinem Ohr war immer noch Musik, dann und wann das „... haben Sie Geduld!“ Er hatte viel Geduld.

Seine Füße waren kalt. Auch seine Hände. Er hätte sich etwas Wärmeres überziehen sollen, doch plötzlich – ein Klick in seinem Ohr:

„Grete Sagmir, guten Tag, was kann ich für Sie tun?“

Stille. Schweres Atmen, dann: „Ich würde gerne eine Nummer haben ..., bitte.“ „Selbstverständlich, geben Sie mir Namen, Anschrift...“ „Schleswig, der Nachname. Schleswig. In Ratingen. Den Vornamen weiß ich nicht.“ Seine Stimme war sehr schwach. Ein Schleswig, dachte er und sagte erneut „den Vornamen ... ich kann mich nicht entsinnen...“

Er hörte, wie sich am anderen Ende der Leitung Finger auf einer Computertastatur bewegten, leises Prasseln, fast wie Regen.

„Schleswig, Schleswig...“, sprach die Frau, „Da haben wir so einige ... wissen Sie wirklich nicht den Vornamen oder die Straße?“

„Peter“, sagte er nicht.

„Berliner Straße“, sagte er nicht.

„Welche gibt es denn zur Auswahl?“, fragte er, „Ich weiß nur... Eine Nummer im Bezirk West, mit 4 vielleicht“. Er malte Striche auf das Blatt Papier, Blumen oder so. Draußen wurde es

dunkel, und ein blasser Mond schaute hinein durch das schmutzige Fenster. „Da gibt es einen Walter, einen Franz...“, die Auskunfft-Frau klang etwas böse, überlastet, Telefongeklingel im Hintergrund.“ ... einen Peter, einen Christoph...“

„Wie sagten Sie – Peter?“

„Ja, Peter. Peter Schleswig. Möchten Sie die Nummer haben?“

„Ja, ja – der ist es wohl. Wie sagten Sie, Peter – nicht? ...“, in der Leitung klickte es. Kein Abschiedsgruß der Auskunfft-Frau, nur eine Tonbandstimme sprach die Zahlen ... Er ließ den Hörer sinken, schaute aus dem Fenster. Die Tonbandstimme redete weiter, ganz leise, ganz fern.

Unten, tief unten auf dem Platz, da gingen die Laternen an. Niemand war mehr draußen. Wer würde auch bei Nacht hinausgehen?

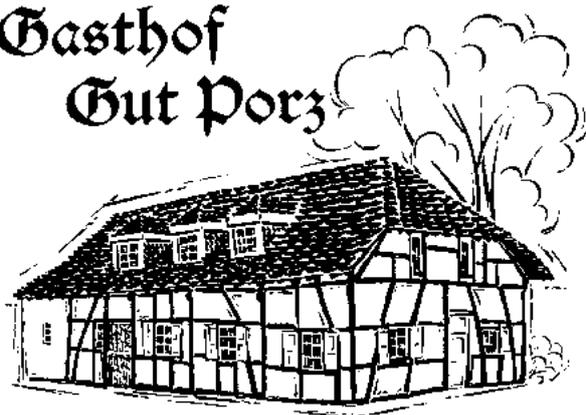
Peter legte das Telefon aus der Hand. Er stand auf. Er rieb sich die kalten Hände, berührte seine Stirn. Dann begann er, auf und ab zu gehen. Hin und her im Raum, immer wieder – wie so viele es wohl taten in diesem Haus, in dieser Nacht.

Peter Schleswig, dachte Peter, Peter Schleswig.

Jan C. Valk

(Jan C. Valk ist Vorsitzender des freien Literaturkreises IMO HAR e.V.)

Gasthof Gut Porz



Unsere Öffnungszeiten:

Mo.-Sa. 17.00 – 1.00 Uhr

An Sonn- und Feiertagen sind wir
ab 11.00 Uhr durchgehend für Sie da.

Dienstag Ruhetag

Küche von 18.00 – 22.30 Uhr

40885 Ratingen-Lintorf · Hülsenbergweg 10
Telefon 02102/934080

Kultur in Ratingen West

Nicht so ganz einfach, dieses Thema in einer kurzen Abhandlung zu fassen. Der Artikel ist aus meiner Kenntnis des Stadtteils heraus entstanden und nimmt meine Erfahrungen seit 1978 als Lehrer am Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium und seit 1991 als Koordinator schulübergreifender Aktivitäten im Stadtteil auf. Daher ergibt sich zwangsläufig ein Schwerpunkt in der Darstellung aus eben dieser meiner Perspektive und kann daher gewiss nicht der ganzen Vielfalt von Ereignissen und Entwicklungen in Sachen Stadtteilkultur in Ratingen West gerecht werden.

Was mir als erstes zum Thema durch den Sinn geht, ist die Frage, ob es in diesem Stadtteil überhaupt ein Bewusstsein von einem gemeinsamen Ganzen gibt, zu dem man sich zugehörig fühlt? Ratingen West, wie ist das überhaupt durch seine Bewohner definiert? Natürlich gibt es die verwaltungsmäßige Einheit, die begrenzt ist durch die Eisenbahnlinie im Osten, die Stadtgrenze von Düsseldorf im Süden und Westen und die Kaiserswerther Straße im Norden. Aber gibt es dieses Ratingen West in den Köpfen und in den Herzen?

Schaut man genau hin, ist der Stadtteil in sich stark gegliedert und zeigt ein mehr oder weniger unverbundenes Nebeneinander der Funktionen Arbeiten und Wohnen. Was letztere angeht ist noch einmal ganz stark zu differenzieren. Zum Beispiel die Volkardeyer und die Grachtensiedlung sind für viele, die dort wohnen, zunächst einmal vor allem ein sehr angenehmes Wohngebiet im Randbereich von Ratingen und vor den Toren Düsseldorfs. Viele der Bewohner, wie auch die des traditionell gewachsenen Kerns Eckamp, fühlen sich eigentlich gar nicht zu West gehörig.

Aber West auf die Hochhauskomplexe zu reduzieren und so als Einheit zu definieren, ist nun auch falsch, denn bei näherem Hinsehen hat hier auch wieder jedes Haus seinen eigenen Charakter, seine eigene Identität. Dabei ist

der Aspekt Eigentums- oder Sozialwohnungs-Bau nur ein Faktor.

Aus meiner Wahrnehmung sind es zwei Gruppen von Bewohnern, für die der Gedanke eines kulturell eigenständigen Stadtteils Ratingen West fremd und möglicherweise unbedeutend erscheint. Da sind zum einen die besagten Bewohner, die West als ruhigen Wohnvorort schätzen, dessen insgesamt als gut empfundene Infrastruktur man nur partiell nutzt und an den gar keine allzu großen Angebotserwartungen etwa im kulturellen Bereich gestellt werden. Hier fühlt man sich eher nach Ratingen Mitte, Düsseldorf oder noch weiter in die Region hingezogen.

Zum anderen gibt es zahlreiche Bewohner im Stadtteil, die sich hier nur auf einem Zwischenstopp fühlen, ihre Wohnsituation als eine Übergangslösung empfinden und daher ebenfalls keine größeren Ansprüche an ein kulturelles Angebot stellen. So war und ist es nach wie vor schwer, Kultur anzubieten, die einen breiten Teil der Bevölkerung anspricht. Neben den räumlichen und Ausstattungsmängeln des Hauses war dies gewiss ein Grund, weshalb es dem Kulturamt der Stadt Ratingen kaum gelingen konnte, das Freizeithaus in Ratingen West zum kulturellen Mittelpunkt des Stadtteils zu machen. Dieser Kristallisationspunkt fehlte.

Einfach so in die Landschaft gesetzt nach dem städtebaulichen Leitprinzip der 60er Jahre „Urbanität durch Dichte,“ mussten sich die Menschen aus allen Teilen Deutschlands, Europas und der Welt, aus allen möglichen sozialen Schichten, diese neue künstliche Bastion der Ratinger Siedlungsfläche sozial und kulturell urbar machen. Es galt diesen Raum in der Auseinandersetzung mit der baulich-räumlichen und sozialen Umwelt zu beseelen.

Am ehesten gelang es, die kulturellen Pflänzchen da zu setzen, wo sich die ersten festen Kommunikationsstrukturen herausbildeten. So in den neuen Schulen des Stadtteils, alle ausgestattet mit

jungen, dynamischen Kollegien und einer engagierten Elternschaft, die schon von ihren Anfängen her mehr waren als Stätten reiner Wissensvermittlung. Das gleiche passierte in den Kindergärten, in den Kirchengemeinden, im Jugendclub, beim Abenteuerspielplatz, beim Familienbildungswerk der AWO sowie beim ortsansässigen Sportverein ASC. Feste dieser Einrichtungen hatten sehr schnell den Charakter von Stadtteilstellen und wegen der Zusammensetzung der jeweiligen Besucherschaft auch immer schon ein multikulturelles Flair.

Viele Aktivitäten aus diesen Einrichtungen haben sich über die Jahre zu kontinuierlichen Bestandteilen der Stadtteilkulturarbeit entwickelt und haben wesentlich zur Verbesserung der Kommunikationsstrukturen beigetragen. Im Folgenden will ich mich schwerpunktmäßig mit den Schulen beschäftigen.

Zunächst zu den drei neu gegründeten Grundschulen. Anzumerken ist, dass die Karl-Arnold-Schule schon auf die alte Eckamper Volksschule aus dem Jahr 1911 zurückgeht. Vor allem die künstlerisch-musischen Angebote der Grundschulen, die zu regelmäßigen Festanlässen dargeboten werden, sind hier zu nennen. Diese Schulen widmeten sich vor allem auch der Brauchtumpflege und -entwicklung in dem ganz jungen Ratinger Stadtteil, besonders des Martinsbrauchs.

Kontinuierlich arbeiten die künstlerisch-musischen AG's an den Grundschulen. Ergebnisse von Chor-, Flöten-, Instrumental- und Theaterkreis verleihen den entsprechenden Schulfesten immer wieder den Charakter von Stadtteilstellen. Zwischen der Erich-Kästner-Schule und der Helen-Keller-Schule für Geistigbehinderte besteht seit vielen Jahren eine enge Beziehung. Gegenseitige Besuche und gemeinsame Feiern gehören zum Alltag der beiden Schulen. Die Astrid-Lindgren-Schule organisiert in diesem Jahr zum zweiten Mal die Produktion

eines Westkalenders unter Beteiligung aller Grundschulen und Kindergärten. Die Astrid-Lindgren-Schule und die Erich-Kästner-Schule sind seit diesem Jahr an dem Projekt „MUSE“ der Yehudi-Menuhin-Stiftung beteiligt und arbeiten dabei mit professionellen Künstlern zusammen.

Die Helen-Keller-Schule für Geistigbehinderte legt ganz großen Wert auf Kooperation. In zahlreichen Arbeitsgemeinschaften, zum Teil in Zusammenarbeit mit anderen Schulen, Vereinen und Verbänden können die Schülerinnen und Schüler interessante Erfahrungen machen, an Wettbewerben teilnehmen und in einigen Lernbereichen Kontakte knüpfen zu nichtbehinderten Kindern und Jugendlichen. Die Schule ist sehr daran interessiert, das gemeinsame Werk- und Schwarzlichttheaterprojekt mit der Dietrich-Bonhoeffer-Schule sowie die bestehenden Kontakte zur Erich-Kästner- und der Käthe-Kollwitz-Schule zu erhalten. Für ihr Schulhofterrain, das die Schule gern zum Stadtteil hin öffnet, ist für die Zukunft ein Sinnesparcours geplant. Hierfür wie auch für die weitere Ausgestaltung des Schulgebäudes ist an eine Zusammenarbeit mit Ratinger Künstlern gedacht.

Seit drei Jahren findet nun auch ein Weihnachtsmarkt in West statt, initiiert von der Mutter-Gruppe aus dem Jugendclub. Er wird heute von allen im Stadtteil wirkenden Gruppen und Institutionen getragen. Auch hier waren es wieder die Schulen, die wesentliche inhaltliche und organisatorische Aufbauarbeit geleistet haben. Besondere Erwähnung verdient hier die Astrid-Lindgren-Schule, in deren Räumlichkeiten auch jetzt schon fast traditionell die vorbereitende Arbeitsgruppe tagt.

Bei den weiterführenden Schulen bemüht sich die Käthe-Kollwitz-Realschule seit Jahren, über ihre Kontaktbrücke Eltern, Schüler und Bürger aus dem Stadtteil zu Diskussions- und Informationsveranstaltungen zusammenzubringen. Ferner hat sie Auftritte von Theatergruppen im Stadtteil organisiert und den Besuch auch für Schüler anderer Schulen und für Bürger möglich gemacht. Sie hat kostengünstige Besuche für Bürgerinnen

und Bürger sowie Schülerinnen und Schüler aus dem Stadtteil im Düsseldorfer Schauspielhaus organisiert. Töpferkurse waren hier in den letzten Jahren nicht nur für Schüler und ihre Eltern, sondern auch für Bewohner aus dem Stadtteil offen.

Am Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium begann schon 1979 die Arbeit einer Theater-AG, die über die Jahre vielbeachtete Aufführungen im klassischen Schülertheater hervorbrachte. Seit 1989 gibt es hier ferner eine Schüler-Kabarettgruppe, in den ersten Jahren hieß sie „Die Stichlinge“ und danach „Westhäkchen“. Entsprechend dem Wandel in der deutschen Kleinkunst- und Jugendkulturszene hat sie heute neben Kabarett- auch Comedy-Elemente aufgegriffen. Zahlreiche Gastspiele andernorts, die Beteiligung bei zwei NRW-Festen und Preise (für Laientheatergruppen der Stadt Ratingen, Landes-Schülertheater-Treffen-NRW) haben der Gruppe einen Namen eingebracht, der deutlich über den Stadtteil hinausragt. Der Stadtteilzirkus Pfiffikus hat seine Wurzeln ebenfalls in der D-B-S. Immer wieder gelang es an der D-B-S dank des Engagements des Kollegen Klaus Wittfeld musische Aktivitäten aus der Schule auf ihren Veranstaltungen so zu präsentieren, dass sie zu wichtigen Akzenten des Stadtteilkulturlbens wurden. Zu nennen sind hier die Sommermusikfeste, die

Kammermusikabende. Ferner bemühte sich die Schule auch, Gruppen von außen einzuladen, gerade im Bereich experimenteller Musik. Ein Großereignis in den ersten Septembertagen war eine große Schlagerrevue, in der neben Schülerinnen und Schülern auch Lehrerinnen und Lehrer, Eltern und Ehemalige mitwirkten. So werden diese Veranstaltungen auch wegen des vorzüglich organisierten Drumherums mit unterrichtlicherseits vorbereiteter Deko und liebevollem Catering immer wieder zu einem echten Ereignis werden.

Die Martin-Luther-King-Schule hat an zahlreichen schulübergreifenden Kulturveranstaltungen mitgewirkt und ihre Räumlichkeiten für die Aktion „West gegen Rechts“ im Februar 1993 und den Schulkulturtag im Oktober 1993 sowie das Theaterstück „Baal“ durch das Schauspielhaus Düsseldorf zur Verfügung gestellt. Im Schuljahr 92/93 führte eine Kollegin der Schule einen schulübergreifenden Sprachkurs Türkisch durch, in dem neben der Kollegin türkische Schüler als Lehrer auftraten. Neben der Sprachvermittlung ging es vor allem auch um Kultur und Religion und wechselseitige Vorurteile. Seit Jahren ist die M-L-K-S an einem Projekt der Bertelsmann Stiftung (ÖBUS, öffentliche Bücherei und Schule) beteiligt und versucht, in Zusammenarbeit mit der Stadtbücherei Kinder und Jugendliche ans Lesen heranzu-



Die Kabarettgruppe „Westhäkchen“

führen. Was die Netzwerkbildung im Stadtteil angeht hat sich die Schule vor allem um eine enge schulübergreifende Kooperation mit den ortsansässigen Vereinen bemüht. Ein besonderer Schwerpunkt der Schule liegt hier auch in den Kontakten zur lokalen Wirtschaft, insbesondere unter dem Aspekt der Berufswahlvorbereitung. Inzwischen für die ganze Stadt Ratingen von Bedeutung ist die jährliche Berufsinformationsbörse.

Große Verdienste für die Kultur und Kommunikation im Stadtteil haben sich das Kinderzentrum und der Städtische Jugendclub gemacht, indem gerade sie vielen aus der Gruppe, die sich vielleicht nur auf Zwischenstation in West gefühlt haben, ein Stück Identität vermittelt haben. Diese Einrichtungen sind nicht nur als Treffpunkte bedeutsam. Das Kinderzentrum, besser bekannt bei vielen als „Abenteuerspielplatz“, hat zahlreiche Musik- und Theaterangebote mit Jugendtheatergruppen organisiert.

Was den Jugendclub angeht, kann man mit Fug und Recht sagen, dass sich hier die authentischste Stadtteilkultur entwickelt hat. Jugendliche unterschiedlicher nationaler und sozialer Herkunft haben sich über die Hip Hop Kultur (Graffiti, Breakdance, Rapmusik) getroffen. Mit Geduld und Geschick ist es dem Club und seinen Musikpädagogen gelungen, immer wieder junge Leute dahin zu bringen, dass sie sich aus ersten Ideen und Erstversuchen einfach so zum Spaß ganz ernsthaft mit den Hip Hop Genres beschäftigen. Schließlich hat es die Gruppe „Fresh Familiee“ bis hin zu nationalem und internationalem Ruhm im deutschsprachigen Raum vor allem in der entsprechenden Szene gebracht. 1992 produzierte die „Fresh Familiee“ ihre erste LP, die erste CD folgte 1993, die zweite im September 1995, die dritte 1997. Tachi Cevik ist seit Jahren Front Rapper bei der „Jazzkantine“ und hat mit dieser Gruppe mehrere Platten produziert und erfolgreiche Tourneen durch das In- und Ausland durchgeführt. Im Juli 1999 wirkte Tachi Cevik bei dem überaus erfolgreichen Projekt „Tanzkantine“ am Staatstheater in Braunschweig mit.



In die Fußstapfen der „Fresh Familiee“ sind immer wieder andere junge Künstler nachgerückt, die zum Teil auch schon die Nähe zum Profilage erreicht haben. Besonders die beiden CD Produktionen mit der Posse „Westpack“ aus 1997 und 1998 dienten einigen der Nachwuchsleute als Visitenkarten für die Medien und bei Plattenfirmen. Hip Hop aus West war bei den meisten „Rock am See“-Veranstaltungen vertreten. Der Rapper Diptesh Banerjee, vormals bei den Gruppen „Radical X-Press“ und „Schrecklich Fette Familiee,“ schreibt inzwischen auch Gedichte und Kurzgeschichten.

Ganz wichtig war in Ratingen-West die integrative Arbeit der katholischen und evangelischen Kirchengemeinde. Von jeher spielten kulturelle Angebote wie Chor- und Instrumentalkreis, Konzerte und Theaterabende auch mit von außen eingeladenen Künstlern eine große Rolle. Die Versöhnungskirche hat für diese Veranstaltungen oft genug einen ungewöhnlichen Rahmen geboten. Die Gruppe „Imbiss“ der evangelischen Kirchengemeinde ergänzt mit

ihrem klassischen Kabarettprogramm die lokale Kleinkunstszene. Die Pfarrfeste beider Stadtteilfesten haben echten Stadtteilfest-Charakter und beziehen Aktivitäten auch aus den Schulen ein. Herausragend in der Außenwirkung und in die Region hin ausstrahlend ist natürlich das von Pfarrer Ludwin Seiwert initiierte Glaubensforum. Um die ganze Vielfalt der Aktivitäten in den Kirchen darzustellen, fehlt hier der Raum. Hier wäre in der Tat eine zusammenfassende Darstellung einmal gefragt, die auch die Arbeit des Familienbildungswerks der AWO aufarbeitet, das sich schwerpunktmäßig den kulturellen und sozialen Belangen ausländischer Mitbürger widmet. Die AWO-Filiale an der Berliner Straße ist ein wichtiger Treffpunkt und Organisator von interkulturellen Festen und Begegnungsmöglichkeiten. Im Februar 1996 fand ein großes türkisches Fest im Freizeithaus statt, zu dessen Kulturprogramm zahlreiche Schüler Beiträge geleistet haben.

Natürlich kann die starke integrative Arbeit des größten ortsansässigen Sportvereins, des ASC, hier nur erwähnt werden. Der Verein versucht auch immer wieder bei Vereinsfesten oder bei seiner Familiade Sport und Kultur miteinander zu verbinden. Bei der Zeit 1999 war er dauerhaft mit einem Bewegungsangebot präsent (Tischtennis). Er ist auch ganz intensiv eingebunden in die Vernetzungsaktivitäten über den BLK-Modellversuch und das kommunale Handlungsprogramm Westpol.



Auftritt der Kabarettgruppe „Imbiss“ der evangelischen Kirchengemeinde am 24. Mai 1999

zwischen den Schulen im Stadtteil, dem Schulverwaltungs-, Kultur-, Jugend- und Umweltamt und weiteren Partnern konnte einiges an Netzwerkbildung im Stadtteil vorangetrieben und zahlreiche wichtige Initiativen vor allem in den Bereichen Kultur / Sport / Freizeit / Kommunikation vorangebracht werden. „Infra West“ als Initiative der Schulen wurde dabei inhaltlich und organisatorisch immer näher mit dem kommunalen Handlungskonzept für Ratingen West (Arbeitstitel Westpol) verknüpft und die Zusammenarbeit mit den Sponsoren, vor allem der LEG NRW ausgebaut. Einige der herausragenden Aktivitäten seien hier aufgeführt:

- Der jährliche Weihnachtsmarkt seit 1996
- Der Stadtteilkalender mit der Fortuna-Apotheke seit 1996
- Der Stadtteilkalender der Kindergärten und Grundschulen seit 1998
- Die „Zelt Zeit“ am Grünen See seit 1998, die mit ihren professionellen Angeboten über die Stadt Ratingen in die Region ausstrahlt
- 2 CD-Produktionen des Städtischen Jugendclubs, durch die jedes Mal neue, junge Künstler in die Nähe der Profiszene gebracht wurden
- Der Stadtteilzirkus Pfiffikus, an dem Kinder aller Schulformen teilnehmen
- Die Stadtteilzeitung Westpol
- Das Stadtteilkochbuch Beton und Cuisine 1996
- Die von Schülern organisierten Kleinkunst-Veranstaltungen im Freizeithaus, die bereits zahlreiche Stars nach West gebracht haben, Stars aus dem Fernsehen fast zum Anfassen gleich um die Ecke (Die Gruppe Freundeskreis, Dieter Nuhr, Herbert Knebel's Affentheater, Ingo Appelt, Michael Mittermeier, Jürgen Becker, Dreigestirn Köln Eins, Gaby Köster, Kalle Pohl). D-B-S Lehrer Klaus Wittfeld hat seine Truppe heute soweit, dass sie quasi professionell arbeitet.
- Workshops für Tonarbeiten, Tanz, Theater, Zirkus, Percussion

Ganz besonders zu erwähnen ist die LEG NRW, die durch ihr finanzielles Engagement dem Projekt Infra West zu einem langen Atem verholfen hat. Dabei ging die finanzielle Seite durchaus über den in der Infra West-Vereinbarung festgelegten Rahmen hinaus. Außerdem half sie mit Know-how und vermittelte viele wichtige Kontakte. Besonders zu erwähnen ist dabei die Arbeit von Herrn Dieter Karg, der die schulischen Aktivitäten von Beginn an begleitet und inhaltlich und organisatorisch ganz wesentlich geholfen hat.

Herausragende Projekte, die noch außerhalb der Infra West-Vereinbarung von der LEG NRW unterstützt worden waren:

- 1989 Das Buch „Beton und Poesie I“
- 1991 Graffiti Aktion, Sprüher um Tachi Cevik gestalten einen Hausdurchgang
- 1993 CD-Produktion „Im Dickicht der Stadt“ der D-B-S Lehrband „Pariser Leben“
- 1993 Die Premiere von „Rock am See“
- September 1993: LEG Fest auf dem Berliner Platz mit Chris Andrews
- 1994 Das Buch „Beton und Poesie II“ mit Bildern und Gedichten, von Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen und Senioren, von Laien und von Profis, allesamt im Stadtteil, gesammelt
- 1994 Finanzierung eines Gastspiels verschiedener Kulturgruppen aus Ratingen West in der Partnerstadt Beelitz (Radical X-Press, Orient Express, Westhäkchen, Neandertalerinnen, das Duo Schneider-Wittfeld)
- 1995 CD-Produktion mit der Hip Hop Formation „Radical X-Press“
- 1996 Das Buch „Beton und Cuisine“
- Die Zelt Zeit 1998 und 1999, andere Sponsoren konnten hinzugewonnen werden: Sparkasse Ratingen, Freizeitpark Blauer See GmbH, Stadtwerke Ratingen, Mitsubishi Electric Europe, Eutelis Consult GmbH, Promat GmbH, Autohaus Scheller, ABB Calor Emag AG, Relaxa Hotel, Autohaus Sahm, Schneider Electric GmbH, Cosko Parfümerie Vertrieb GmbH, Johann und Wittmer.

Die Aktivitäten haben ganz verschiedene Gruppen aus der Bevölkerung zusammengebracht und mehr Verständnis für einander entwickeln lassen, Vorurteile konnten zumindest teilweise abgebaut werden. Gewiss ist ein Stück Identitätsfindung für den Stadtteil gefördert worden und vor allem auch das Image nach außen verändert worden. Daneben sind vielen Jugendlichen Chancen eröffnet worden, die sie sonst so nicht gehabt hätten, sie konnten berufliche Perspektiven entwickeln, die ihnen sonst verschlossen gewesen wären.

Sicher können diese Aktivitäten nicht die gesellschaftlichen Probleme lösen, die hinter den Konflikten in Ratingen West stehen, aber sie können sie abmildern, eine andere Funktion kann Kultur auch niemals haben. Und abgeschlossen sein wird das Projekt nie. Denn die gesellschaftlichen Veränderungen im Stadtteil sind rasant. Die Bevölkerung geht weiter zurück, von etwa 20.000 Einwohnern 1990 auf heute 18.200. Die Zusammensetzung ändert sich. Als Folge der Entspannung auf dem deutschen Wohnungsmarkt ziehen die Besserverdienenden weg, der Anteil der Aussiedlerfamilien steigt, die Veränderung der Altersstruktur der Bevölkerung in Deutschland macht sich abgeschwächt natürlich auch hier bemerkbar. Diese Veränderungen machen es natürlich erforderlich, dass die Verantwortlichen hierauf reagieren. Das „Sozietop Großwohnsiedlung“ ist sehr labil und kann jederzeit instabil werden. Gerade deshalb ist die kulturelle Arbeit in den Schulen so besonders wichtig, denn mit zunehmender Segregation sind sie häufig sogar der einzige Ort, an dem sich Kinder und Jugendliche unterschiedlicher sozialer Schichten und Nationalitäten begegnen, wo Ethnien- und Religionsvielfalt, Langzeitarbeitslosigkeit, Armut, familiäre Erziehungsstile und Bildungsinteressen, gesellschaftliche Isolation von Alleinerziehenden oder Familien in Notlagen und vieles andere mehr verarbeitet werden können.

Vielleicht helfen neben den vielen kleineren Aktivitäten der Einzelakteure solche großen gemeinsamen Veranstaltungen wie Weihnachtsmarkt und „Zelt Zeit“, die



Während der „Zelt Zeit“ -Tage im Mai 1999 fand auch ein „Zelt Zeit“ - Trödelmarkt statt

kulturelle Identität des Stadtteils zu fördern, gerade wenn sie eine Tradition entwickeln und eine große öffentliche Resonanz erhalten.

Zum Ende des Jahres wird der Abschlussbericht zum BLK-Modell-

versuch erscheinen, in dem die Aktivitäten der Schulen, die natürlich neben kulturellen auch zahlreiche andere stadtteilbezogene Aktivitäten umfassen, erscheinen.

Eine dreibändige Pressedokumentation liegt bereits vor. Sie

geht bis auf das Jahr 1989 zurück. Nachfragen hierzu über das Infra West Büro (Telefon und Telefax: 021 02/47 20 55).

Heiner van Schwamen

IMMOBILIEN



DIETER SCHYMIK GmbH



Hier finden Sie uns!

Ihr kompetenter Partner bei der Vermittlung und Finanzierung von Ein- und Mehrfamilien-Häusern, Eigentums- und Mietwohnungen, gewerblichen Wohn- und Geschäftsobjekten.

Turmstraße 30 · 40878 Ratingen
Telefon (0 21 02) 2 80 88 · Telefax (0 21 02) 2 67 62

Das große Kirchenzentrum in Ratingen West wird 25 Jahre alt



Das Kirchenzentrum am Maximilian-Kolbe-Platz in Ratingen West. Vorne links die katholische Heilig-Geist-Kirche, rechts daneben Kindergarten, Pfarrhaus, Bücherei und Pfarrsaal. Im Hintergrund das evangelische Gemeindezentrum mit der Versöhnungskirche

Gemeinsam - wie sie vor mehr als einem Vierteljahrhundert zusammen planten, bauten und das neue Kirchenzentrum mitten im Neubaugebiet von Ratingen West einweihten - feierten nun die katholische und die evangelische Kirchengemeinde auch das 25jährige gemeinsame Wirken und Bestehen ihrer Einrichtungen. Dazu gehörten etwa ein Laternenfest, Kinder- und Jugenddisco, Familiennachmittage und Projektstage, ein Diavortrag über das „liebenswerte Ratingen-West“, ein Gespräch über das in dem neuen Stadtteil interessante Thema „Soziale Dienste“, dazu natürlich ein Seniorennachmittag und auch ein Frauentag mit den Themen „Von der Freude am Leben“ und „Einander gut tun“ und schließlich neben anderen kirchlichen Veranstaltungen ein abschließender ökumenischer Gottesdienst in der Versöhnungskirche.

„Aber wie war das eigentlich vor etwas mehr als zweieinhalb Jahrzehnten im ‚Wilden Westen‘ der Stadt?“, wie das Neubaugebiet damals von „alten Dumeklemmern“, die vielfach bis heute noch keinen Fuß in das „Ratinger Manhattan“ gesetzt haben, genannt

wurde. Auch „Ureinwohner“ von Eckamp - wie der große Stadtteil mit immerhin fast einem Viertel der Ratinger Gesamtbevölkerung bis heute auch genannt wird - müssen sich mittlerweile bei dieser Frage selbst oft erst noch einmal Gedanken machen, um die Erinnerung zu wecken. Auf dem ehemals freien Ackergelände zwischen Volkardeyer Straße und Kaiserswerther

Straße und zwischen der von der Stadt mehr oder weniger willkürlich entlang eines ehemaligen Feldweges angelegten Westtangente und der Broichhofstraße kurz vor dem „Zubringer“ hatte sich eine emsige Bautätigkeit entwickelt. Zunächst nicht sonderlich attraktiv erscheinende Mietwohnhäuser waren entstanden, und weiter im Westen begannen mächtige Hochhäuser, wie man sie sich bis dahin in Ratingen überhaupt nicht vorstellen konnte, aus dem Boden zu wachsen. Nur ganz allmählich und teilweise unter großen Wehen begann auch die Infrastruktur, die Grundversorgung mit dem Lebensnotwendigen, in diesem Neubaugebiet zu wachsen. Mit der „religiösen Grundversorgung“ war das nicht viel anders. Im nahe gelegenen Tiefenbroich, wo sich schon verhältnismäßig früh auch ökumenisches Wirken entfaltet hatte, war Mitte der 50er Jahre am Alten Kirchweg die neue evangelische Kirche gebaut worden, die nun auch die Versorgung der evangelischen Christen im Neubaugebiet übernahm. Für die katholischen Christen gab es an der Bachstraße im „alten Eckamp“ ein kleines Pfarrzentrum mit der Ende der 20er Jahre in einem eigenartigen



In der Bildmitte der vom Architekten Karl Granderath 1928 errichtete erste Kindergarten der St. Josefskirche in Eckamp. Links davon der nach dem Zweiten Weltkrieg gebaute kleine Pfarrsaal

Stil errichteten St. Josefs-Kirche, einem mehr behelfsmäßigen Kindergarten und einem kleinen Pfarrhaus. Dort war 1959 Pastor Karl Napp als erster Pfarrektor der St. Josefsgemeinde eingezogen. Ein paar Jahre später gelang es seinem unermüdlichen Bemühen, im Bogen der alten Volkardeyer Straße einen neuen Kindergarten zu bauen, in dem - wie er bei der Einweihung betonte - auch die evangelischen Kinder aufgenommen werden sollten, wofür ihm Pfarrer Dr. Zimmermann von Tiefenbroich im Namen der evangelischen Gemeinde dankte. Schließlich kam anstelle des alten Kindergartens neben der kleinen Kirche auch noch ein bescheidener Pfarrsaal hinzu. Ende der 60er Jahre bildete sich in der kleinen St. Josefsgemeinde eine Altengemeinschaft, für die auch eine kleine Alttagesstätte eingerichtet wurde. Und ein paar Monate später trafen sich im Pfarrsaal von St. Josef auf Einladung von Pastor Karl Napp und Pfarrer Bruch, der mittlerweile die evangelische Gemeinde Tiefenbroich übernommen hatte, zum ersten Mal alte Menschen aus Eckamp, die alteingesessenen und die erst in den letzten Monaten neuzugezogenen, die katholischen und die evangelischen zu einer Altenfeier im Geist der Ökumene. Absicht dieses Treffens war es, wie Pastor Napp sagte, Trennendes zu beseitigen. Die Betagten aus dem alten Stadtteil Eckamp und aus dem wachsenden großen Neubaugebiet sollten sich näherkommen. Caritas und Innere Mission trugen ihren Anteil dazu bei, und Mitglieder der Frauengemeinschaft von St. Josef und Helferinnen des Deutschen Roten Kreuzes umsorgten und bewirteten die alten Gäste, die sich rasch wie zu Hause fühlten. Von da ab trafen sich die Betagten beider Konfessionen immer wieder in froher Gemeinschaft. Und bei einem dieser Treffen hatten die Betagten Gelegenheit, ihre Sorgen, Nöte und Vorstellungen auch den Ratinger Politikern vorzutragen. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich wieder einmal mehr, was bis dahin in Ratingen West fehlte, nämlich ein Treffpunkt und eine Stätte der Begegnung.

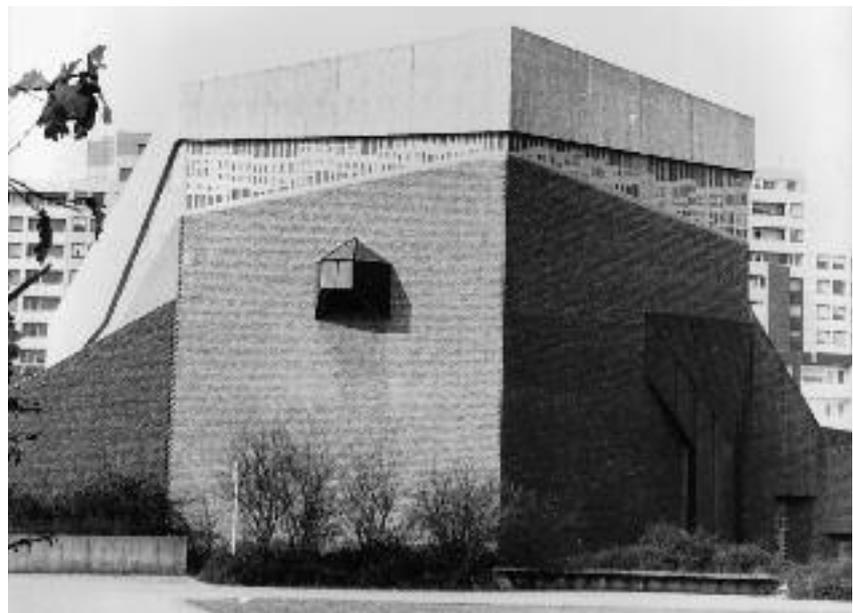
Um zu erfahren, was die Menschen am meisten bewegte, was sie sich wünschten, was sie ver-

mißten, welche besonderen Sorgen und Probleme sie in dem wachsenden neuen Stadtteil hatten und wie man am besten helfen könnte, führten die beiden Kirchengemeinden 1970 eine Befragung durch. In den folgenden Wochen gingen 15 Teams, denen jeweils Vertreter der beiden Gemeinden angehörten, zu 1000 ausgesuchten Familien und wollten wissen, was die Menschen bewegte, in den neuen Stadtteil zu ziehen, welche Erfahrungen sie bisher gemacht hätten und welche Wünsche und Probleme noch bestanden. Es ging aber auch noch um speziellere Fragen, um das Eingebundensein von älteren Menschen, um die Wünsche, Vorstellungen und Probleme von Müttern mit Kindern. Verbunden damit war auch die Aufforderung, selbst aktiv zu werden und bei der Lösung der anstehenden Probleme mitzuarbeiten.

Um diese Zeit liefen in der katholischen Gemeinde die Bemühungen um den Bau eines neuen Kirchenzentrums im Neubaugebiet schon auf vollen Touren, aber es gab immer wieder Schwierigkeiten und Rückschläge, die allerdings - wie Pfarrer Karl Napp beim Neujahrsempfang 1972 seiner Gemeinde erklärte - nicht in den örtlichen Verhältnissen lagen, sondern an der abwartenden Haltung des Generalvikariats in Köln. Von dort war ein Aufschub aller Bau-

bewilligungen verordnet worden. Der Pastor sprach damals fast bedrückt von den Schwierigkeiten einer Gemeinde, die eigentlich nur über einen „Gebetsschuppen“ an der Peripherie verfügte mit bis zu 35 Minuten Fußwegen für die Kirchgänger. Dabei hatte die Gemeinde bereits an der Oppelner Straße mitten im Neubaugebiet ein 6300 Quadratmeter großes Gelände erworben, auf dem das neue Pfarrzentrum mit Kirche, Räumen für die Pfarrarbeit, Kindergarten und Dienstwohnungen erstehen sollte.

Auf Anregung von Pastor Karl Napp hatte Pfarrer Bruch das angrenzende Gelände für den Bau eines evangelischen Kirchenzentrums sichern können. So erfolgte denn in den folgenden Monaten die Planung für beide Kirchenzentren in weitgehender Übereinstimmung. Die beiden Architekten, Kurt Schweflinghaus für den katholischen Bereich und Konrad Beckmann für den evangelischen Teil, stimmten in der Planung überein, daß die beiden Zentren nach der Fertigstellung eine harmonische Einheit bilden sollten, wodurch eine für das Einzelobjekt nicht erreichbare Großzügigkeit gewährleistet werden konnte. So sollte der im Mittelpunkt des evangelischen Kirchenzentrums liegende Saal, der mit seinen 180 Quadratmetern als Kirche dienen sollte, aber durch Verschieben der



Wie ein Schiffsbug ragt die Heilig-Geist-Kirche in Ratingen West zwischen den Hochhäusern empor



Die Grundsteinlegung für das neue evangelische Kirchenzentrum Ratingen West fand am 27. Mai 1973 statt. Bei der Feier stellte Presbyter Wolfgang Münch (am Mikrofon) das große Vorhaben vor. Links neben ihm Pfarrer Dieter Bruch, unter den Gästen (rechts) Bürgermeister Ernst Dietrich, neben ihm Pastor Karl Napp

Wände auf 400 Quadratmeter erweitert werden konnte, auch für größere Veranstaltungen der St. Josefsgemeinde zur Verfügung stehen. Deshalb wollte man auf der katholischen Seite zunächst auf einen eigenen größeren Pfarrsaal verzichten. Das katholische Pfarrzentrum sollte gegenüber der nach Osten ausgerichteten Kirche, für die Grundform eines Siebenecks mit 650 Quadratmetern und 340 möglichen Sitzplätzen gewählt worden war, aus Pfarrhaus, Kaplanei und Küsterwohnhaus bestehen und dann noch durch den quer gestellten Kindergarten mit Pfarrsaal und Pfarrbücherei verbunden werden. Die Lage der beiden Kirchenzentren wurde in der Öffentlichkeit als optimal bewertet, weil sie mitten im Neubaugebiet in unmittelbarer Nähe eines Schulzentrums, einer Hauptschule und eines künftigen Einkaufszentrums angelegt waren und überdies in einen Grünzug eingebettet werden sollten, der von der Westtangente durch das Neubaugebiet bis zu dem damals schon geplanten Grünen See gehen sollte.

Endlich konnte dann im Sommer 1972 mit dem Bau des Kirchenzentrums begonnen werden. Beide Gemeinden verfolgten mit großem Interesse den Baufortschritt. In dieser Zeit besuchten die evangelischen Christen den Gottesdienst in der Tiefenbroicher Kirche, während für die Katholiken die Gottesdienste an drei verschiedenen Orten gehalten wur-

den, nämlich in der kleinen Kirche an der Bachstraße und außerdem in den Aulen der Grundschule an der Erfurter Straße und der Albert-Einstein-Schule. Bei der Grundsteinlegung für die katholische Kirche Ende Oktober 1972 äußerte sich Pastor Karl Napp beglückt darüber, daß nebenan auf dem Nachbargrundstück das neue evangelische Kirchenzentrum emporwuchs. Nach der Planung wolle man auch schon rein äußerlich den Gedanken der Ökumene sichtbar werden lassen. Und als es dann Herbst 1974 wurde, konnten die beiden Kirchenzentren im Rahmen einer Festwoche und mit zahlreichen Einzelveranstaltungen in Betrieb genommen werden. Auf den jahrelangen Behelf eingehend, schrieben die beiden Pfarrer,

Karl Napp und Dieter Bruch, im Programmheft u. a.: „Wir haben eine neue Heimat gefunden und wissen nun, wo wir unser Leben entfalten können“. Die Festwoche begann am Freitag, 8. November 1974, in der Heilig-Geist-Kirche mit einem ökumenischen Gottesdienst, der unter dem Leitgedanken stand: „Gottes Geist als Geist der Versöhnung und der Öffnung zum Mitmenschen“. Am Samstag war das Kirchenzentrum zur Besichtigung geöffnet, und am Sonntag erfolgte die Weihe der neuen Heilig-Geist-Kirche. Bei dem eindrucksvollen Weihegottesdienst, bei dem die Reliquien des afrikanischen Märtyrers Carolus Wanga in den Altartisch eingemauert wurden, sagte Weihbischof Dr. Hubert Luthe, die Feier gelte nicht dem toten Stein, sondern dem Ort, an dem sich nun lebendige Gemeinde bilden müsse und der den Menschen in dem neuen Wohngebiet Heimat werden solle. Zur gleichen Stunde wurde das Kirchenzentrum Versöhnungskirche durch den Landeskirchenrat Enno Obendiek in einem Gottesdienst der Gemeinde übergeben. Beide Gemeinden trafen sich dann am Nachmittag mit vielen Gästen im Zentrum Versöhnungskirche. Pfarrer Arnold von der evangelischen Kirchengemeinde Ratingen sprach von dem Wagnis, das hier beide Gemeinden auf sich nahmen und meinte, hier solle aber keine „dritte Konfession“ gegründet werden, vielmehr wolle man gemeinsam nach dem Geist Jesu Christi suchen. Weihbischof Dr. Hubert Luthe überbrachte die Grüße und



Die Heilig-Geist-Kirche in Ratingen West

Glückwünsche des Kölner Kardinals Josef Höffner und hob als Besonderheit hervor, daß zwischen den beiden Kirchenzentren keine Grenze, sondern Verbindung zum Ausdruck komme. Von beiden Seiten war auch die Rede von den großen Erwartungen, die auf das große gemeinsame Kirchenzentrum von außen zukommen und nun erfüllt werden müßten. Auf die Bedeutung des Kirchenzentrums für die vielen Menschen, die in dem neuen Stadtteil eine neue Heimat fanden, wiesen vor allem die Politiker in ihren Glückwunschsprachen hin. Und auch in den folgenden Jahren und Jahrzehnten setzte sich in Ratingen-West mit zuweilen etwas wechselnder Intensität der ökumenische Geist fort. Das reichte vom



Pastor Karl Napp, erster Pfarrer von St. Josef in Ratingen-West, mit dem damaligen Weihbischof Dr. Hubert Luthé, jetzt Ruhrbischof in Essen, bei einer Firmungsfeier für Behinderte



ökumenischen Neujahrsempfang bis - was gar nicht so üblich ist - zur gemeinsamen Karnevalsfeier oder dem bis heute gemeinschaftlich gefeierten Erntedankfest, wobei der Erlös in der Regel zwischen den beiden Gemeinden für jeweilige soziale Zwecke aufgeteilt wird. Gemeinsam stifteten die beiden Kirchengemeinden u. a. eine Gedenktafel im neuen Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium für den evangelischen Widerstandskämpfer. Daß ausgerechnet vom katholischen Pastor diese Anregung für eine Gedenktafel für einen evangelischen Theologen kam, nannte der Bürgermeister bei der Enthüllung ein „bemerkenwertes Zeugnis ökumenischen Geistes“. Dafür kam später von der evangelischen

Kirchengemeinde der Antrag an die Stadt, den Innenhof des Kirchenzentrums nach dem im Konzentrationslager umgekommenen Franziskanerpater offiziell Maximilian-Kolbe-Platz zu benennen. Eine wesentliche Erweiterung erfuhr das Pfarrzentrum Heilig-Geist durch den 1993/94 durchgeführten Erweiterungsbau für den Pfarrsaal, wobei auch die Pfarrbücherei verlegt und vergrößert und auch eine Küche entsprechend ausgebaut wurde. Mit diesem Saal, der seitdem praktisch an jedem Wochenende mit kirchlichen oder auch familiären Feiern und Veranstaltungen belegt ist, wollte sich die Gemeinde ganz bewußt noch mehr dem Stadtteil öffnen. Das regelmäßig stattfindende „Glaubensforum“ mit Pastor Ludwin Seiwert, Sommer- und Winterwanderungen mit der Jugend, nicht zuletzt die bereits traditionelle Pfarrprozession am Dreifaltigkeitssonntag durch den Stadtteil und die Fußwallfahrt zum Grab des hl. Suitbertus in Kaiserswerth gehören zum festen Jahresprogramm.

Gemeinsam feierte man in Ratingen-West auch das 20jährige Bestehen des Kirchenzentrums mit einer ökumenischen Festwoche. Damals sagten in dem Vorwort zu dem umfangreichen Programm Pastor Ludwin Seiwert und Pfarrerin Britta Tembe, die Veranstaltungen sollten nicht nur Anlaß zu Erinnerung und zum Feiern sein, sondern auch ein Anstoß zum Fragen und Nachdenken darüber, was die Aufgabe einer christlichen Gemeinde ist. Eine Gemeinde sei nämlich nicht Selbstzweck, sondern habe die Aufgabe, das Evangelium von Gottes Liebe weiterzusagen und zu leben. Ganz sicher wird auch das Jubiläum zum 25jährigen Bestehen des Kirchenzentrums wieder in diesem Sinne gesehen und gefeiert.

Dr. Richard Baumann

Es ist normal, verschieden zu sein

Die Behinderteneinrichtungen am Scheifenkamp in Ratingen West

1999 war ein ereignisreiches Jahr

Parallel zur Westtangente verläuft die Sackgasse „Scheifenkamp“. Die kleine Straße ist vielen Ratinger Bürgern nicht geläufig, obwohl hier Tag für Tag das Leben pulsiert: Menschen steigen aus Bussen, grüßen einander freundlich, lachen, arbeiten und lernen, spielen Fußball oder fahren Fahrrad. Es sind Menschen, die besonders sind: sie sind geistig, viele aber auch körperlich behindert. Und trotz dieses vermeintlichen „Elends“, wie es oftmals betitelt wird, ist die Stimmung meist gut im Behindertenzentrum am Scheifenkamp. Insgesamt vier Einrichtungen gibt es hier: die WfB, die Werkstätten für Behinderte des Kreises Mettmann, gleich dahinter die Helen-Keller-Sonderschule und der heilpädagogische Kindergarten, und an der Eckampstraße, durch Fußweg unmittelbar mit dem Scheifenkamp verbunden, steht das betreute Wohnheim.

Über zweihundert Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit geistiger Behinderung kommen jeden Morgen mit Bussen zur Werkstatt oder zur Schule, lernen oder arbeiten und werden von zahlreichen Mitarbeitern, Pädagogen, Pflegern und Zivildienstleistenden betreut. Am Scheifenkamp wird eine Idee Wirklichkeit: Es ist normal, verschieden zu sein.

Die Werkstatt für Behinderte (WfB)

Die Werkstatt des Kreises Mettmann befindet sich direkt am Anfang des Scheifenkamp. In diesem Jahr konnte sie ihre Räumlichkeiten um über 700 qm erweitern. Die Arbeiten am Anbau begannen im Januar, und schon im Mai feierten Geschäftsführer Heinrich Feilhauer und Werkstattleiter Manfred Litz zusammen mit dem Landtagsabgeordneten Wilhelm Droste jun. ein zünftiges Richtfest. Mittlerweile sind die Bauarbeiten abgeschlossen, und es gibt größere Lagerkapazitäten, teilweise sogar mit Hochregallagern, und räumliche Verbesserungen im sanitären Bereich. Eine Gymna-

stikhalle, eine neue Anmeldehalle sowie ein Arztraum und ein vergrößerter Sonderförderbereich sind in die Neubauten integriert worden.

In der Werkstatt arbeiten momentan rund 140 Mitarbeiter, etwa die Hälfte von Ihnen wohnen und schlafen im betreuten Wohnheim an der Eckampstraße direkt um die Ecke. Sie fertigen die verschiedensten Teile an, setzen zusammen, verpacken und sortieren. Autoschlösser der Heiligenhauser Firma Kiekert, Europas größtem Automobil-Zulieferer, werden hier montiert. Weiterhin lassen die Firmen Sanitär Keramag und Puky-Kinderräder in Ratingen produzieren – nur einige Beispiele auch für die ökonomische Notwendigkeit einer solchen Einrichtung. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, manche zivil gekleidet, andere auch im stilechten „Blaumann“,



Mitarbeiter Klaus
vor dem Eingang der Werkstatt

erfüllen ihr Produktionssoll erstaunlich gut. Zulieferfirmen und Fabriken, die mit der WfB kooperieren, können sich auf die Korrektheit und den Fleiß der behinderten Menschen voll und ganz verlassen.

In der WfB gibt es 16 Gruppenleiter, sechs Zivildienstleistende, Verwaltungskräfte und The-

rapeuten. In der hauseigenen Druckerei werden alle Arten von Drucksachenherstellung und -verarbeitung angeboten, ferner betreibt die Werkstatt eine gut laufende Wäscherei und Heißmangel für gewerbliche und private Verbraucher. Zwischen 1988 und dem Herbst dieses Jahres war die Außenstelle der Wäscherei an der Süd-Dakota-Brücke untergebracht. Der Anbau hat Platz und Möglichkeit dafür geschaffen, daß sie wieder in die Räumlichkeiten am Scheifenkamp 12 „zurückkehren“ konnte.

Die Werkstatt besteht seit September 1973. Die WfB war damals mit 120 Plätzen der Nachfolgestandort bzw. der Ersatz für eine Tagesförderungsstätte, welche bereits im Jahre 1965 eingerichtet worden war. Mit Beginn der Schulpflicht für Schwerbehinderte 1972 wurden diese Tagesförderstätten überall im Kreisgebiet aufgelöst und die nicht mehr Schulpflichtigen in die spätere Werkstatt am Scheifenkamp übernommen. Seit über einem Vierteljahrhundert wird also schon im Produktionsstandort fleißig gearbeitet.

Auch für Abwechslung ist in der Werkstatt gesorgt: Zur Förderung der Mitarbeiter werden begleitende Maßnahmen von der Werkstatt während der Arbeitszeiten durchgeführt. Dazu zählen unter anderem Schwimmen, eine Theatergruppe, kreatives Gestalten, Kochen, Tischtennis und Kegeln. Pro Jahr werden ein Betriebsausflug und zwei Freizeiten organisiert.

Durch die gute Zusammenarbeit mit der benachbarten Helen-Keller-Schule können am Nachmittag nach Absprache auch Turnhalle oder Schwimmbad von der WfB genutzt werden. Die umfangreichen erweiternden Baumaßnahmen, die in diesem Jahr vollzogen worden sind, zeigen nur allzu deutlich, daß sich die Werkstatt für Behinderte für eine erfolgreiche Zukunft rüstet.



Die Werkstatt für Behinderte am Scheifenkamp befand sich im Sommer dieses Jahres noch im Umbau

Die Helen-Keller-Schule

Die Deutschamerikanerin Helen Keller (1880–1968) verlor als Säugling ihr Seh- und Hörvermögen. Sie lernte das Fingeralphabet und später auch zu schreiben und zu sprechen. Sie besuchte die Universität, lernte mehrere Sprachen und schrieb Bücher. Ihr Leben widmete sie ganz der Aufgabe, Blinden zu helfen und Sehende auf das Leben und Leiden von Behinderten aufmerksam zu machen. In dieser Mission bereiste sie alle Kontinente, hielt ungezählte Vorträge und setzte sich überall für die Emanzipation Unterdrückter ein.^{*)}

Der amerikanische Schriftsteller Mark Twain stellte nüchtern fest: „Im 19. Jahrhundert gab es nur zwei bemerkenswerte Charaktere: Napoleon und Helen Keller.“

Nach dieser großen Frau wurde im Jahre 1973 die neue Sonderschule am Scheifenkamp benannt.

Heute besuchen knapp einhundert Schüler aus dem ganzen Kreisgebiet die Helen-Keller-Schule. Sie wird vom Kreis Mettmann als Einrichtung getragen, Schulleiterin ist seit über vierzehn Jahren die Ratinger Sonderpädagogin Helene Dolfen. Sie ist Nachfolgerin von Rektorin Brigitte Bein und war von 1974 bis 1985 Konrektorin der Schule. Seit 1985 ist Lehrer Martin Beckmann der stellvertretende Schulleiter.

In den kleinen Klassen mit jeweils nur 5–10 Schülerinnen und Schülern werden verschiedenste Lernmethoden angewandt: Das Lesen und Schreiben wird probiert, so gut es eben klappt, es wird gebastelt und gesungen, Sport betrieben, es gibt Schwimmunterricht, Sexualkunde, Hauswirtschaft, Ausflüge und Klassenfahrten und natürlich Arbeitsgemeinschaften. Die Klassen und Gruppen sind nach dem Grad der Behinderung gestaffelt: Retardierte (Zurückgebliebene im geistigen Entwicklungsstadium) oder Kinder und Jugendliche mit Down-Syndrom (früher als „Mongoloide“ bezeichnet) können zum Beispiel an sportlichen Veranstaltungen oder Schwimmfesten durchaus teilnehmen, spastisch gelähmte Kinder oder Schwerstbehinderte, die im Rollstuhl sitzen müssen, haben dagegen leider nicht die Möglichkeit, sich so frei zu bewegen, wie sie es vielleicht gerne möch-

ten. Doch auch die Kinder, die in ihren motorischen oder geistigen Fähigkeiten stärker eingeschränkt sind als die anderen, werden in Klassenverbände integriert, in das Spiel miteinbezogen, damit sich keiner benachteiligt fühlen muß.

Im Juni dieses Jahres konnten sich einige Schüler bei der Judo-Prüfung den gelben Gürtel verdienen. Judo-Lehrer Wolfgang Ehnke kommt jeden Dienstag zur Schule, um die sanfte Kampfsportart zu vermitteln. Nicht nur aus sportlicher Sicht ein Erfolg: Judo verleiht den Kindern auch ein großes Selbstvertrauen.

Das Pflegeprogramm für die Schwerstbehinderten, die gelähmt sind oder nicht sehen können, beläuft sich darauf, Sinneswahrnehmungen zu fördern oder die verkrampten Muskelpartien durch Gymnastik oder Massagen zu lockern. Im hinteren Teil der Schule gibt es Entspannungs- und Ruheräume mit speziellen Lichteffekten, Beruhigungsmusik und Wasserbetten. Im sogenannten Psychomotorik-Raum werden Therapien mit Trommeln, Bällen, Matratzen und Hängematten durchgeführt – ein wahres Paradies auch für so manchen verspielten Zivildienstleistenden.

Wer als Außenstehender in die Schule kommt, wird von einer Lebensfreude überrascht, die er vermutlich niemals in einer Einrichtung für Behinderte erwartet hätte. Oftmals herrscht auf den Gängen und Fluren ein reges Treiben; ein humorvoller und lockerer Umgang miteinander ist die Regel. Erstaunt ist man auch, zu welchen Leistungen die Kinder



Die Helen-Keller-Schule

^{*)} Vgl. Pieper, Werner. Helen Keller. Meine Welt. Lutz Verlagsbuchhandlung

und Jugendlichen fähig sind. Man unterschätzt nur zu oft Fingerfertigkeit und Geschick, Aufnahme- und Wahrnehmungsfähigkeit der Schüler: Fotos von Skifreizeiten dokumentieren wunderschöne Tage am verschneiten Feldberg im Schwarzwald, Momente, in denen so manche Medaille für sportliche Leistung eine geschwellte Schülerbrust zierte. Besonders im Werkunterricht, in dem getöpft oder geschreinert wird, erstaunen die Kinder durch ihr Geschick. Holzlehrer Jochen Dergue fertigt mit seinen Schülern kunstvolle Kerzenständer, Figuren und Bilderrahmen an. Zur Weihnachtszeit spezialisiert man sich im Holzwerkraum auf Krippen und Motive der Adventszeit. Der Umgang mit Fräse, elektrischen Sägen oder Bohrmaschinen wird erklärt, und selbst mancher Schwerstbehinderte kann mit einem Stück Sandpapier seinen wichtigen Teil zur Arbeit beitragen.

Nach einem stärkenden Mittagessen in der Schule geht es in kleinen Gruppen mit dem Schulbus zum Angerbad oder zur Jugendherberge, ins Kindertheater oder in ein Museum.

Viele traditionsreiche Veranstaltungen gibt es jedes Jahr in der Helen-Keller-Schule: Im Karneval freuen sich alle Kinder auf den Besuch des Prinzenpaares. Die fünfte Jahreszeit ist an dieser Schule ein echter närrischer Ausnahmezustand, bei dem keiner unkostümiert erscheinen sollte. Um das große Martinsfeuer im November schreitet seit vielen Jahren immer wieder ein Rättinger, der mit der Schule sehr verbunden ist, besonders würdevoll: Josef Keusen. Und kurz vor Weihnachten findet der große „Bazar“ statt, bei dem alle Gäste, ehemalige Schüler, Eltern und Verwandte herzlich eingeladen sind, sich einen Einblick in die Schule zu verschaffen, Kuchen und Waffeln zu essen und sich über die Projekte des verstrichenen Jahres zu informieren.

An der Helen-Keller-Schule gibt es neben vielen neuen Lehrkräften und ständig wechselnden Zivildienstleistenden auch einige sehr treue Seelen, die von Anfang

an in der Einrichtung gearbeitet haben, wie beispielsweise Küchenhilfe Karin Dashuy, Sekretärin Marita Dodic (seit 1975) oder Hausmeister Hans-Georg Mischo, der seit über 26 Jahren für Recht und Ordnung im Hause sorgt und mit Frau Edelgard und Dackel „Felix“ (dem Liebling aller Schülerinnen und Schüler) das kleine Haus am Anfang der Straße bewohnt. Herr Mischo ist in der Schule auch für die „Zivis“ zuständig, und hierbei gab es in den letzten Jahrzehnten auch einige bekannte Namen, wie Georg Kellermann, der mittlerweile für die ARD in Washington/USA als Fernsehkorrespondent tätig ist, oder aber auch der Journalist Ulli Tückmantel, seit gut einem Jahr Redaktionsleiter der „Rheinischen Post“ in Moers.

Wie in der Werkstatt nebenan ist dieses Jahr auch in der Schule erweiternd gebaut worden. Der Pavillon-Anbau ist im Herbst niedergerissen worden und wird zur Zeit durch einen größeren, zweistöckigen Neubau ersetzt. Mit einem modernen Aufzug ausgerüstet ist der Neubau besonders rollstuhlfreundlich.

Man sieht also: Die Helen-Keller-Schule ist ein Haus, in dem sich eben immer etwas tut.

Der heilpädagogische Kindergarten

Neben dem Schulgebäude der Helen-Keller-Schule, am Scheifenkamp 8, ist der heilpädagogische Kindergarten. Seit 1973 besteht diese Kindertagesstätte, seither geleitet von Margret Hilker. Hier gibt es Gruppen mit jeweils acht Kindern, die in ihrem Lernverhalten, ihrem geistigen Entwicklungsstadium und in den psychomotorischen und psychosozialen Fähigkeiten soweit eingeschränkt sind, daß die Förderung in einer normalen Einrichtung nicht ausreicht. Auch der Kindergarten wird vom Kreis Mettmann getragen. Die Kinder, alle zwischen drei und sechs Jahren alt, werden pädagogisch und therapeutisch betreut. Sie werden beispielsweise im sprachlichen, kreativen und lebenspraktischen Bereich speziell gefördert. In der

Praxis bedeutet diese Förderung ein spielerisches Heranführen an motorische, kreative oder emotionale Fähigkeiten. Es wird gebastelt, gespielt und gesungen.**)

Der heilpädagogische Kindergarten kooperiert mit der benachbarten Helen-Keller-Schule, das Schwimmbad und der Psychomotorik-Raum werden mitbenutzt. Viele Kinder werden später direkt nebenan eingeschult.

Das Wohnheim an der Eckampstraße

Das große Wohnheim des Kreises Mettmann besteht seit dem Jahre 1978 und liegt an der Eckampstraße direkt hinter dem Scheifenkamp. Rund fünfzig geistig behinderte Männer und Frauen werden in familienähnlichen Gruppen von pädagogischen Mitarbeitern betreut und gefördert. Weitere 23 Bewohner wohnen in fünf Rättinger Außenwohngruppen. Ziel und Aufgabe der Arbeit im Wohnheim ist die individuelle Förderung der Bewohner in allen Lebensbereichen, ihre weitestmögliche Selbstständigkeit und ihre Integration in das nähere und weitere Umfeld.

Es gibt Trainingswohngruppen, Seniorenwohngruppen und Tagesförderungsgruppen. Einen größeren Freiraum und noch größere Selbständigkeit kann in den Außenwohngruppen erworben werden. Sie existieren seit 1981. Neben Gesprächen zur konstruktiven partnerschaftlichen Auseinandersetzung werden gezielt der geeignete Umgang mit Geld, eigenständiger Arzt- oder Behördenbesuch, Lesen und Schreiben geübt. Gemeinsame Fahrten und Urlaube ergänzen das Freizeit- und Sportprogramm des Wohnheimes. Guter Geist des Hauses ist Hausmeister Andreas Schlem, der Haus, Garten und Fuhrpark in bester Ordnung hält.

**) Vgl. Informations-Broschüre, Amt für Behindertenförderung des Kreises Mettmann, 3/98.

Die Lebenshilfe e.V.

Unabhängig und übergeordnet arbeitet die Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e.V.. Der Ortsverband Ratingen, dessen Sprecherin Hilde Weidenfeld ist, feierte im April sein 35-jähriges Jubiläum. „So betreut wie nötig, so selbständig wie mög-

lich.“ So lautet ein Grundsatz der Lebenshilfe, die sich für die Integration Behinderter in die Gesellschaft einsetzt. Die Lebenshilfe ergänzt die Arbeit der Kreiseinrichtungen von der Frühförderung der Kleinkinder bis zur Versorgung im Alter. Viele Angehörige und Eltern Behinderter engagieren sich ehrenamtlich in der Organisation, sie

organisieren, sammeln Spenden und setzen sich für die Rechte der geistig behinderten Menschen ein. Die Aktiven in der Lebenshilfe gelten als die „guten Engel im Hintergrund“.

Bastian Fleermann

(Anmerkung: Der Autor hat 1998/99 in der Helen-Keller-Schule seinen Zivildienst geleistet).

Eine generelle Frage

Was ist normal?
Seid Ihr normal?
Normal sind die meisten.
Der größte Teil.
– Oder
Sind alle anormal
Und diese
Normal?
Der Maßstab der Norm
Ist eine leere Phrase.
Nichts weiter.

Auch Schönheit ist relativ.
Manchmal hat sie
Nichts zu tun mit

Ästhetik.
Wenn diese
Stammeln, sabbern, zucken,
Dann seht Ihr weg.
Weil es nicht
Normal ist.
Weil es Euch
Unangenehm ist.

Denn Kinder und Narren
sagen die Wahrheit.

Und die hört Ihr nicht gern.

Nadja Günther



Füsgen

Kosmetik · Parfümerie

Paßbilder und Fotokopien

Duft und Pflege internationaler Kosmetikfirmen

Konrad-Adenauer-Platz 5, 40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 02102/93394, Telefax 021 02/93395

Internet: www.wir-fuer-sie-parfuermerie.de/fuesgen



Die Kirche St. Josef in Eckamp

In den Jahren 1927 bis 1928, in nur sieben Monaten, wurde die St. Josefs-Kirche mit anschließendem Kindergarten im alten Eckamp nach dem Entwurf und unter Leitung des Architekten Karl Granderath aus Ratingen erbaut. Durch die großzügige Unterstützung der dort ansässigen Rheinischen Spiegelglasfabrik und den Opferwillen der Gemeinde, die ein eigenes Gotteshaus wünschte, war dies möglich. Am 29. August 1927 erfolgte der erste Spatenstich durch Pfarrer Max Hilbing von St. Peter und Paul, und am 25. September 1927 wurde der Grundstein gelegt. Die Gesamtbaukosten für Kirche und Kindergarten beliefen sich auf exakt 38.007,70 Reichsmark.

Bereits am 18. März 1928 erfolgte die Benediktion durch Dechant Monsignore Zitzen aus Lintorf. Das erste festliche Hochamt hielt der Neupriester Aloys Reiermann¹⁾, der aus Eckamp stammte.

Im Zweiten Weltkrieg wurden Kirche und Kindergarten durch Bomben und Artilleriebeschuß beschä-

digt. Doch die Gemeinde betrieb energisch die Wiederinstandsetzung bis zum Jahre 1952.

Im Jahre 1957 wurde ein eigenes Pfarrhaus errichtet. Der erste Pfarrer, Karl Napp, zog am 15. Januar 1959 ein. Ab dem 1. Januar 1959 war St. Josef eine eigene Pfarrei. Bis dahin wurde St. Josef als Filialkirche von der Muttergemeinde St. Peter und Paul in Ratingen und auch zeitweise von den Minoritenpatres aus St. Suitbertus betreut.

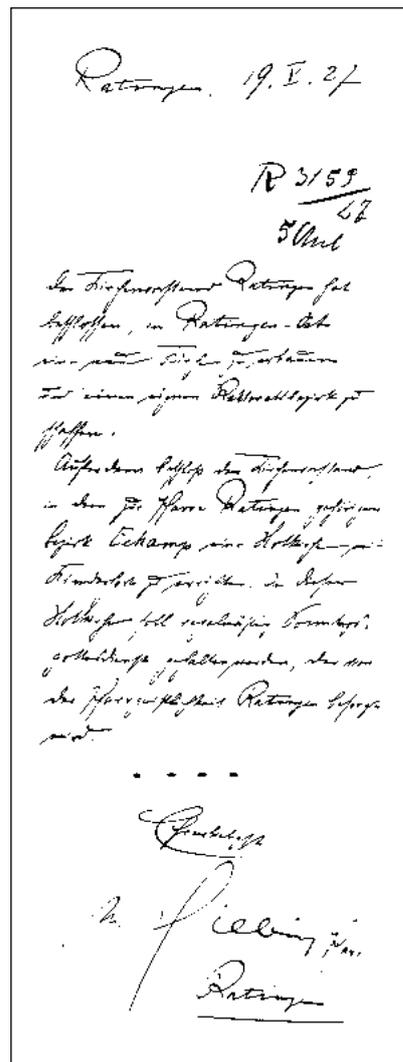
Nachdem 1965 der neue Kindergarten an der Volkardeyer Straße in Betrieb genommen wurde, erweiterte man 1967 den alten Kindergarten zu einem Pfarrsaal, und es wurde Raum für die Jugendarbeit geschaffen. Allerdings ist dieser Anbau formal nicht sehr glücklich.

Die Bausubstanz der Kirche hatte durch die Kriegsschäden und vermutlich auch durch die Mangelsituation in der Wiederaufbauphase solch starke Schäden aufzuweisen, dass sie am 20. September 1971 baupolizeilich geschlossen werden mußte. Die Innendecke

im Kirchenraum – eine Rabbitzdecke (Streckmetall mit einer ca. 25 bis 30 mm Putzschicht)

– hatte ein solches Gewicht, daß der Dachstuhl diese Last nicht mehr tragen konnte, und sich Risse in der Decke zeigten. Es drohte Einsturzgefahr. Nach einer provisorischen Decke wurde dann 1978 die neue, jetzt noch vorhandene leichte Holzdecke in Form einer Verbreiterung eingebaut.

Unter dem 1. Februar 1988 wurde die Josefs-Kirche in



Mitteilung des Pfarrers Max Hilbing an das Generalvikariat in Köln, daß der Kirchenvorstand von St. Peter und Paul beschlossen hat, in Ratingen Ost eine Rektoratskirche und in Eckamp eine Notkirche zu errichten.



Die St. Josefs-Kirche im Frühjahr 1999

1) Aloys Reiermann wurde nach dem Zweiten Weltkrieg Professor für das Fach Religionslehre an der neu errichteten Katholischen Pädagogischen Akademie in Essen-Kupferdreh. Seine ersten Studenten waren die bekannten Ratinger Pädagogen Otto Samans, Hans Lumer und Karl Schaefer. Otto Samans, Sohn des Küsters von St. Peter und Paul, kannte Aloys Reiermann bereits als Primizianten. Professor Reiermann, der spätere Dompropst des ersten Ruhrbischofs, Dr. Franz Hengsbach, war es auch, der Hans Lumer und Karl Schaefer dazu animiert hatte, sich in Lintorf um eine Stelle als Junglehrer zu bewerben, da er den damaligen Lintorfer Pfarrer Wilhelm Veiders aus seiner Jugendzeit in Ratingen sehr gut kannte.



Inneres der St. Josefs-Kirche mit der Holzdecke von 1978

die Denkmalliste der Stadt Ratingen eingetragen mit dem Vermerk: „Kleine, 1927–1928 massiv errichtete Kirche in expressionistischen Formen (Haupteingangstür, Eingang zur Sakristei; Fenster farbig in Bleiverglasung), pagodenartiger Turm ... Architekt Karl Granderath.“

Soweit ein kurzer, mehr baugeschichtlicher Bericht zur Josefs-Kirche.

Wenn man aus dem hektischen Verkehr über Westtangente und Volkardeyer Straße in die Bachstraße nach Eckamp einbiegt, erreicht man ein ruhiges Wohnviertel. Doch nach wenigen Schritten erlebt man die Überraschung: Die St. Josefs-Kirche!!

Ein einzigartiges Bauwerk, das auf den ersten Blick an eine Pagode



Der pagodenartige Turm der Kirche

erinnert. Der Eingangsvorbau der Kirche – normalerweise das Westwerk – zeigt nach Osten. Sie ist nicht wie fast alle Kirchen mit dem Chor nach Osten und dem Eingang nach Westen angelegt. Doch damit ist sie in honoriger Gesellschaft, denn die Peterskirche in Rom ist genauso gebaut!

Der breite Eingangsvorbau verjüngt sich nach oben zweimal, um dann in einem Turm mit quadratischem Querschnitt zu enden. Die Traufengesimse des Kirchenschiffs außen laufen, von beiden Seiten kommend, um den Turmvorbau herum und werden in der Mittelachse des Turmes unterbrochen, um einem schmalen, hohen Lanzettfenster Raum zu geben. Dies ist bei zwei weiteren Gesimsen darüber noch einmal der Fall. Erst das dritte Gesimsband nimmt die Form des Dreieck-Spitzbogens auf und verkröpft sich auch an allen vier Seiten des Turmes zu einer Art Dreiecksgiebel.

Im Gegensatz dazu bringen stark betonte Eckpilaster und Dienste aus Klinkern eine starke, vertikale Betonung in die Turmfront. Diese Gliederung aus Klinkern setzt sich auch an allen Gebäudeteilen fort und gliedert die Seitenflächen des Kirchenraumes in vier Achsen.

Das Gesamtbild der Kirche weist expressionistische Formelemente auf, Formen, wie sie in den Jahren von 1919–1933 gebaut wurden. Zur gleichen Zeit entstanden zum Beispiel die Tonhalle (Planetarium), die Rheinterrasse, der Ehrenhof und das Kunstmuseum in Düsseldorf. Augenfällig ist die glei-

che Fensterform an der Josefs-Kirche und an der Tonhalle (spitzer Dreiecksbogen).

Der Zeit der Entstehung der Kirche – 1928 – war eine gewaltige Unruhe in Deutschland vorausgegangen. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden alle Werte in Frage gestellt. Die Revolution nach 1918 wirkte sich auch auf das Kunstschaffen und somit auch auf die Architektur aus: Alte überlieferte Formen, die in den Zeiten des Historismus und des nachfolgenden Jugendstils galten, wurden als unwahrhaftig abgelehnt. Doch die Suche nach neuen Formen gestaltete sich schwierig. So finden wir es heute erstaunlich, daß der bedeutendste Architekt dieses Jahrhunderts, Walter Gropius, 1919 eine führende Funktion im „Arbeiter-rat für Kunst“ innehatte. Darüberhinaus trug er sich schon in dieser Zeit mit Plänen, aus denen später „sein“ Bauhaus entstand. Er schrieb in einem Brief an Karl Ernst Osthaus, den Gründer des Folkwang-Museums, 1918 u. a. „... ich bin dabei, etwas ganz anderes ins Werk zu setzen ... – eine Bauhütte! mit einigen wesensverwandten Künstlern, keinerlei Politik nach außen, nur gegenseitige Befruchtung in regelmäßigen Zusammenkünften, Versuch eines eigenen Zeremoniells!“ Er spricht an anderer Stelle zu Beginn des Bauhauses von „geistig religiösen Ideen“ und von „extremster Kunst.“



Expressionistische und barocke Bauelemente bewirken eine starke vertikale und horizontale Gliederung des Turmes

Oder der Architekt Bruno Taut entwirft die „Kathedrale des Sozialismus.“ In seinen „Manifesten“ lobt und fordert er „... das Fließende, Grazile, Kantige, Funkelnde, Blinkende, Leichte...“ Eine Beschreibung des Expressionismus in der Architektur.



Der Architekt und Baumeister Karl Granderath aus Ratingen (1900–1960)



Das 1957 ebenfalls von Karl Granderath entworfene Pfarrhaus nimmt die an der Kirche gezeigten Formelemente wieder auf

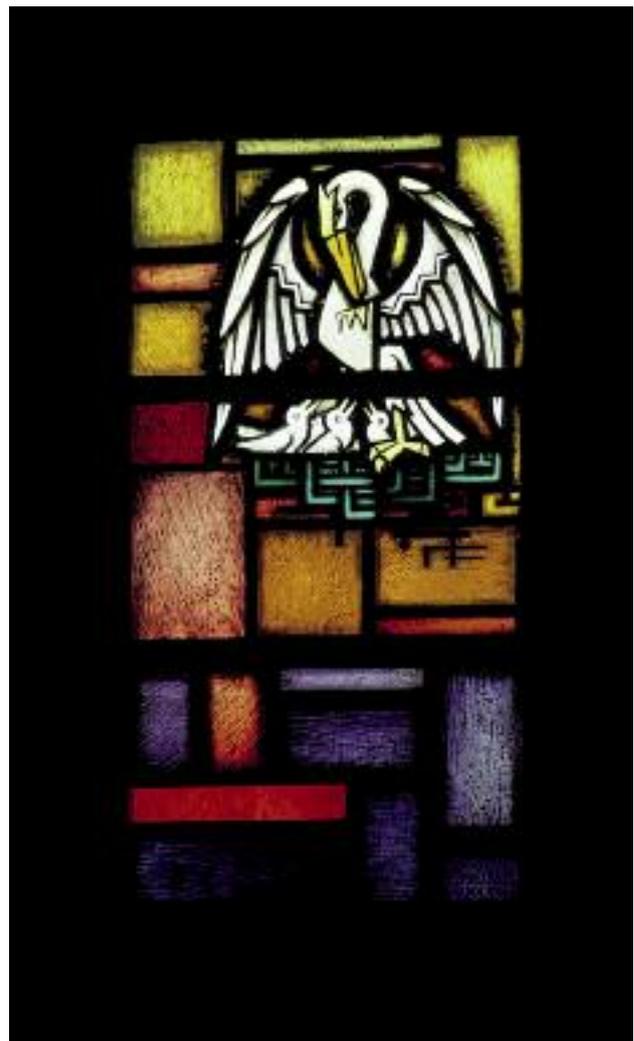
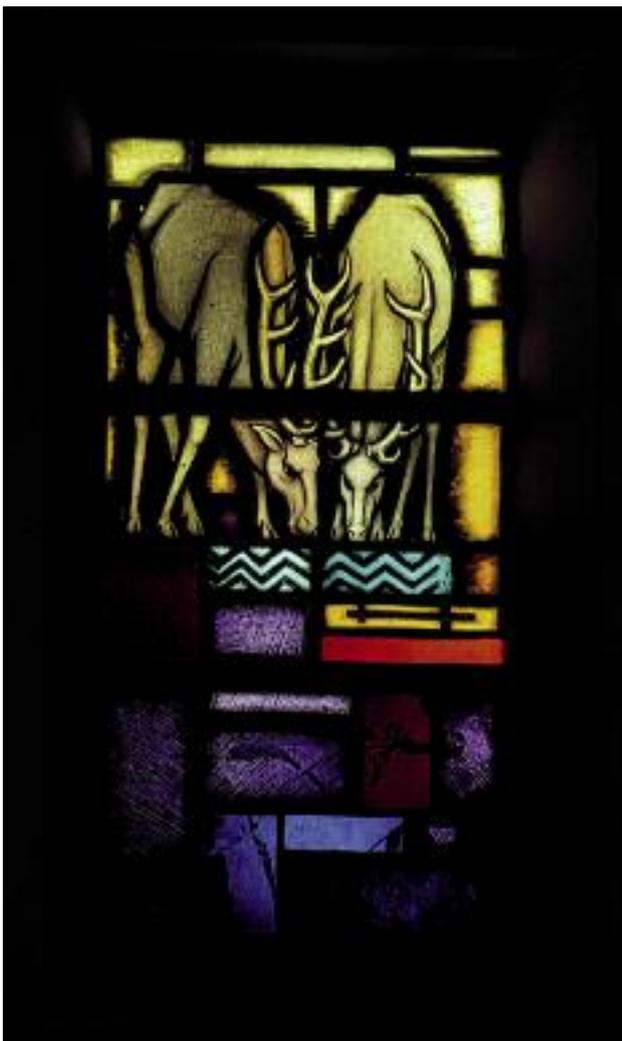
Diese Bauideen finden wir in der Josefs-Kirche wieder.

Die aufrechten Pilaster und Lisenen, die das Gebäude vertikal gli-

edern, in Klinker ausgeführt, entsprechen dieser Baugesinnung. Sie sind im Querschnitt nicht rechteckig, sondern dreieckförmig, spitz und scharfkantig.

Aber auch Elemente des Barock finden sich an dem Gebäude. So sind die waagrechten, hell verputzten Gesimse in ihrer Form und gestalterischen Anwendung diesem Stil ähnlich. Besonders aber die „Laterne“ auf dem Turm mit ihrer „Zwiebelhaube“ ist barock.

Bei jedem Kunstwerk sind Deutungen zugelassen. So auch bei dieser Kirche. Die barocken Elemente – alle waagrecht – sind das Leben; vielschichtig, in verschiedenen Höhen (wie an dem Turm!). Doch diese „Lebensebenen“ werden „hart, kantig und spitzig“ durch aufstrebende Elemente aus hart gesinterten Klinkerpilastern durchbrochen. Das Leben wird durch diese „Pfeile“, die nach oben weisen, durchbrochen. Sehr schön ist dies bei dem schmalen



Die beiden Chorfenster aus Antikglas zeigen zwei Hirsche, die aus einem Bach trinken (links) und einen Pelikan, der seine Jungen füttert (rechts)

Lanzettfenster in Turmmitte zu sehen. Es durchbricht alle waagrecht „Lebenslinien“ und weist nach oben. So sind die „modernen“, die himmelwärts weisenden Elemente, während die „alten“ Barockformen das Leben, das Irdische, darstellen.

Es ist dem Architekten gelungen, mit den für die Erbauungszeit höchst modernen Stilelementen ein eindrucksvolles sakrales Bauwerk zu schaffen. Der Architekt, Karl Granderath, Baumeister, Tischlermeister und Absolvent der Staatsbauschule in Braunschweig, hat auch das südlich der Kirche befindliche Pfarrhaus 1957 entworfen. Er nimmt in verhaltener Form die Stilelemente des Kirchenbaus auf und rundet das ganze Ensemble harmonisch ab.

Es wird berichtet, daß Karl Granderath später mit seinem Werk nicht zufrieden war. Das geht vielen Architekten und Künstlern so.

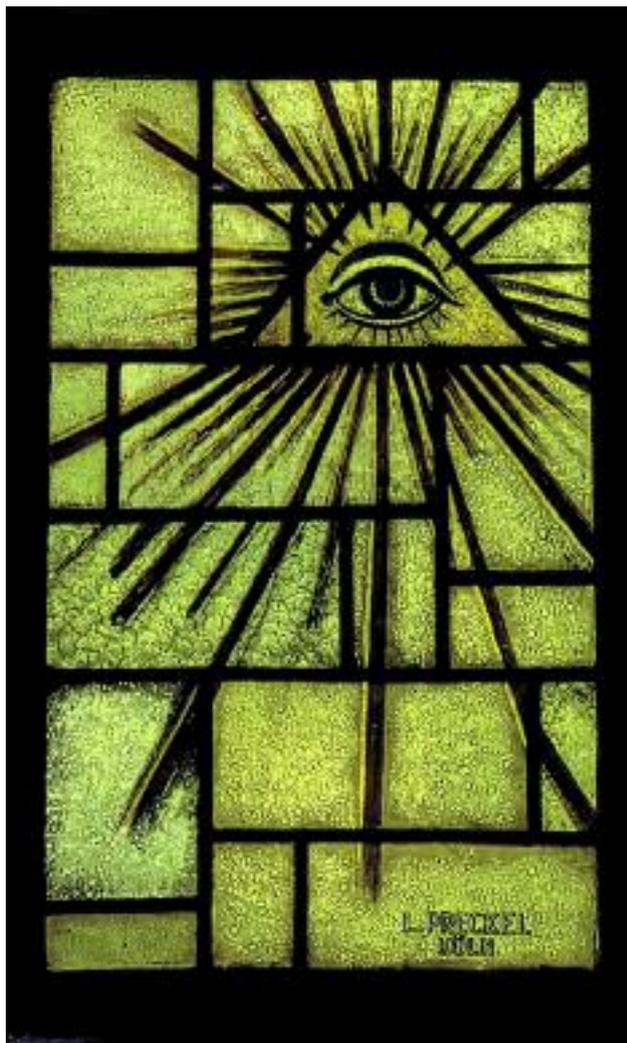
Auch der schon oben erwähnte Walter Gropius schrieb 1919 an seinen Freund K.E. Osthaus, der ihn um Fotos von Wohnhäusern bat, die er gebaut hatte: „... die älteren (Wohnhäuser) sind ein solcher Dreck, dass ich sie gar nicht ansehen mag.“

Doch wir freuen uns heute über dieses schöne Gotteshaus.

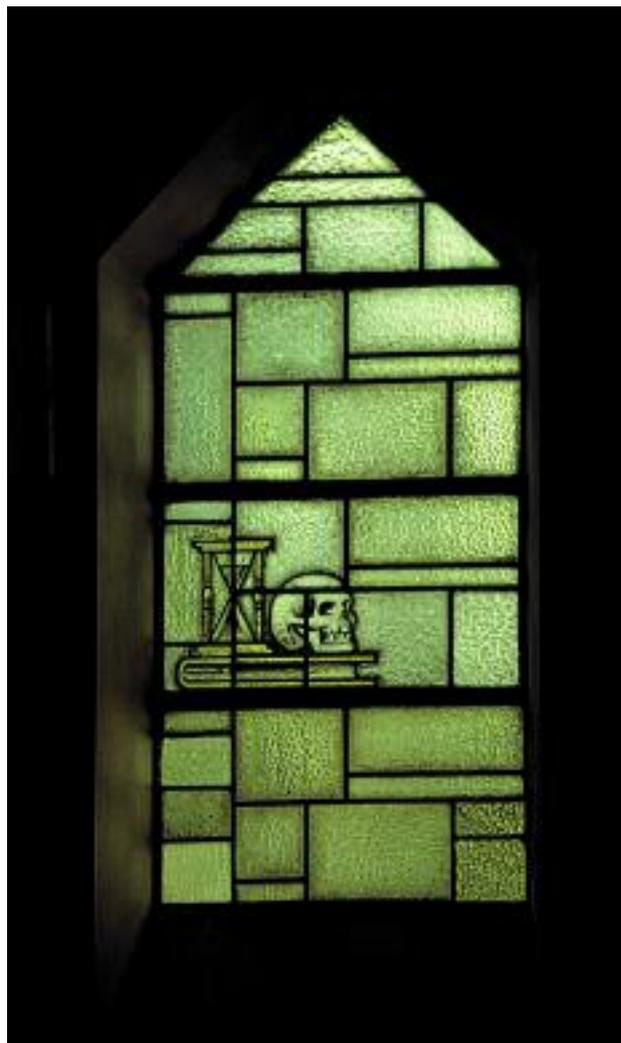
Die Fenster aus der Zeit der Erbauung der Kirche greifen tief in die christliche und auch teilweise in vorchristliche Symbolik. Nun einige Beispiele: Das linke, farbige Fenster in der Chorapsis zeigt zwei Hirsche, die aus einer Quelle oder einem Wasser trinken. Sie stellen das Sehnen der Gläubigen dar, mit Gott vereint zu werden. Sie erinnern an das Psalmwort: „Wie ein Hirsch verlangt nach Wasserbächen, so verlangt meine Seele nach Dir, o Gott“ (Psalm 42.2).

Auf dem rechten farbigen Fenster sieht man den Pelikan, der seine Jungen füttert. Er ist als Symbol der sich selbst opfernden Vater- oder Mutterliebe gesehen worden. Schon im Altertum glaubte man, der Pelikan nähre seine Jungen mit dem eigenen Blut. Doch er füttert sie aus seinem dehnbaren Kehlsack, indem er den Schnabel auf die Brust stemmt, um die Fische bequemer auswürgen zu können. Dabei wurden seine Brustfedern mit Fischblut rot gefärbt.

Die Fenster in den Seitenwänden und rechts und links des Eingangs sind dagegen farblich in gelbbraunem Ton gehalten und jeweils mit einem christlichen Symbol versehen. Diese stehen auf einem klaren ruhigen Untergrund und kommen dadurch gut zur Geltung. Die Motive sind dem Alten und Neuen Testament entnommen. Eine Deutung der einzelnen Fenster ist teilweise schwierig, da ein-



Der untere Teil des hohen Lanzettfensters im Turm zeigt die Dreifaltigkeit



Eines der zehn Fenster im Kirchenschiff, die jeweils christliche Motive auf einem klaren, ruhigen Untergrund zeigen

zelne Elemente im Stil der Erbauungszeit abstrahiert sind. So ist nicht erkennbar, ob über der Schale im zweiten Fenster an der Südseite Flammen oder Blitze dargestellt werden sollen.

Darüber hinaus ist das Wasser immer in Zickzack-Linien dargestellt oder das Nest, auf dem die Pelikane sitzen, ist eine gewisse „Rechteck“-Konstruktion. Wir haben hier wieder die oben beschriebenen Formen: Das „Kantige, Funkelnde und Blinkende“ des Expressionismus.

Alle Fenster wurden von der Kunstglaserei Preckel in Köln hergestellt. Die Entwürfe stammten vom Inhaber der Firma, dem damals sehr bekannten Glasmaler Ludwig Preckel selbst, der sich bei der Wiederherstellung der be-

rühmten alten Fenster des Kölner Domes in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg und durch die Fensterentwürfe für das Kolpinghaus in Köln einen Namen gemacht hatte. Preckel reichte dem Architekten Granderath seine Entwürfe ein, die schon sehr bald die Zustimmung des Kirchenvorstandes fanden. Im März 1928 wurden die Fenster geliefert und eingebaut. Die Kosten für die beiden Chorfenster in Antikglas, die zehn Fenster im Kirchenschiff, das hohe Portalfenster und das Dreieck über der Eingangstür betragen genau 765,- Reichsmark, ein für uns heute unvorstellbarer Preis.

Ludwig Preckel schrieb in einem handschriftlichen Zusatz auf seine Rechnung vom 17. März 1928:

„Ich hoffe, daß die Fenster Beifall

finden. Die Preise sind unter den Selbstkosten, und hoffe ich, weitere Aufträge dadurch zu erhalten.“²⁾

Die Josefs-Kirche ist eine der ganz wenigen Kirchen, die in diesem Stil erbaut wurden. Sie ist daher nicht nur ein erhaltenswertes Baudenkmal, sondern auch eine Kostbarkeit in Ratingen.

PS.: Der Leser möge meine Begeisterung entschuldigen, doch bei dieser Kirche war es Liebe auf den ersten Blick, und die läßt einen ja bekanntlich schwärmen.

Elmar Grünewald

2) Alle Dokumente und Originalrechnungen zum Bau der St. Josefs-Kirche befinden sich im Pfarrarchiv von St. Peter und Paul in Ratingen.

Prozessionen in Eckamp

Die St. Josefs-Kirche in Eckamp wurde am 18. März 1928 eingeweiht. In den folgenden Jahren fand auch in diesem Ortsteil jährlich eine Sakramentsprozession statt, deren Termin und Weg mehrfach wechselte. In den Jahren 1934 und 1935 wurde sie am Dreifaltigkeitssonntag durchgeführt. Dies ist auch heute der seit vielen Jahren feststehende Termin für die Pfarrprozession in Ratingen West/Eckamp. Auch wenn diese Prozessionen seit 1936 in den Zeitungen nicht mehr erwähnt werden, haben sie bis einschließlich 1939 weiter stattgefunden. Für 1946 wird dann erstmals auch eine Bittprozession in der Seelsorgegemeinschaft Eckamp erwähnt. Sie fand am Dienstag vor Christi Himmelfahrt statt und „bewegte sich

von der Kirche zum Felderhof, Gut Niederbeck und über Feldwege zur Volkardeyer Straße zurück zur Kirche. Beteiligung: 140 Personen.“

Die Sakramentsprozession wurde wieder am Dreifaltigkeitssonntag durchgeführt. Dabei wurde der Segen auf der Wiese bei Grüchel (Bauer Hausen an der keramischen Fabrik), in der Eckampstraße, auf dem Felderhof und auf dem Schulhof mit anschließender Eucharistiefeier erteilt.

Ab 1949 war der vierte Sonntag nach Pfingsten für mehrere Jahre der Termin für die Pfarrprozession. In den Jahren 1955, 1956 und 1957 sind auf Eckamper Gebiet Prozessionen am Fronleichnamstag erwähnt. Wie bereits gesagt,

findet die Pfarrprozession nun schon seit vielen Jahren am Dreifaltigkeitssonntag statt. Der Weg verbindet die St. Josefs-Kirche in Eckamp mit der neuen Heilig-Geist-Kirche in Ratingen West.

Gerade wegen der dichten Bebauung und der immer noch existierenden sozialen Probleme in diesem Stadtteil wird die Prozession von Gläubigen der ganzen Stadt als Ausdruck des Glaubens auch in schwierigen Situationen gesehen. Auch die religiösen Umzüge in Ratingen West/Eckamp werden von der Raterger Bruderschaft begleitet.

Andrea Töpfer

Natürlich ist der Verein Lintorfer Heimatfreunde wieder auf dem Lintorfer Weihnachtsmarkt am 27. und 28. November 1999 vertreten.

Wir bieten an:

Die neue Quecke Nr. 69 / Quecken Nr. 1–68 / Quecke-Sammelbände

Lintorfer Dokumente Nr. 1–5

Foto-Motive aus Alt-Lintorf / Postkartenheft „Spaziergang durch Alt-Lintorf“

Bücher von Theo Volmert: „Lintorf – Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte“ Bände 1 und 2

„Eine bergische Pfarrgemeinde“ / „Mehr Heiteres als Ernstes“

... und andere heimatkundliche Literatur aus Ratingen und dem Angerland!

HELM
seit 1931

**NATUR-
PRODUKTE**

Ihre
Einkaufsstätte
für
biologische
Produkte!

Demeter

– sämtliche
Erzeugnisse
Obst, Gemüse, Brot, Milchprodukte,
Fleisch und Wurstwaren,
Getreide, Konserven, Säfte, Kindermahlung

**Gärtnern
ohne Gift!**

– mit
E.-O. Cöhrs
Sämtliche natürlichen Dünger- und Pflanzemittel
der Firma E.-O. Cöhrs auf Lager vorrätig

LIVOS

– Pflanzenfarben
für eine gesunde Umwelt

Große Auswahl
in Getreidemøhlen und Fachliteratur



AM KRUMMENWEG 28 / IM GRÜNEN WINKEL 11
40885 RATINGEN-LINTORF
TELEFON (021 02) 1 71 25 / TELEFAX (021 02) 1 79 35
INTERNET: <http://www.helm-naturprodukte.de>
Verkaufszeiten:
Dienstag–Freitag 9.00–13.00 Uhr und 15.00–18.00 Uhr
Samstag 8.00–13.00 Uhr, montags geschlossen



Zur Grenze

Am Krumpfenweg 28 - Ratingen
Telefon 021 02/171 93

Vollwert-Spezialitäten
nicht nur für Vegetarier

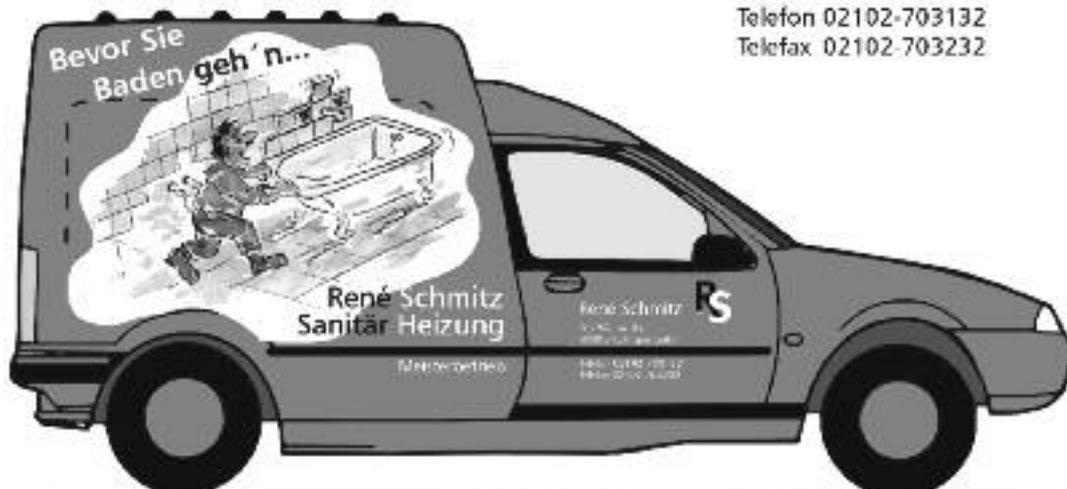
Es ist geöffnet von 16.00 - 24.00 Uhr
So. 11.00 - 24.00 Uhr - Montag geschlossen!

Wir sind da, wenn
Sie uns brauchen.

RS

René Schmitz
Am Weiher 4a
40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 02102-703132
Telefax 02102-703232



Zur Geschichte der Eckamper Schule an der Volkardeyer Straße

Die enorme Bevölkerungsentwicklung Eckamps war Folge der stetig wachsenden Industrieansiedlungen während der zweiten Phase der Industrialisierung um die Jahrhundertwende.

Eckamp war nach der Franzosenzeit noch recht dünn besiedelt, lediglich 281 Personen lebten im Jahre 1816 in dieser Landgemeinde, obwohl doch das Textilunternehmen Cromford – es gehörte damals zur Gemeinde Eckamp, die die Stadt Ratingen zu fast 4/5 umschloß – seit 1784 den Startschuß zur Industrialisierung Deutschlands gegeben hatte. Bis 1895 stieg die Einwohnerzahl nur auf 542 Personen an, einen großen Einwohnersprung machte Eckamp dann erst von 1905 bis 1925 von 947 auf 1.987 Personen¹⁾. Mit diesem Einwohneranstieg wurde auch eine Schule nötig. So beschloß der Gemeinderat Eckamp (das Bürgermeisteramt Eckamp befand sich auf der heutigen Mülheimer Straße/Ecke Hauser Ring) am 18.02.1910:

*Inkrafttretens der Grenzregulierung, ab wie folgt geregelt: ... Mit Rücksicht auf die Lage der Gemeinde sollen 2 Schulbezirke bzw. Systeme und zwar derart eingerichtet werden, daß die Kinder aus dem nördlichen Teil der Gemeinde abschließend mit der Kaiserswerther Provinzialstraße in die von Ratingen zu übernehmende Tiefenbroicher Schule eingeschult werden und für die Beschulung der Kinder aus dem südlichen Teil eine zweiklassige Schule in der Nähe des 'Halbenkamp' errichtet wird. Zur Auswahl eines geeigneten Platzes wird die Commission gewählt, bestehend aus den Herren Nagel, Demeure, Bernsau und dem Vorsitzenden. ..."*²⁾

Am 4. Mai 1911 wurde die Dorfschule an der Volkardeyer Straße in Eckamp mit zwei Klassen eröffnet. Der Landrat genehmigte:

„Die zweiklassige Schule an der Volkardeyer Straße daselbst kann mit dem 4. Mai des Jahres in Ge-

Erster Schulleiter bis 1918 war Johannes Martels. Unter dessen Leitung wurde bereits 1916 die Schule um zwei Klassen erweitert. Fast drei Jahrzehnte führten er und später Ernst Tacke als Schulleiter die Katholische Volksschule Eckamp. Mit dem Schuljahr 1939/1940 wurden die Konfessionsschulen in Deutsche Schulen umgewandelt, und so hieß die Schule bis 1945 Deutsche Schule IV. Durch den Bombenangriff auf Ratingen am 22. März 1945 erlitt das Schulgebäude große Zerstörungen. 1946 kam mit Beschluß des Schulausschusses der Stadt Ratingen die Wiedereinführung der Konfessionsschulen, und bald war die Schule an der Volkardeyer Straße wieder die Katholische Volksschule Eckamp.

Kurt Kommer, der von 1964 bis 1972 Schulleiter in Eckamp war, erlebte 1968 landesweit die Gliederung der Volksschulen in Grund- und Hauptschulen. Seither trägt die Schule den Namen des ersten Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen (1947 - 1956) „Karl-Arnold-Schule, Städtische Grundschule Eckamp.“

Als im Jahre 1971 fast 600 Kinder die Karl-Arnold-Schule besuchten, entschloß sich die Stadt Ratingen zu einer Teilung der Schule. So öffnete 1972 die Erich-Kästner-Schule in Ratingen West ihre Pforten.

Seit dieser Zeit ist Klaus Juchem Schulleiter der Karl-Arnold-Schule mit heute zehn Klassen, 235 Kindern, elf Lehrern und zwei Lehrernsachverständigen.⁴⁾



Die Schule an der Volkardeyer Straße nach Erstellung des zweiten Bauabschnittes im Jahre 1916. Im vorderen Teil befanden sich Lehrerwohnungen

„Dem Vorschlage des Schulvorstandes entsprechend wird die Beschulung der Kinder vom 1. April dieses Jahres, dem Tage des

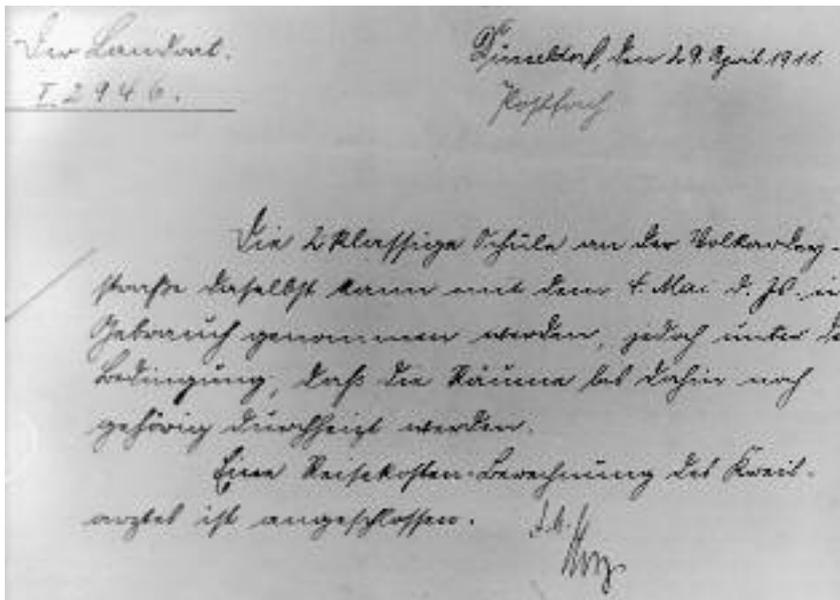
*brauch genommen werden, jedoch unter der Bedingung, daß die Räume bis dahin noch gehörig durchgeheizt werden.“*³⁾

1) s. Barbara Renard: Historische Entwicklung und Funktionswandel von Eckamp, Hausarbeit zum 1. Staatsexamen, Universität Düsseldorf, 1982

2) Stadtarchiv Ratingen 2-615, Beschlußbuch des Gemeinderates Eckamp

3) Stadtarchiv Ratingen, Ausstellung Karl-Arnold-Schule

4) An dieser Stelle bedanke ich mich bei Klaus Juchem, der mir in einem langen Gespräch und mit Hilfe der Schulchronik die Geschichte der Volksschule Eckamp aufgeschlüsselt hat.



Der Landrat erteilt die Genehmigung zur Eröffnung der Volksschule an der Volkardeyer Straße im Mai 1911

Zu Beginn des neuen Jahrtausends wird die Karl-Arnold-Schule an der Volkardeyer Straße 90 Jahre alt und kann auf eine außerordentliche Veränderung ihres Einzugsgebietes, das sich von einer kleinen dörflichen Gemeinde zum bevölkerungsreichsten Stadtteil Ratingens entwickelt hat, zurückblicken, gleichsam auch auf fast ein Jahrhundert Schulgeschichte in einem ständig veränderten politischen und soziologischen Umfeld.

Walburga Fleermann-Dörrenberg

5) Schulchronik Karl-Arnold-Schule
November 1960

Mit dem rapiden Wachstum des Stadtteils Eckamp/West platzte die Schule immer wieder aus allen Nähten. Im Jahre 1972 wurde mit 608 Kindern die größte Schülerzahl erreicht, und so kann man heute mit der Jahrtausendwende auf eine wahrhaft wechselvolle Schulgeschichte zurückblicken. Trotz aller inneren und äußeren Veränderungen sind zwei Traditionen mit der Eckamper Schule eng verbunden: Noch bis heute zieht die Pfarrprozession der katholischen St. Josefsgemeinde am Dreifaltigkeitssonntag durch Ratingen West. In den fünfziger und sechziger Jahren war der Schulhof an der Volkardeyer Straße immer prachtvoll geschmückt und mit der Eucharistiefeyer Ausgangspunkt für diese Prozession.



Prachtvoll geschmückter Segensaltar auf dem Schulhof zur Pfarrprozession am Dreifaltigkeitssonntag mit Pfarrer Napp Ende der 50er Jahre

Eine weitere Tradition ist der Martinsfackelbau. Seit 1946 war Wilhelm Hütten Schulleiter in Eckamp. Den musischen Unterricht fördernd, stand der Fackelbau im Herbst fest im Stundenplan. Hütten schrieb in der Schulchronik 1960:

*„Seit den Septembertagen kommen die Kinder der Oberklassen freiwillig zum Fackelbau. Es sind wahre Kunstwerke entstanden ...“*⁷⁵⁾

Oftmals wurde die Schule bei der Prämierung der Fackeln in der Ratinger Martinsfackelausstellung Sieger.

Heute schon gejeanst ? ?

JEANS + TRENDS

G. Müller-Rohde

Speestraße 26 (Ecke Kohlendey)

40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 0 21 02/39 94 53

Damen-Jeans bis Gr. 50

Herren-Jeans bis Gr. 62

Der Erholungspark Volkardey in Ratingen West

Bereits Mitte der 60er Jahre wurde von den Planern der Stadt Ratingen die Schaffung eines Erholungsgebietes diskutiert, das dem damals noch in der Ausbauphase befindlichen Stadtteil Eckamp – heute Ratingen West – zugeordnet werden sollte.

Am 14. Juli 1970 beschloß der Rat der Stadt Ratingen, einen Bebauungsplan zur Sicherung von Flächen für das Erholungsgebiet aufzustellen. Ziele waren:

- Gestaltung eines fußläufig erreichbaren Naherholungsgebietes in unmittelbarer Zuordnung zum dichtbesiedelten Ratingen West sowie
- eine Pufferzone zwischen Düsseldorf und Ratingen zu schaffen, die nicht nur landwirtschaftlich genutzt wird.

Parallel dazu wurde zur Sicherung und Abgrenzung des Erholungsgebietes ein landschaftsplanerisches Gutachten in Auftrag gegeben.

Zur gleichen Zeit wurde von der Landesregierung der Landesentwicklungsplan III – „Gebiete mit besonderer Bedeutung für Freiraumfunktionen“ – aufgestellt, der bereits im Entwurfstadium auf Ratinger Gebiet einen Erholungsschwerpunkt „Unteres Schwarzbachtal“ vorsah.

Nachdem 1976 der Bebauungsplan Rechtskraft erlangte, konnte der Düsseldorfer Architekt W. Schumann einen Plan für den Ausbau erarbeiten. Der Entwurf für die 1. Baustufe wurde am 12. 11. 1976 vom Rat genehmigt. Die zugrundeliegenden Planvorstellungen wurden vom Rat am 14. 12. 1978 als „generelles Ausbauprogramm“ beschlossen.

Im Verlauf des Planverfahrens für die 2. und 3. Baustufe sollte die Gesamtkonzeption konkretisiert werden.

Waren bis dahin nur weitere aktive Freizeitmöglichkeiten für die Bür-

ger gewünscht worden, so forderte der „Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland“ (BUND) nun im Mai 1979 zum ersten Mal auch die Berücksichtigung ökologischer Belange und die Sicherstellung von „Lebensräumen aus zweiter Hand.“

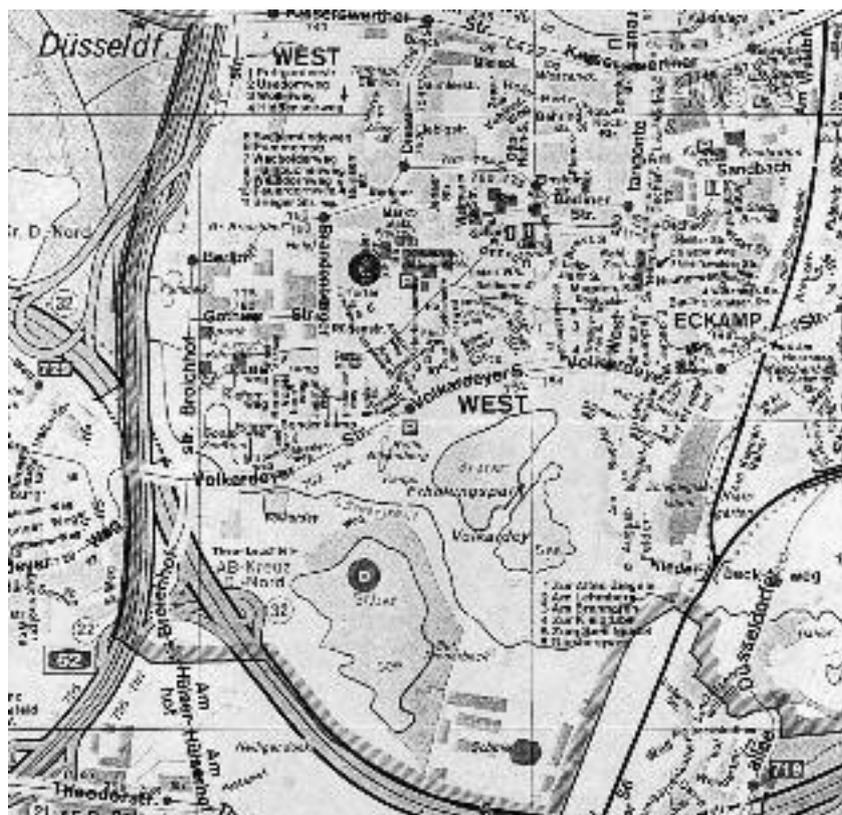
Der Rat griff diese Gedanken auf und beschloß am 7. 12. 1982 eine Änderung der zukünftigen Ausbauplanung der 2. und 3. Baustufe.

Lag der Akzent der 1. Baustufe noch auf der Schaffung einer Freizeitlandschaft, so ging die Pla-

ufer, durchflutbare Inselkette) sowie ein breites Vegetationsspektrum vor (vegetationsarme Fluren, dichte Gehölzpflanzungen).

Die Gesamtfläche des Erholungsparks beläuft sich heute auf ca. 160 ha, davon entfallen 23 ha auf den Grünen See und 27 ha auf den Silbersee. Die Gesamtkosten für den Ausbau betragen ca. 10 Millionen Mark.

Das gesamte Gebiet des heutigen Erholungsparks war Überschwemmungsgebiet des Rheins. Häufig genug kam es vor, daß Mammut, Wollnashorn und Rie-



nung jetzt noch mehr in Richtung eines integrierten Biotopschutzes. Unter Berücksichtigung ökologischer Belange sollte der Silbersee eine besondere Ausgleichsfunktion für die im Umfeld intensiv genutzte Landschaft erfüllen. Die Planung sah die Schaffung möglichst abwechslungsreicher Biotopstrukturen (Flachwasser, Steil-

senhirsch in diesem sumpfigen Gebiet steckenblieben und verendeten. Sowohl der Rhein als auch die Rißeiszeit (vor 180–240.000 Jahren) hinterließen große Mengen an Niederterrassensedimenten (z.B. Kies, Sand, Ton und Hochflutlehm) und begruben im Laufe der Zeit die Skelette der steckengebliebenen Tiere.

Vereinzelt lagerte sich Flugsand ab und bildete einen wertvollen Lößboden. Aus den Hochflutlehmen haben sich mittlerweile Parabraunerden mit mittleren bis hohen Nährstoffgehalten entwickelt mit Bodenzahlen von 60–75. Diese ertragreichen Böden wurden schon sehr früh landwirtschaftlich genutzt.



Rings um den heutigen Erholungs-park siedelten sich Landwirte an:

- Gut Niederbeck (1433)
- Felderhof (1362)
- Zum Eigen
- Kleinbroichhof
- Gut Volkardey mit Nösenberg, bekannt wegen seiner Pferdezucht
- Rittergut Heiligendonk (es mußte dem Ausbau der A44 weichen).

Noch bis Anfang der 80er Jahre wurde auf Teilflächen Landwirtschaft betrieben.

Gut Volkardey, errichtet auf einer fränkischen Wallanlage vermutlich aus dem 10. Jahrhundert, war ein vorgeschobener Posten gegen die einfallenden Sachsen. Es gab dem Erholungsgebiet seinen Namen.



Volkardeyer Mühle

Direkt am Schwarzbach steht die Volkardeyer Mühle. Ihre Ursprünge gehen bis ins 16. Jahrhundert zurück, das jetzige Gebäude stammt von 1820. Stillgelegt wurde die Mühle 1950. Über die eisernen Räder des gegenüberliegenden Turmes liefen Transmissionsriemen, um mit dem Mühlrad die Dreschmaschine von Gut Volkardey anzutreiben.

Der Hof Niederbeck – in einigen Karten wird er auch Beekerhof bzw. Beeck genannt – wurde am 14.2.1433 von Herzog Adolf an Peter von Lenpe und seine Frau Elsen für treue Schreiberdienste geschenkt.

1549 kam er an Ludger von Winkelhausen zu Kalkum. Als von Kalkum die Grafen von Hatzfeld Besitz ergriffen, gelangte auch der Hof in ihre Hand. 1800 besaß ihn Graf Edmund von Hatzfeld.

Zum Zeitpunkt der Vermessung im Jahre 1644 bestand der Hof aus drei kleineren Gebäuden. Seine Ländereien, teilweise mit Waldstücken durchsetzt, zogen sich hauptsächlich südlich des Schwarzbaches hin.

Der Hof und die Ländereien gehörten zur Honschaft bzw. späteren Gemeinde Rath. Heute wohnt die Familie Schulten auf diesem Hof.



Hof Niederbeck im Jahre 1998

Die Gebäude des Felderhofes, des Kleinbroichhofes und des Gutes Heiligendonk wurden in den letzten 30 Jahren abgerissen, da sie der Wohnbebauung im Neubaugebiet Ratingen West oder dem Straßenbau (A44) Platz schaffen mußten. Dem Wohngebäude des ehemaligen Hofes Zum Eigen

blieb dieses Schicksal erspart, es wurde an der Volkardeyer Straße erhalten. Seine Wirtschaftsgebäude und landwirtschaftlichen Nutzflächen sind allerdings ebenfalls verschwunden.

Kiesabbau

Die ergiebigen Sand- und Kiesvorkommen führten 1950 zur Ansiedelung der Firma Dr. Blasberg & Co. an der Volkardeyer Straße. Ab 1951 begann der systematische Abbau von Sand und Kies.

Beginnend am südöstlichen Teil des Grünen Sees – damals noch Blasbergsee – wurde ab 1960 dann auch im nordwestlichen Teil gefördert.

Bei den Baggerarbeiten wurden Knochenreste und Zähne von Mammut, Wollnashorn, Riesenhirsch und Muscheln ans Tageslicht gefördert, die der Hobby-Archäologe H. Hoffmann aus Westsammelte, konservierte und heute zeitweilig ausstellt.

Zwischen beiden Teilen des Grünen Sees gab es eine natürliche vertikale Stauschicht. Als 1983 der Durchstich erfolgte, ergoß sich der südöstliche Teil, dessen Wasserstand ca. 1 m höher lag, in den nordwestlichen Teil und hob den Gesamtwasserstand um ca. 0,5

Meter an. Demzufolge wurde der untere Wegebereich überschwemmt.

Durch die Kiesbaggerei im Umland und die trockenen Sommer sank der Wasseroberflächenstand im Laufe der letzten Jahre jedoch wieder.



Grüner See 1992

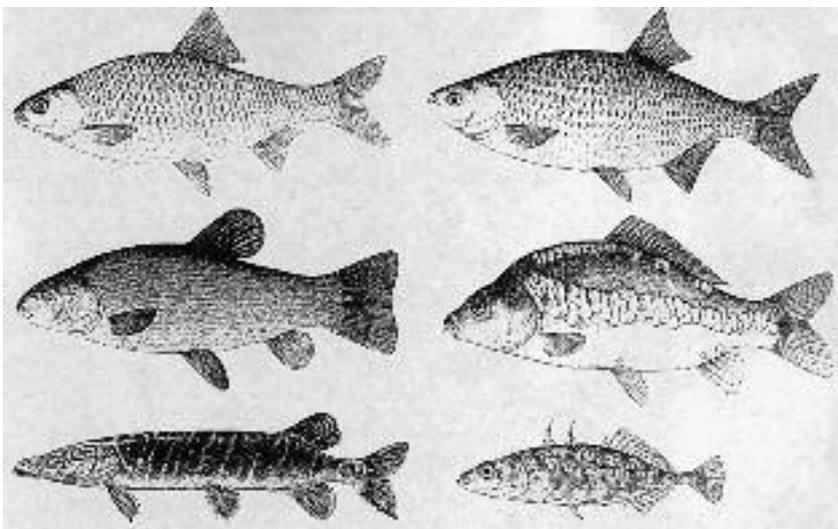
Die bei den Abraumtätigkeiten entstandenen Abbruchwände – besonders im westlichen Bereich – wurden von Uferschwalben (*Riparia riparia*) für die Anlage von Brutröhren genutzt.



Uferschwalbe

Beide Seen sind di- und holomiktisch, d. h. sie werden durch Wind- und Wellengang pro Jahr zweimal komplett durchgemischt (gr. DI = zwei; gr. HOLOS = ganz, gr. MIKTOS = mischen). Dabei wird das sauerstoffarme, aber nährstoffreiche Wasser unterhalb der Sprungschicht (8–10 m) nach oben gefördert. Hier reichert es sich mit Sauerstoff an, und die Nährstoffe können von den Pflanzen verwertet werden.

Da laut Landesfischereigesetz NRW Gewässer ab 0,5 ha fischereirechtlich genutzt werden müssen, wird das Gewässer des Grünen Sees vom Düsseldorfer Angelverein befischt. An Fischen befinden sich Rotaugen (*Rutilus rutilus*), Rotfeder (*Scardinius erythrophthalmus*), Schleie (*Tinca tinca*), Dreistacheliger Stichling



Rotaugen
Schleie
Hecht

Rotfeder
Karpfen
Stichling

(*Gasterosteus aculeatus*), Hecht (*Esox lucius*) sowie der aus dem Kaspischen Meer eingebürgerte Karpfen (*Cyprinus carpio*) im See.

Gut sichtbar sind die Wasservögel: Stockente (*Anas platyrhynchos*), Bläßhuhn (*Gallinula chloropus*), Höckerschwan (*Cygnus olor*), erkennbar am Höcker an der Schnabelwurzel, aber auch der seltene Haubentaucher (*Podiceps cristatus*) brütet hier. Zeitweilig ist auch der schwarze Trauerschwan (*Cygnus atratus*), ursprünglich in Australien beheimatet, hier zu sehen.

An Wassersport sind lediglich Bootfahren und Surfen zulässig. Wegen gefährlicher Kaltwasserströme, beginnend ab 1 m Tiefe, herrscht ein generelles Badeverbot.

Beide Seen werden durch den Tauchsportverein MANTA auf ihre biologische und chemische Qualität hin untersucht und Müll und Abfall aus dem See geborgen.

Geburtstagswald

Auf Anregung des Ratsmitgliedes Wilhelm Droste wurden am 29.4.1992 die ersten Bäume im Geburtstagswald gepflanzt. Eltern haben seitdem die Möglichkeit, für ihr Kind eine Stiel-Eiche (*Quercus robur*) oder eine Kaiser-Linde (*Tilia intermedia*) durch das Grünflächenamt pflanzen zu lassen. Die Kosten betragen ca. 200,- DM. Aber nicht nur eine Geburt, sondern auch eine Hochzeit kann ein Grund für diesen althergebrachten Brauch sein. So stammt z. B. eine Kaiser-Linde von einem Brautpaar.

Bereits vor den Eiszeiten war sie in Europa heimisch; bedingt durch den Wechsel vor ca. 4.500 Jahren zu einem kühleren und feuchteren Klima, wurde sie von der Buche (*Fagus sylvatica*) verdrängt.

Der Name LINDE kommt vom nordgermanischen LINDA = Binde, was auf die frühere Verwendung des Lindenbastes zu Bindearbeiten hindeutet.

Römer und Griechen verehrten sie; die Germanen widmeten sie der Liebesgöttin Freya. Unter dem Baum schworen sich die Liebespaare ewige Treue und gaben sich das Eheversprechen. Ein Tanz unter dem Laubdach der Dorflinde

war das sichtbare Zeichen, daß sich ein junges Paar versprochen hatte. In die Rinde schnitzten sie ihre Initialien und so heißt es in dem bekannten Schubert-Lied: „Ich schnitt in seine Rinde so manchen süßen Traum.“

Bei germanischen und slawischen Völkern bildete die Linde den Dorfmittelpunkt. Hier fanden Tanz, Geselligkeit, aber auch Gerichtsverhandlungen statt. „Wo wir uns finden, wohl unter Linden“, heißt es in dem Volkslied „Kein schöner Land zu dieser Zeit.“

Die Linde gilt als der Baum der Romantiker; sie kommt im Nibelungenlied und vielen Gedichten vor.

Die Linde kann ca. 800 Jahre alt werden.

Versuchsfläche

Im April 1986 (am 26. 04. 1986 kam es in Tschernobyl zum Atomreaktorunfall) wurde durch eine Projektgruppe der Albert-Einstein-Hauptschule aus West eine Versuchsfläche angelegt, um zu sehen, auf welchen Flächen Wildstauden am besten gedeihen. Vom Landwirt Schulden wurde das Areal umgebrochen und in vier Teilflächen unterteilt. Die Fläche 1 blieb unbehandelt, sie diente als Kontrollfläche; auf die Fläche 2 wurde Kalk – auch in Form von Kalkstein (Viadur) – aufgebracht, auf die Fläche 3 Dünger und Kalk und auf die Fläche 4 nur Dünger. Alle vier Flächen wurden mit Wildstauden und abgeschälten Wildstaudenplaggen aus dem Bereich Silbersee bepflanzt.

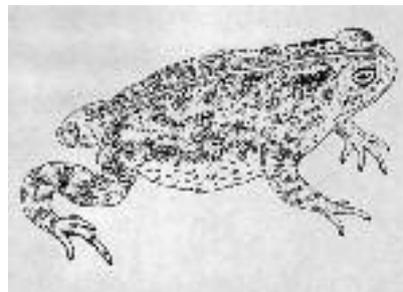
An die Seitenstreifen wurden einjährige Wildblumen (Kornblume, Klatschmohn, Bienenfreund, Buchweizen etc.) ausgesät.

Bereits wenige Jahre später war zu erkennen, daß der Kalk durch Regen ausgewaschen war und die kalkliebenden Pflanzen wie Schafgarbe (*Achillea millefolium*), Weiße Lichtnelke (*Silene alba*), Kornblume (*Centaurea cyanus*), Kamille (*Matricaria chamomilla*), Ackerstiefmütterchen (*Viola tricolor* ssp. *arvensis*) u. a. durch säureanzeigende Pflanzen, wie z. B. Glockenblume (*Campanula rotundifolia*), Natternkopf (*Echium vulgare*), Hornklee (*Lotus corniculatus*) und verschiedene Gräser verdrängt wurden. Da viele einjährige Pflan-

zen Lichtkeimer sind, müßte der Boden jährlich umgebrochen werden.

Internationaler Jugenddienst

Durch den internationalen Jugenddienst (ijd) wurden Ende der 80er Jahre einige Feuchtbiotope, für die hier vorkommenden Amphibien Kreuzkröte (*Bufo calamita*) und Grasfrosch (*Rana temporaria*) als Laichablagegewässer angelegt; für die Reptilien wurden Steinlesehäufen als Winterquartiere und Versteckmöglichkeiten geschaffen.



Kreuzkröte

Südhang

Der sonnenbeschienene Hang bietet besonders den Tagfaltern, z. B. Admiral (*Vanessa atalanta*), Tagpfauenauge (*Inachis io*), Distelfalter (*Vanessa cardui*), Kleiner Fuchs (*Aglais urticae*), Kohlweißling (*Pieris brassicae*), Rapsweißling (*Artogeia napi*), Großes Ochsenauge (*Maniola jurtina*), Buschheidelandbläuling (*Celastrina argiolus*) u. a. sowie Libellen, Heupferdchen und Heuschrecken einen optimalen Lebensraum.

Pflanzen/Vögel

Im Park sind bei einer pflanzensoziologischen Aufnahme 181 Blütenpflanzen kartiert worden. Bisher nicht gezählt wurden die nie-

deren Pflanzen wie Moose, Algen, Flechten und Pilze.

Die Vogelschutzstudie nennt 63 Vogelarten, von denen einige in ihrem Bestand gefährdet sind, z. B. Haubentaucher (*Podiceps cristatus*), Eisvogel (*Alcedo atthis*), Flußregenpfeifer (*Charadrius dubius*) oder Kiebitz (*Vanellus vanellus*).

Früher gab es noch Wachtel (*Coturnix coturnix*), Grauammer (*Milvina calandra*), Uferschwalbe (*Riparia riparia*), Wiesenpieper (*Anthus pratensis*) u. a. Aber auch Durchzügler wie Kornweihe (*Circus cyaneus*), Säbelschnäbler (*Recurvirostra avosetta*), Saatkrähe (*Corvus frugilegus*), Zwergtaucher (*Tachybaptus ruficollis*), Dohle (*Corvus monedula*), Singschwan (*Cygnus cygnus*) und Schellente (*Bucephala clangula*) wurden registriert.

Birkenwald

Aus Flugsamen hat sich ein Pionierwald aus Birken (*Betula pendula*) gebildet. Die Kelten hatten eine sehr tiefe Beziehung zu den Bäumen. Das Alphabet der keltischen Priester, der Druiden, bestand aus einer Reihe von Baumnamen.

Es beginnt mit der Birke (BETH), dem ersten sich begrünenden Baum, als Symbol für den Sieg



Sandbirke



Dohle



Saatkrähe

des Lichtes über die Dunkelheit des Winters. Der Brauch, eine Birke als Maibaum aufzustellen, ist seit dem 13. Jahrhundert überliefert.

Viele mit Birken vergesellschaftete Pilze wachsen in diesem Wald. Neben einigen Speisepilzen wie Birkenpilz (*Leccinum scabrum*), Schopftintling (*Coprinus comatus*) und Samtfußrübbling (*Flammulina velutipes*) findet man im Spätsommer viele leuchtendrote Fliegenpilze (*Amanita muscaria*). Ganz so giftig, wie er häufig beschrieben wird, ist er jedoch nicht. Im Kaukasus wird er als potenzsteigerndes Mittel benutzt.

Auch eine Orchideenart, das Breitblättrige Knabenkraut (*Dactylorhiza majalsi*), ist an diesen Standort gebunden.

Bienenstand

Seit vielen Jahren hat die Familie Wenk ihren Bienenstand im Erholungspark. Regelmäßig werden Führungen für Schulen und Kindergärten durch den Ratinger Bienenzuchtverein durchgeführt. Gegründet hat sich der Bienenzuchtverein als „Seidenraupen- und Bienenzuchtverein Ratingen, Eckamp und Umgebung von 1868.“ Damit ist der Bienenzuchtverein der älteste in Ratingen ansässige Naturschutzverein.

Neophyten

Alle Pflanzen, die nach dem 12.10.1492 (Kolumbus landete auf Guanahani) in Europa eingeführt worden sind, nennt man Neophyten (Neupflanzen). Da diesen Pflanzen die natürlichen Feinde fehlen, können sie sich ungehindert vermehren und verdrängen oftmals die heimischen Pflanzen. Von den Imkern sind sie wegen ihres Blütensaftes (Nektar) hingegen geschätzt.

Die bekanntesten Fremdlinge sind:

- indisches Springkraut (*Impatiens glandulifera*), Indien
- Goldrute (*Solidago canadensis*), Kanada
- Knöterich (*Polygonum sachalinum*), Japan, Sachalin
- Riesenbärenklau (*Heracleum mantegazzianum*), Persien.

Der Riesenbärenklau ist wegen seiner Phototoxizität gefürchtet. Der austretende Milchsafte führt auf der Haut in Verbindung mit UV-Strahlung zu starken Hautverbrennungen.

Silbersee

Der Silbersee im Erholungspark Volkardey ist der größte vom städtischen Umweltamt betreute Biotopbereich im Stadtgebiet Ratingens. Im Jahre 1979 begann die Firma Kölbl mit der Auskiesung

Neben den Vögeln und verschiedenen Amphibienarten bietet der See auch Lebensraum für die Gemeine Teichmuschel (*Anodonta cygnea*) und die Malermuschel (*Unio pictorum*). Jede Muschel filtert ca. 40 Liter Wasser pro Stunde. Bei 27 ha Wasserfläche und einer Tiefe von 15 Metern würden rechnerisch 100.000 Muscheln ausreichen, um das gesamte Wasser in einer Stunde zu filtern.

Der Erholungspark Volkardey ist für Tausende von Menschen nun



Der Silbersee

des Sees, bis 1991 förderte sie hier Kies und Sand. Das Gelände wurde anschließend mit Bäumen und Sträuchern bepflanzt, um Besucher aus diesem, der Natur vorbehaltenen Raum fernzuhalten. Mittlerweile sind die knapp 50.000 m² Naturpark allerdings mit einem Zaun versehen worden, da der natürliche Schutz allein nicht ausreichte, unliebsame Eindringlinge davon abzuhalten, am Rande des Biotops zu lagern und Grillabende zu veranstalten. Leere Bierfäßchen, Plastiktüten und -flaschen sowie Kohlereste zeugen immer wieder von Zeitgenossen, die den Schutz der Landschaft nicht respektieren. Das glasklare Wasser des Sees mit seiner kleinen Insel, die vielen Vögeln Brutmöglichkeiten bietet, kann von einer Aussichtsplattform beobachtet werden, die man vom Wanderweg am Schwarzbach entlang leicht erreichen kann.

schon seit Jahren das ideale Naherholungsgebiet. Besucher kommen aus ganz Ratingen und den umliegenden Großstädten, vor allem aber aus dem dichtbesiedelten Ratingen West. Leider kommt es jedes Jahr durch die Disziplinlosigkeit vieler Erholungssuchender (wildes Parken, wildes Campen und Grillen an dafür nicht vorgesehenen Stellen) zu unschönen Szenen und zu Verunreinigungen des Parks. Die Mißachtung des Badeverbotes forderte auch in diesem Jahr wieder mehrere Todesopfer. Es ist zu wünschen, daß alle Besucher sich in Zukunft auf ihre Verantwortung besinnen, mit dazu beizutragen, etwas zu erhalten, was wir alle heute nötiger haben denn je: ein Stück lebendige Natur in Großstadtnähe.

Klaus-Dieter Mönch

Hervstdach

Wenn ech en min Johr
fahr met em Rad dorch de Jejend
on kom noch klor,
kann senn wie schüen de Welt,
wie et bonkte Louf von de Böm eraffällt,
wie die Ovendsonn schinnt su ruet,
dann denk ech: „Watt jeht et dech juet.“
Wenn ech fahr dorch et Suesfeiel
on de Kalkstroot entlang,
ke Auto, aver Vureljesang,
wenn die letzte Blume blöhen am Wejesrank,

dann sach ech för alles: „Jott sei Dank.“
Wenn die ieschte Soot kömmt för et nöe Johr,
wenn die Mühlebeek hätt et Water su klor,
wenn die Kraniche trecken em Verbank
dann sach ech stell: „Liev Herjöttche, Dank.“
On senn ech dann noch e bekannt Jesecht
on mer frocht mech: „Na, wie jeht et dech?“
Dann sach ech ut Hezzensjronk:
„Ech ben tefriede, on Jott haul mech jesonk.“

Maria Molitor

Wer nennt die Straßen, kennt die Namen?

Neue Straßen in Lintorf

Die Mittelstadt Ratingen ist auf Grund ihrer verkehrsgünstigen Lage zwischen Düsseldorf und den Großstädten des Ruhrgebietes, aber auch wegen ihrer waldreichen Umgebung nicht nur ein beehrter Industriestandort, sondern auch ein beliebter Wohnort geworden. Neben den spektakulären Bauvorhaben auf ehemaligem Industriegelände (Calor Emag, Balcke-Dürr) werden vor allem in den Außenbezirken immer wieder größere Gebiete für die Wohnbebauung erschlossen. Meist handelt es sich dabei um aufgegebene landwirtschaftliche Nutzflächen. So sind in den letzten Jahren größere Wohngebiete in Breitscheid (An der Horst) und in Lintorf (Krummenweger Straße) entstanden.

Die ehemaligen Acker- und Weideflächen zwischen der Krummenweger Straße im Süden, der Gustav-Mahler-Straße im Norden, dem Termühlenweg im Westen und der Straße Am Kämpchen im Osten waren bzw. sind Eigentum einiger Lintorfer Landwirte und der Katholischen Kirchengemeinde. Die Gemüse- und Getreidefelder,



Das im Dezember 1988 von der Lintorfer Feuerwehr aufgenommene Foto zeigt das Neubaugebiet noch als unbebautes Feld- und Wiesengelände. In der Mitte erkennt man die Scheune des Bauern Kockerscheidt. Die Häuser links im Bild liegen an der Straße Am Speckamp, die Häuser vorne rechts Am Vogelsang. Rechts im Hintergrund erkennt man einige Häuser an der Krummenweger Straße

die Pferde auf den Weiden und die große Scheune des Bauern Kockerscheidt waren bis in die 80er Jahre ein beliebtes Ziel für Spaziergänger, die hier noch ein wenig ländliche Idylle fanden im verstädterten Ortsteil Lintorf, der noch in den 50er Jahren fast aus-

schließlich von der Landwirtschaft bestimmt war. Für die Kinder der umliegenden Wohngebiete bot sich hier ein ideales Spielgelände.

Schon früh gab es Pläne, dieses Gebiet für eine Wohnbebauung zu erschließen.

Als die Firma Mannesmann, die 1973 an der Rehhecke ein zentrales Rechenzentrum hatte errichten lassen, aus Gründen des Denkmalschutzes ihre Hauptverwaltung am Düsseldorfer Rheinufer nicht problemlos erweitern konnte, dachte die Konzernleitung ernsthaft über die Errichtung eines Neubaus und die Verlegung des Firmensitzes nach Lintorf nach. Das Gelände an der Krumpfenweyer Straße sicherte sich der Konzern als Baugebiet für die bei der künftigen Hauptverwaltung beschäftigten Angestellten, während das Verwaltungsgebäude selbst an der Rehhecke errichtet werden sollte. Als sich die Planungen des Mannesmann-Konzerns zerschlugen, verlor die Stadt Ratingen das Baugebiet am Ortsausgang Lintorfs nicht aus den Augen. Am 13. Januar 1987 wurde ein Bebauungsplan aufgestellt, der eine dichte Bebauung und eine Durchgangsstraße von der Speestraße über den Speckamp zur Krumpfenweyer Straße vorsah.

In der Zeit vom 27. Januar bis 27. Februar 1987 wurde der Plan offengelegt. Massive Proteste der Anlieger und der Naturschützer wurden laut. Die Bewohner der umliegenden Straßen fürchteten eine höhere Verkehrsbelastung, die Naturfreunde sahen den Verlust natürlichen Lebensraumes und die weitere Versiegelung der Landschaft durch Bebauung als gravierend an.

In einer Bürgerversammlung trafen sich Gegner und Befürworter des Bebauungsplanes mit dem Leiter des Planungsamtes in der Feldscheune mitten auf dem umstrittenen Gelände. Durch Beschluß des Rates der Stadt Ratingen vom 9. Februar 1988 wurde das Planungsgebiet sogar noch einmal erweitert. Allerdings hatten auch die Bürgerproteste Erfolg.

Im geänderten Bebauungsplan, der vom 24. Februar bis 24. März der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde, war von Durchgangsstraßen nicht mehr die Rede. Ein Grüngürtel sollte sich durch die Siedlung ziehen und die Versiegelung der Landschaft abmildern. Die dichte Bebauung wurde ebenfalls gelockert. Am 27. September 1988 wurde der Bebauungsplan zur Satzung beschlossen. Doch erst zwei Jahre später, am 11. Juli 1990, wurde er rechtskräftig, da auf Grund von Auflagen der Bezirksregierung Nachbesserungen vorgenommen werden mußten und der Rat am 12. Juni 1990 noch einmal zustimmen mußte.

Werden neue Siedlungen geplant, so gilt es, den Straßen im Neubaugebiet Namen zu geben. Manchmal, wenn bestehende Straßen nur verlängert werden, genügt es, dem neuen Straßenstück auch den alten Namen zu verleihen.

Im Planungsgebiet an der Krumpfenweyer Straße in Lintorf muß-

ten aber sechs neue Straßen benannt werden. Bei Straßenneubenennungen bittet das Vermessungsamt der Stadt Ratingen die ortsansässigen Heimat- und Brauchtumsvereine um Vorschläge. Im vorliegenden Fall wurde der Verein Lintorfer Heimatfreunde mit Schreiben vom 15. Januar 1990 gebeten, Namensvorschläge einzureichen. Bedingung war, daß die Straßen Namen von Persönlichkeiten tragen sollten, die in der Geschichte des Ortes eine Rolle gespielt oder sich um das Wohl der Gemeinde Lintorf verdient gemacht hatten. Vorgegeben war bereits der Name der Haupterschließungsstraße: Sie sollte **Fritz-Windisch-Straße** heißen.

Auf Grund eines Vorstandsbeschlusses schlug der Verein Lintorfer Heimatfreunde als weitere Namen vor: Dechant-Veiders-Straße, August-Prell-Straße, Schwester-Helia-Weg, Scheffe-Steingens-Weg und Bernhard-Schmitz-Straße. Aus unseren Vorschlägen erarbeitete das Vermessungsamt eine Beschlußvorlage, welcher der Bezirksausschuß Lintorf/Breitscheid und der Hauptausschuß des Rates im Dezember 1990 zustimmten. Im Februar 1993 wurde dieser Beschluß noch einmal geändert: Aus dem Scheffe-Steingens-Weg wurde der Steingensweg, und statt einer Bernhard-Schmitz-Straße, die man leicht mit der schon bestehenden Heinrich-Schmitz-Straße hätte verwechseln können, gab es



Dieser Kartenausschnitt aus den 70er Jahren zeigt das Gelände an der Krumpfenweyer Straße noch unbebaut



Auf dem neuesten Stadtplan sind die Straßen des Neubaugebietes bereits eingezeichnet

nun auf Vorschlag des Bezirksausschusses eine Anna-Fohrn-Straße.

Im Herbst 1996 begann dann im Neubaugebiet eine rege Bautätigkeit. Die Straßen wurden trassiert und provisorisch asphaltiert, die Kanalisation wurde verlegt, die ersten Häuser wuchsen an der Fritz-Windisch-Straße in die Höhe. Im April 1997 gab es auch schon Neubauten am Schwester-Helia-Weg und an der Anna-Fohrn-Straße. Anfang 1998 wurden vorläufige Straßenschilder aufgestellt, die später durch aufwendigere Schilder ersetzt werden sollen mit Zusätzen, die Auskunft geben über die Biographien der Namensgeber. Ein solches endgültiges Schild steht bereits seit dem Sommer 1999 am Anfang der Dechant-Weiders-Straße, da dort so gut wie alle Häuser fertiggestellt sind und keine größere Bautätigkeit mehr zu erwarten ist. Die Zusatztexte zu den Straßennamen entstanden übrigens in Zusammenarbeit des Vereins Lintorfer Heimatfreunde mit dem Stadtarchiv Ratingen.



Beginn der Bautätigkeit am Steingensweg und an der Fritz-Windisch-Straße. Die Aufnahme entstand im April 1997

Reichen diese Kurzbiographien auf den Straßenschildern denn nun aus, um Lintorfer Neubürgern ausreichend Auskunft zu geben über die jeweilige Persönlichkeit, nach der ihre Wohnstraße benannt ist? Und wie steht es mit den „alten Lintorfern“?

Sicher werden sie auf Anhieb sagen können, wer Dechant Weiders oder Schwester Helia waren, aber wissen sie etwas über die Verdienste August Prells? Nach wem wurde eigentlich der Steingensweg benannt, nach dem Bäcker,

dem Juwelier, dem Installateur, der Gastwirtfamilie oder dem Bauern im Soestfeld?

Vor allem für die zugezogenen Neu-Lintorfer, die in den Häusern und Wohnungen an den sechs neuen Straßen leben, soll hier versucht werden, Bilder der Persönlichkeiten zu entwerfen, welche die Namensgeber für ihre Straßen waren.

Schwester-Helia-Weg

Das künftige Straßenschild wird den Zusatz tragen: „Schwester Maria Helia (1883–1968) aus dem Kloster der Armen Dienstmägde Jesu Christi.“



Der Schwester-Helia-Weg im April 1997

Schwester Helia, als Paula Mainzer am 27. Juni 1883 im bergischen Leichlingen geboren, trat im Alter von 24 Jahren in den Orden der Armen Dienstmägde Jesu Christi (ADJC) ein, dem sie bis zu ihrem Tode im Januar 1968 angehörte. Mehr als 40 Jahre pflegte sie selbstlos und oft unter Mißachtung ihrer eigenen körperlichen Kräfte kranke und alte Bewohner unseres Ortes, und zwar ohne Ansehen der Person. Sie machte keinen Unterschied zwischen armen und reichen, zwischen katholischen und evangelischen Bürgern Lintorfs. Tag und Nacht war sie zur Stelle, wenn sie gebraucht wurde. Sie wurde von den Lintorfern nicht zuletzt wegen ihres herzlichen und heiteren Wesens geliebt und war schon zu Lebzeiten eine Legende.

Dechant-Weiders-Straße

Das bereits aufgestellte endgültige Straßenschild trägt den Zusatz:

„Wilhelm Weiders (1892–1977) Pfarrer von St. Anna, Dechant des Dekanats Ratingen.“



Auch Pfarrer und Dechant Wilhelm Weiders ist bis heute bei den alten Lintorfern unvergessen. Er war noch ein Landpfarrer der alten Art, der nicht nur in der Kirchengemeinde, sondern im ganzen Ort hohes Ansehen genoß. Mit Barrett und schwarzer Soutane war er ein vertrauter Anblick im Dorf. Er war nicht nur Seelsorger seiner Schäfchen in der Pfarrgemeinde St. Anna, sondern kümmerte sich auch häufig um weltliche Belange der Zivilgemeinde Lintorf. Sein Rat war gefragt, sein Einfluß nicht unbeträchtlich. Vereinsgründungen gehen auf seine Initiative zurück, er förderte den Siedlungsbau, errichtete das Gemeindezentrum St. Anna („Haus Anna“) und regte die Gründung einer zweiten Pfarre im Lintorfer Norden, dem „Busch“ an. Noch heute erzählt man sich unzählige Anekdoten über ihn und sein Wirken in Lintorf.



Dechant Wilhelm Weiders (1892–1977)

Wilhelm Veiders wurde am 27. Januar 1892 im damals noch deutschen Manderfeld, Kreis Malmedy, geboren. Nach seiner Priesterweihe im August 1914 wurde er zunächst Kaplan in Düsseldorf-Unterrath und wirkte dann 12 Jahre als Kaplan an der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Ratingen, bevor er im Juni 1929 der erste Pfarr-Rektor der neuerbauten Herz-Jesu-Kirche in Ratingen wurde. 35 Jahre, von 1935 bis 1970, war er Pfarrer der Gemeinde St. Anna in Lintorf, 21 Jahre lang, von 1946 bis 1967 war er gleichzeitig Dechant des Dekanates Ratingen.

Schwester Helia und Dechant Veiders werden im Anschluß an diesen Beitrag von zwei Lintorfer Autoren gewürdigt, die lange Jahre mit ihnen zusammengearbeitet haben oder sie persönlich sehr gut kannten.

Fritz-Windisch-Straße

Auf dem künftigen Straßenschild der längsten Straße, die das Neubaugebiet ringförmig erschließt, wird stehen:

„Friedrich Windisch (1916–1985) Lintorfer Bürgermeister und Rats-herr.“

Fritz Windisch wurde am 27. Mai 1916 in Düsseldorf geboren, lebte aber lange Zeit in Ratingen und kam erst durch seine Heirat mit der Lintorferin Rosa Bannach im Jahre 1941 in die Dickelsbach-gemeinde. Nach acht Jahren Arbeitsdienst, Kriegsdienst und Gefangenschaft kam der gelernte Kaufmann nach dem Krieg als Ver-waltungsangestellter zum Arbeits-amt Ratingen, dessen Leiter er 1960 wurde. Nach mehr als 35



Bürgermeister und Rats-herr
Fritz Windisch (1916–1985)

Jahren erfolgreicher Tätigkeit in der Arbeitsvermittlung trat er im Sommer 1981 in den Ruhestand.

Schon früh engagierte sich Fritz Windisch im sozialen Bereich und in der Politik. 27 Jahre lang war er Vorsitzender des Lintorfer SPD-Ortsverbandes, den er 1945 mit-begründet hatte. Gut 28 Jahre lang, von 1946–1974, war er Mit-glied der Gemeindevertretung Lintorf, in der er als Sprecher sei-ner Fraktion ein eifriger, oft leiden-schaftlicher Verfechter der Belan-ge seiner Heimatgemeinde war. An der Verwirklichung und Pla-nung vieler großer und kleinerer Projekte hatte er großen Anteil. So sorgte er Anfang der 50er Jahre für den ersten Bürgersteig in Lintorf an der Angermunder Straße, und auch die Parkanlage „Drup-nas“ geht auf seine Initiative zurück. Von 1950 bis 1952 und dann wieder von 1958 bis 1961 war er Bürgermeister der Anger-landmetropole. Der Amtsvertre-tung Angerland gehörte er 26 Jahre an und war viele Jahre stell-vertretender Amtsbürgermeister.

Sein soziales Engagement zeigte sich in seiner 16jährigen Tätigkeit als Schiedsmann in Lintorf. Mehr als 30 Jahre war er Geschworener beim Schwurgericht Düsseldorf.

Auch nach der kommunalen Neugliederung setzte sich Fritz Windisch nicht zur Ruhe. Er war mehrere Jahre Mitglied im Rat der neuen Stadt Ratingen und bis zu seinem Tod im Bezirksausschuß Lintorf/Breitscheid.

Für seine langjährige Tätigkeit im Lintorfer Gemeinderat und in der Amtsvertretung Angerland wurde ihm 1968 der Goldene Ehrenring der Gemeinde Lintorf verliehen, seit der letzten Sitzung der Ge-meindevertretung Lintorf am 30. Dezember 1974 durfte er die Eh-renbezeichnung „Ratsältester“ führen. Am 16. Januar 1976 erhielt er aus den Händen von Landrat Willi Müser im Saal des ehemali-gen Lintorfer Rathauses das Bun-desverdienstkreuz, das Bundes-präsident Walter Scheel ihm we-gen seiner Verdienste verliehen hatte.

Am 15. November 1985 wurde Fritz Windisch auf dem Lintorfer Waldfriedhof zu Grabe getragen. Sein Parteifreund Jupp Schappe aus Ratingen sprach dabei einige Worte des Gedenkens.

August-Prell-Straße

Das künftige Straßenschild wird einmal den Zusatz tragen:

„August Prell, geboren 1799, Lehrer in Lintorf und Ratinger Bürgermeister.“

Der im Jahre 1799 in Uerdingen geborene Anton August Prell kam als 18jähriger nach Lintorf, um sich dort um die Stelle des Lehrers an der katholischen Schule zu be-werben. Nachdem der Schulvor-stand, zu dem auch der damalige Pfarrer von St. Anna, Caspar Car-buch, gehörte, Prell und seinen Mitbewerber geprüft hatte, schlug die Gemeinde ihn der neuen preußischen Regierung (unsere Heimat war nach den napoleoni-schen Kriegen gerade preußisch geworden) als Kandidaten vor. Au-gust Prell war der erste katho-lische Lehrer, der von der Ge-meinde Lintorf angestellt und von der preußischen Regierung be-stätigt wurde. Auch der zustän-dige Schulpfleger, Pfarrer Heinzen aus Wittlaer, und der preußische Landrat von Lasberg hatten den Antrag an die Königliche Regie-rung befürwortet. Trotz seiner Ju-gend schien Prell seine Sache gut gemacht zu haben, denn die Lintorfer setzten sich nach der ein-jährigen Probezeit dafür ein, daß August Prell weiterbeschäftigt wurde. Schule und Lehrerwoh-nung befanden sich übrigens da-mals im sogenannten Hamacher-Haus, einem Fachwerkhaus, das 1973 dem Neubau der Commerz-Bank an der Ecke Lintorfer Markt / Konrad-Adenauer-Platz weichen mußte.



Schul- und Wohnhaus des Katholischen Dorfschullehrers August Prell. Das spätere „Hamacher-Haus“ wurde 1973 abgerissen. Hier steht heute die Commerz-Bank



Lintorfer Wald im November 1986

Seit Jahrhunderten waren die Gemarkenwälder unserer Heimat gemeinsamer Besitz aller „Markgenossen“, zu denen auch die Lintorfer Kötter gehörten. Sie hatten das Weiderecht für Hornvieh und Schweine, sie durften sich Reiserholz aus dem Wald holen, wenn Buchen und Erlen geschlagen worden waren, sie hatten ein Anrecht auf dürres Feuerholz, und sie durften Laub, Sand und Lehm aus dem Wald holen zum eigenen Bedarf. Dafür mußten sie jährlich drei bis vier Tage „Buschdienst“ leisten. Auf Antrag einiger Großgrundbesitzer beschloß die preußische Regierung in Düsseldorf im Dezember 1816, die Gemarken aufzuteilen. Als die Teilung der Lintorfer Mark 1831 beendet war, gehörten die Wälder einigen wenigen Besitzern, die die Anrechte der armen Lintorfer Kötter durch vergleichsweise geringe Entschädigungszahlungen ausgelöst hatten. Die Lintorfer wollten sich damit nicht zufriedengeben, denn 1827 stürmten Lintorfer Bauern die Holzstapel („Schanzen“) im früheren Gemarkenwald und plünderten sie, um an ihre alten Rechte zu erinnern. Offensichtlich erfreuten sie sich bei diesem Holzdiebstahl aus Not der stillschweigenden Zustimmung ihres Pfarrers Carbuch und des Kirchenvorstandes. Der preußische Landrat tobte. Er beschuldigte den Lehrer August Prell, der Anführer und Anstifter zu diesem Angriff auf die Obrigkeit gewesen zu sein. Als Demagoge und Anführer sei er „ein böses Ex-

empel für die Jugend“, so schrieb von Lasberg an die Regierung in Berlin und bat um Absetzung dieses „Subjektes.“ Der Kirchenvorstand der katholischen Kirchengemeinde wandte sich ebenfalls an die preußische Regierung mit der Bitte, den beliebten Lehrer in seinem Amt zu belassen. Unterzeichnet war diese Eingabe von 132 Lintorfern, 52 von ihnen hatten nur drei Kreuze machen können. Und das Wunder geschah: Die preußische Regierung entschied gegen ihren eigenen Landrat und zugunsten des Lintorfer Schullehrers.

Am 31. Juli 1836 heiratete August Prell Maria Margarete Buschhausen, die vermutlich aus Ratingen stammte. Dem Paar wurden sechs Kinder geboren, fünf Jungen und ein Mädchen.

Das alte Schulhaus wurde allmählich zu eng, da immer mehr Eltern ihre Kinder in die Schule schickten. 1835 gab es 190 schulpflichtige katholische Kinder in Lintorf, und Lehrer Prell mußte sein einziges Wohnzimmer zur Verfügung stellen, um alle Kinder mit Erfolg unterrichten zu können. Eine Besserung der Verhältnisse trat erst ein, als die Schnapsbrennerei und Likörfabrik der Gebrüder Stein nach Düsseldorf verlegt wurde („Steinstraße“) und die Gemeinde das käuflich erworbene Gebäude zu einem zweiklassigen Schulhaus umbauen ließ.

August Prell gab sein Lehramt 1842 freiwillig auf. In einem Güterverzeichnis von 1839 wird er als

Haus- und Grundbesitzer genannt, im Adreßbuch für den Regierungsbezirk Düsseldorf von 1843 wird er als Holzhändler, Dachziegler und Beigeordneter geführt, und im Jahre 1846 unterschreibt er gar ein Schriftstück als Gemeindevorsteher. Danach scheint Prell seinen Wohnsitz nach Ratingen verlegt zu haben, denn in Ratingen bekleidet er von 1851 bis 1862 das Amt des Bürgermeisters. War der einstige Revoluzzer und Kämpfer für die Unterprivilegierten ins Lager der Mächtigen übergelaufen? Zweifelsohne besaß August Prell viele außergewöhnliche Eigenschaften, wenn er nach seinen Auseinandersetzungen mit dem preußischen Landrat der Regierung für den Posten des Bürgermeisters kompetent erschien.

Anna-Fohn-Straße

Die zusätzliche Inschrift unter dem Straßenschild wird lauten: „Anna Fohn (1909–1989) – 45 Jahre Hebamme im Amt Angerland.“

Anna Fohn, geborene Emgenbruch, wurde am 5. November 1909 in Berzdorf bei Brühl geboren. Vor allem bei den Lintorfer Müttern der älteren und mittleren Generation ist diese mutige und engagierte Frau unvergessen, half sie doch als einzige Hebamme im Amt Angerland von 1936 bis zum Eintritt in den Ruhestand im Jahre 1980 tausenden von Kindern, das Licht der Welt zu erblicken. Vom Beginn ihrer Tätigkeit bis zum 40jährigen Dienstjubiläum im Jahre 1976 waren es jedenfalls 5.500 neue Erdenbürger!

Nach dem Hebammenexamen, das sie 1934 ablegte, kam sie 1936 nach Lintorf, wo sie den Stukkateur Bertram Fohn heiratete. Aus der Ehe gingen vier Kinder und 16 Enkelkinder hervor.

Noch während des Krieges legte sie die Führerscheinprüfung ab, um eine zusätzliche Verdienstmöglichkeit für ihre Familie zu erschließen. Während des Krieges und kurz nach dem Krieg wurden nämlich verhältnismäßig wenig Kinder geboren. Also fuhr sie für den Bauern und Milchhändler August Steingen den Milchwagen und lieferte für die Bäckerei Rudolf Steingen mit dem Auto Brot aus. Aus dieser Zeit erzählte sie ihren Kindern gern eine lustige Ge-

schichte: Mit dem Tempo-Dreiradwagen der Bäckerei mußte sie auch öfter das Ausländerlager an der Rehhecke beliefern. Bei einem dieser Besuche nahm sie die Kurve zu eng und landete kopfüber im Graben. Wie bei einem Maikäfer, der auf dem Rücken liegt, drehten sich die drei Räder des Lieferwagens weiter, dem sie Gott sei Dank unverletzt und lachend entsteigen konnte.



Anna Fohrn im Jahre 1970 mit den Zwillingen Michael (links) und Martin Kleinrahm, heute beide gestandene Schreinermeister. Georg Forstenbacher betrachtet staunend seine beiden neuen Cousins

Als Hebamme fuhr sie zunächst mit dem Fahrrad, später mit einem Moped durch das ganze Angerland. Als das Nachkriegswirtschaftswunder sich auch in Lintorf durchgesetzt hatte, diente das Familienauto dazu, sie zu ihren „Einsatzorten“ zu bringen. An ihre erste Geburtshilfe erinnerte sich Anna Fohrn auch immer wieder gern. Sie, selbst schlank und rank, wurde zu einer großen und schweren Frau in Lintorf gerufen, die wohl ihre drei Zentner gewogen haben mag und ihrer Niederkunft entgegenschah. Beim Anblick der jungen Hebamme rief sie: „Watt wills du kleen Mädche denn hier? Du kanns mich doch jarnit hölpe.“ Aber Frau Fohrn meisterte ihre Arbeit mit Bravour. Ob der neue Erdenbürger auch ein Schwergewicht wurde, ist nicht überliefert.

Im Anfang arbeitete Anna Fohrn mit dem Lintorfer Arzt Dr. Stick zusammen, später mit den Ra-

tinger Frauenärzten Dr. Schreyer, Dr. Alpmann und Dr. Bartsch. Die Bezahlung der Hebamme erfolgte in den meisten Fällen über die Krankenkasse, und zwar wurden eine Pauschale pro Geburt und Kilometergeld gezahlt.

Anna Fohrn war Tag und Nacht im Einsatz, kein Weg war ihr zu weit, keine Mühe unerträglich. Für ihre langjährige Tätigkeit, ihre Zuverlässigkeit und Hilfsbereitschaft wurde ihr am 14. Februar 1989 die Verdienstmedaille der Bundesrepublik Deutschland verliehen, nur 2½ Monate vor ihrem Tode am 2. Mai 1989.

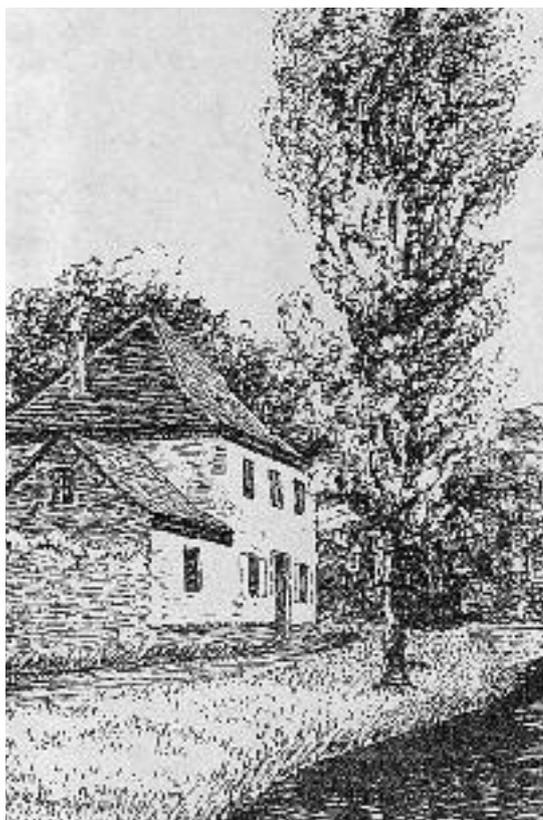
Übrigens: Einem „Ondit“ zufolge soll der Bezirksausschuß Lintorf/Breitscheid der Straßenbenennung spontan zugestimmt haben, weil sein Vorsitzender auch von Anna Fohrn ins Leben geholt wurde.

Steingensweg

Das Straßenschild wird den Zusatz tragen:

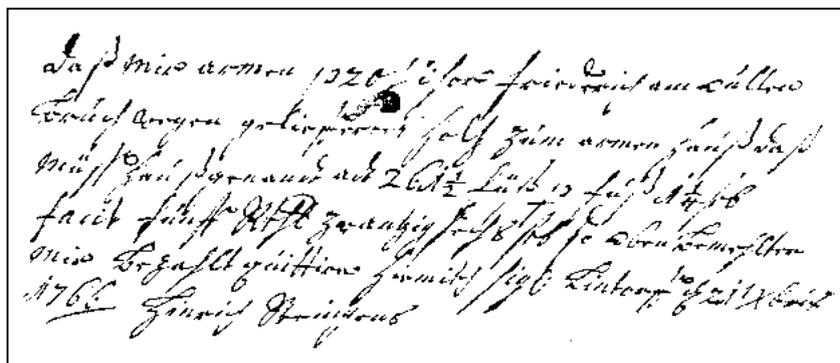
„Johann Heinrich Steingens (1712–1776) – Schöffe des Landgerichts 'In der Brück'-Ahnherr Lintorfer Familien.“

Johann Heinrich („Hinrich“) Steingens kam im Jahre 1737 aus Mündelheim nach Lintorf. Hier heiratete er die Lintorferin Irmgard Tack, mit der er die Dynastie der Steingens in Lintorf begründete.



Das alte Landgericht „In der Brück“ in Ratingen. Zeichnung von Ernst Bierwirth, 1926

Die seit 1656 in Mündelheim ansässige Familie Steingens scheint dort nicht unbedeutend gewesen zu sein, denn aus ihr stammen mehrere männliche Mitglieder, die das Amt eines Scheffen (Schöffen) bekleideten. So findet sich in den Büchern ein Scheffe Hermann Steingen, und später in der napoleonischen Zeit ist ein Scheffe Johann Steingen Beigeordneter der Munizipalität Mündelheim. Auch der Neu-Lintorfer Heinrich Steingens wird Scheffe am für Lintorf zuständigen Landgericht „In der Brück“ in Ratingen. In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts nimmt er als Scheffe nicht mehr an Gerichtsverhandlungen teil, sondern muß



Armenprovisor Hinrich Steingens quittiert dem Friedrich am Ulenbroich, von ihm Holz für das Armenhaus empfangen zu haben

als eine Art Ehrenbeamter Verträge beglaubigen, Bescheinigungen ausstellen, beim Tod des Pächters eines kurmedigen (herzoglichen) Gutes die Todesfallabgaben festlegen und ihre Erledigung quittieren sowie die Durchsetzung der herzoglichen Verordnungen und Verfügungen im Ort überwachen. Von den anfallenden Gebühren kann ein Scheffe jedoch nicht leben, geschweige denn eine Familie ernähren. Er muß sich zusätzliche Erwerbsmöglichkeiten schaffen. So kauft Heinrich Steingens am 17. Juni 1747 für 300 Reichstaler den kurmedigen Bürgerhof, die älteste urkundlich

nachweisbare Lintorfer Gaststätte. Als Gastwirt, Bierbrauer und Kaufmann bringt er es zu Ansehen und Wohlstand. Er unterhält gute Geschäftsbeziehungen zu Heinrich Kirschbaum, dem Düsseldorfer Bankier, der in Lintorf seit 1746 ein Bleibergwerk betrieb.

Schon bald bekleidet er auch das Ehrenamt des Armenprovisors der katholischen Kirchengemeinde.

Als Heinrich Steingens am 3. Juli 1776 stirbt, hinterläßt er ein beträchtliches Erbe und neun Kinder.

Sein Sohn Johann Swibert („Suit-

bertus“) erbt den Bürgerhof und wird ebenfalls Scheffe am Landgericht „In der Brück“. Sein zwei Jahre älterer Sohn Johann Wilhelm heiratet im Jahre 1766 Gertrud, die ältere Schwester von Johann Melchior, dem berühmten Porzellanbildhauer. Aus dieser Ehe stammen alle heute noch in Lintorf ansässigen Familien Steingen.

Manfred Buer

PS.: Ich bedanke mich bei Frau Kolbe vom Planungsamt der Stadt Ratingen für ihre freundliche Hilfe.

Die erste und älteste Bäckerei im ganzen Kreis



Bäckerei Steingen
seit 1833

Tradition verpflichtet

Lintorf · Speestraße 24 u. Ulenbroich 5 · Tel. 02102-31290

Erinnerungen an Schwester Helia

Neulich fragte mich eine Dame, wer Schwester Helia sei. Sie hatte sich auf dem Schwester-Helia-Weg in Lintorf ein Haus gebaut, wußte aber mit dem Namen nichts anzufangen.

Als alte Lintorferin konnte ich es ihr erklären. In Lintorf leben zum größten Teil Zugezogene, nur ein geringer Teil der Einwohnerschaft besteht noch aus alten Lintorfern.

Um den Neu-Lintorfern zu erklären, wer sie war, aber auch aus Dankbarkeit, schreibe ich diesen Artikel.

Am 11. Juni 1916 hatte die katholische Kirchengemeinde das Anwesen Ritterskamp von den Eheleuten Kaspar Heidel erworben.

Das Gehöft wurde umgebaut und diente den Schwestern vom Orden der Armen Dienstmägde Jesu Christi aus Dernbach als „Kloster“.

Am 28. Oktober 1917 konnte das Schwesternhaus dann feierlich eingeweiht werden. Offiziell hieß die Niederlassung „Caritashaus St. Marien“, aber für die Lintorfer hieß sie nur „das Klösterchen“.

Seit 1921 war Schwester Helia als Krankenschwester im „Klösterchen“ und betreute alle Kranken in Lintorf.

Wer konnte nicht Schwester Helia in den 20er, 30er, 40er und 50er Jahren? Alle kannten sie, ob jung ob alt, ob katholisch oder evangelisch, sie war für alle da.

Viele alte Lintorfer waren nicht in der Krankenkasse, auch sie wurden von Schwester Helia liebevoll betreut. Sie scheuten die Ausgaben beim Arzt, also konsultierten sie zuerst Schwester Helia. Alle hatten großes Vertrauen zu ihr. Sie machte alle Wege zu Fuß, in Wind und Wetter, vom Dorf (Lintorfer Süden) bis zum Busch (Lintorfer Norden) und bis zu den entlegentesten Häusern und Gehöften.

Sie kannte alle Familienverhältnisse, kannte sich in allen Wohnungen aus. Mal eben einen Topf aus dem Schrank zu nehmen, um Milch heiß zu machen, oder ein Bettuch aus dem Schrank zu nehmen war für Sie kein Problem. Früher war es noch üblich, daß alte, kranke Leute nicht ins Krankenhaus gingen, zum Beispiel nach einem Schlaganfall, sondern daß sie zu Hause versorgt wurden und starben. Dann kam Schwester Helia, wusch und bettete die Kranken, hat Fieber gemessen, Tabletten gegeben, gefüttert, Umschläge gemacht, getröstet und gute Ratschläge gegeben. War es

nötig, benachrichtigte sie den Arzt und Pastor. Sie konnte gut abschätzen, ob es ein leichter oder schwerer Fall war. Sie arbeitete Hand in Hand mit den Ärzten.

Wie oft hat sie Nachtwachen gehalten und Sterbenden beigestanden.

Der Übergang vom Leben zum Tod war tröstlicher im eigenen Heim, inmitten der Familie, betreut von der bekannten Schwester Helia. Heute sterben die meisten Menschen im Krankenhaus, mit einer fremden Schwester oder alleine gelassen.

Als mein Vater im März 1937 starb, war Schwester Helia auch da und betreute ihn. Sie kümmerte sich um den Sterbenden, tröstete die Angehörigen und betete laut das Vaterunser. Ich war vom Sterben des geliebten Vaters so benommen, daß ich mich an Einzelheiten nicht erinnern kann. Ich weiß nur, daß Schwester Helia für alles da war.

Sie war schlank und hatte eine blasse Gesichtsfarbe, aber sehr lebhaft braune Augen. Sie durchschaute die Menschen, aber auch die Wohnungen.

Einmal als junges Mädchen, hatte ich einen langen Holzsplitter unter dem rechten Daumennagel. Ich versuchte ihn herauszuziehen, aber es ging nicht, meine Mutter riet mir, mit dem Fahrrad zum „Klösterchen“ zu fahren. Als ich dort ankam, mußte ich mich zuerst auf einen Stuhl setzen, dann holte Schwester Helia ihre Instrumente und zog den langen Splitter heraus. Etwas Jod, ein Verband, und ich fiel in Ohnmacht. Schwester Helia klopfte auf meine Wange und rief meinen Namen, dann gab sie mir ein Glas Wasser und es ging wieder. Ich sagte: „Vielen Dank“, schwang mich auf mein Rad und fuhr nach Hause. Später stand Schwester Giberta ihr als Krankenschwester zur Seite.

Die Schwestern im „Klösterchen“ lebten von Spenden. Wir mußten öfters Körbe voller Lebensmittel zu ihnen bringen. Ich weiß noch, daß die Mutter immer 1/2 Pfund



Das „Caritas-Haus St. Marien“ wurde von den Lintorfern liebevoll das „Klösterchen“ genannt. Rechts das Haus der Armen Dienstmägde Jesu Christi, links der von ihnen betreute Kindergarten. In der Mitte der Klosterweg, die heutige Krummenweger Straße. Die Gebäude gehörten zum uralten Lintorfer Gut Ritterskamp. Die Aufnahme entstand 1952



Schwester Helia im Hof des „Klösterchens“ an der heutigen Krummenweger Straße

Kaffee, 1 Pfund Butter und eine Plockwurst dazu legte. Alle Lintorfer gaben den Schwestern gerne, der eine mehr, der andere weniger, und wenn die Lintorfer Schweine schlachteten, wanderte so mancher Korb mit Wurst und Panhas ins Kloster.

In den fünfziger Jahren bekam Schwester Helia ein Fahrrad geschenkt. Sie übte auf dem Sportplatz, und bald sah man sie mit wehendem Habit durch Lintorf sausen. Eine Sensation! Als meine Mutter jung war, galt es noch als unschicklich, daß Mädchen Fahrrad fuhren.

Im Jahre 1956 haben die beiden Krankenschwestern 926 mal Kranke besucht, 6923 mal Pflegedienste, 17 Ganztagspflegen und 74 Nachtwachen übernommen. Die Alten gingen damals noch nicht in Alten- und Pflegeheime.

Die Krankenschwestern waren ein Segen für Lintorf.

Als ich verheiratet war, kam Schwester Helia auch zu uns. Wir hatten fünf Kinder, teils im Baby-, teils im Kindergarten-, teils im Schulalter. Sie brachten alle Kinderkrankheiten mit. Einmal lagen vier Kinder gleichzeitig im Bett und waren krank, ein Hausmädchen war bei den Kindern und ich im Geschäft. Schwester Helia kam morgens beizeiten, eilte die Treppe hinauf und ging zu den Kindern.

Als ich nach oben kam, hatte sie schon allen Kindern Fieber gemessen, Umschläge gemacht und Medizin gegeben.

„Ist alles in Ordnung, Maria, heute abend komme ich wieder,“ sagte sie zum Abschied. Schwester Helia wollte auch alles wissen. In der Nähe wohnte eine Kriegerwitwe. Einmal fragte sie mich: „Bekommt die Frau Besuch von dem Herrn ...? Bleibt er auch über Nacht?“ Ich sagte ihr, darum kümmere ich mich nicht, ich habe mit meinem Kram genug zu tun.

Bei einer bekannten Familie war die Mutter plötzlich erkrankt und lag zu Bett. Ihr Ehemann, nachts spät nach Hause gekommen, war müde und lag auch noch im Bett. Den Kindern wurde gesagt, die Eltern sind krank und können nicht aufstehen. Die Kinder, nicht gewohnt, daß die Mutter sich morgens nicht um sie kümmerte, waren besorgt. Im Kindergarten hatten sie nichts Eiligeres zu tun als

Schwester Leocadis, der Kindergarten Schwester, zu erzählen, daß die Eltern beide krank seien und im Bett lägen. Die mitleidige Schwester Leocadis verständigte sofort Schwester Helia und bat sie, sich um die kranke Familie zu kümmern.

Schwester Helia eilte zu der kranken Familie. Als sie ankam, ging sie gleich in das ihr bekannte Schlafzimmer. Als der Mann die Schwester sah, sprang er aus dem Bett, schnappte sich Hemd und Hose und verschwand. Als Schwester Helia fragte: „Was hat denn dein Mann?“ konnte die Frau nur murmeln: „Eine Erkältung, aber es geht ihm schon besser.“

Mittlerweile war die Frau versorgt, und Schwester Helia wollte sich um den kranken Mann kümmern, aber der war nicht mehr zu sehen, er hatte das Weite gesucht.

Einmal war meine Jüngste als Vier- bis Fünfjährige schwer erkältet. Sie wollte keinen Hustensaft und keine Tabletten einnehmen, sie schrie und wehrte sich mit Händen und Füßen, ich war machtlos. Was sollte ich machen? Da mußte Schwester Helia her. „Das mache ich schon, die kommt in den Spanischen Mantel.“ Ein großes Tuch wurde in kaltes Wasser getaucht, ausgewrungen und das Kind fest darin eingewickelt. Darum kam eine dicke Woldecke, Hände und Füße konnte das Kind nicht mehr bewegen, dann ein warmes Oberbett darauf, Medizin wurde eingegeben, es guckte nur das Köpfchen heraus. Die Schwester saß am Bett und paßte auf,



Die Arbeit in ihrem geliebten Garten war für Schwester Helia Abwechslung und Entspannung von ihrer anstrengenden Tätigkeit

daß unser Kind still liegenblieb. Nach 20 Minuten ausgepackt, frisch angezogen und gebettet, dann ging die Schwester. Ich blieb am Bettchen sitzen, der schwarze Spuk war weg, die Mama saß da, ein Lächeln und das Kind fiel in einen tiefen Schlaf. Am anderen Morgen war es gesund, verlangte nach Essen und Trinken und konnte wieder aufstehen.

Schwester Helia gab immer gute Ratschläge: „Schicke die Kinder im Februar, wenn die Sonne scheint, nach draußen, warm anziehen, die ultravioletten Strahlen sind dann am besten und tun den Kindern gut.“

Wenn die Kinder krank sind, gib ihnen jeden Abend ein Tellerchen mit Rhabarber, dann haben sie immer gute Verdauung, das ist wichtig.“

Aus diesem Grund habe ich im Frühsommer immer viele Gläser mit Rhabarber eingekocht. Oder: Bei Husten eine dicke Zwiebel klein schneiden, Zucker darübergeben und Saft ziehen lassen, tagsüber immer ein Löffelchen voll davon eingeben, besonders vor dem Schlafengehen.

Im Jahre 1919 wurde der erste Kindergarten in Lintorf auf dem alten Schulweg (heute Johann-Peter-Melchior-Straße) eröffnet. Er war im Katholischen Vereinshaus, das damals am heutigen Konrad-Adenauer-Platz stand, untergebracht. Meine Schwester Paula, Jahrgang 1915, besuchte noch diesen Kindergarten. Schwester Leocadis war später die Kindergarten-Schwester, bei ihr sind alle unsere Kinder in den Kindergarten gegangen. Er befand sich zu der Zeit jedoch schon auf dem Klosterweg.

1959 war Schwester Helia 76 Jahre alt und fuhr immer noch mit dem Fahrrad durch Lintorf. Sie hatte für jeden ein gutes Wort, konnte aber auch schimpfen, wenn es nötig war, aber alle Lintorfer kannten und liebten sie. Sie gehörte einfach hierhin wie Bürgermeister, Pastöre und Lehrer. Ihre aufopferungsvolle Tätigkeit wurde von der ganzen Bevölkerung anerkannt.

Im Kloster befand sich auch eine Kapelle, sie war klein, aber von den Schwestern liebevoll ausgeschmückt. Wenn dort Messe war, wurde sie von den Lintorfern gut und gerne besucht.



Im Jahre 1962 verlassen die Schwestern Lintorf. Ein Auto mit Fahrer wartet schon, um sie abzuholen. Von links nach rechts: Kindergartenhelferin Elisabeth Leben, die bekannte Lintorfer Lehrerin Katharina Kaisers, Sr. Helia, Elisabeth Kannengießer mit Sohn Markus, die Oberin des Martinus-Krankenhauses in Bilk, daneben Sr. Leocadis und die Kindergärtnerin Elisabeth Kleinfeld mit einem ihrer Schützlinge

Ich kenne deine Marke,
deine Liebe, deinen Glauben,
deinen Liebesdienst, deine Geduld.
Von nun an, spricht der Geist,
wirst du ausruhen von deinen Mühn.
(Geheime Offenbarung)

+

Gedenke
im Gebete und beim hl. Opfer
der im Herrn entschlafenen

Ehrwürdigen
Schwester M. Helia
Paula Mainzer

geb. am 27. Juni 1883 zu Loichlingen
gest. am 23. Januar 1968 zu Düsseldorf

Im Jahre 1907 trat sie in die Genossenschaft der Armen Dienstmägde Jesu Christi zu Dernbach ein.

Sie war über 40 Jahre in unserer Gemeinde in der Krankenpflege tätig und auch nach Auflösung des Klosters in Lintorf im Jahre 1962 kam sie von Düsseldorf um ihre Kranken zu betreuen.

Wir alle danken ihr von ganzem Herzen für all ihre Liebe und Güte durch unser Gebet und unser Opfer.

†

1962 wurde das „Klösterchen“ aufgelöst und der gesamte Gebäudekomplex abgerissen. Die Schwestern kamen in Düsseldorf Einrichtungen des Ordens. Am 25. März 1962 wurde in der St. Anna-Kirche ein Dankhochamt zum Abschied der Schwestern in Lintorf gefeiert. Die Kollekte wurde für die Unterstützung des Mutterhauses in Dernbach/Westerwald gehalten.

Schwester Maria Helia wurde am 27.6.1883 geboren und auf den Namen Paula Mainzer getauft. Sie trat 1907 in die Gemeinschaft der Armen Dienstmägde Jesu Christi ein und legte am 26.10.1909 nach Abschluß des Noviziates ihre erste Professe ab. Sie wurde zur Krankenschwester ausgebildet und war von 1921 an in Lintorf eingesetzt.

Nach der Auflösung des „Klösterchens“ wurde Schwester Helia ins Martinus-Krankenhaus in Düsseldorf-Bilk versetzt. Sie kam aber auch weiterhin nach Lintorf, um dort ihre Kranken zu betreuen. Am 23. Januar 1968 verstarb sie in Düsseldorf. Auf ihren Wunsch hin wurde sie auf dem Lintorfer Waldfriedhof begraben.

Ein Mitglied des Kirchenvorstandes der Pfarrgemeinde St. Anna sprach bei der Beisetzung am 26. Januar 1968 folgende Worte am offenen Grab:

„Hochverehrte Trauergäste!
Mit den Angehörigen, den ehrwür-

Jesus! Maria! Joseph! Anna!

„So spricht der Sohn Gottes: Ich kenne keine Werke, deine Liebe, deinen Glauben, deine Dienstleistung, deine Geduld.“
Geh. Offb. 2, 18



Zum frommen Andenken
an die in Gott ruhende
Ehrwürdige Schwester

Maria Thaddäa
Katharina, geb. Meeßen

Sie war geboren in Gangelt, Kreis Geilenkirchen am 17. April 1892 und diente Gott im hl. Ordensstande 33 Jahre als Schwester der Genossenschaft der Armen Dienstmägde Christi. Sie wurde eingekleidet am 21. November 1923 im Mutterhause zu Dernbach, legte am 8. Dezember 1925 die ewigen Gelübde ab und gehörte seit dem 28. Juni 1934 zur Klostersgemeinschaft in Lintorf.

Ihre Mitschwestern, die Pfarrgeistlichen und die Angehörigen bitten, der Heimgegangenen im Gebete und beim hl. Opfer zu gedenken.

digen Mitschwestern trauert die Kirchengemeinde St. Anna Lintorf und darüber hinaus viele Menschen in Lintorf, gleich welcher Konfession und Glaubenszugehörigkeit, um den Tod der ehrwürdigen Schwester Helia. 43 Jahre hat sie im Dienste der Kranken unserer Gemeinde Lintorf gewirkt. Es wäre müßig, ihre Verdienste hier noch einmal aufzuzeigen. Wir alle, die wir hier stehen, und viele derjenigen, die ihr vorausgegangen sind und schon auf diesem Gottesacker ruhen, müssen ihr danken für ihre Hilfe in aller leiblichen Not oder für ihren Zuspruch in einem seelischen Leide. Wir wollen diesen Dank ausdrücken in einem Gebet, in dem wir flehen: Herr, vergilt ihr alles Gute, das sie tat in unserer Gemeinde und schenk ihr den ewigen Frieden. Im Namen der Kirchengemeinde St. Anna Lintorf lege ich diesen Kranz nieder und bete: Herr, gib ihr die ewige Ruhe.“

Als im Jahre 1996 die Ruhefrist für die Grabstätte der Armen Dienstmägde Jesu Christi, in der Schwester Helia gemeinsam mit Schwester Maria Thaddäa bei-

gesetzt war, abgelaufen war, bemühte sich der Verein Lintorfer Heimatfreunde um die Erhaltung des Holzkreuzes und der beiden Grabplatten als Erinnerung an das frühere „Klösterchen“ und an das segensreiche Wirken der Schwestern. Mit Unterstützung des Amtes für Grünflächen und Umweltschutz der Stadt Ratingen wurden Kreuz und Grabplatten auf den alten Lintorfer Friedhof am Konrad-Adenauer-Platz umgesetzt. Schwester Helias Mitschwester Thaddäa war bereits 1956

verstorben. 22 Jahre lang war sie in der Lintorfer Klostersgemeinschaft für die anfallenden Näharbeiten und die Nähsschule zuständig gewesen.

Durch die Grabstätte auf dem alten Friedhof und durch den Schwester-Helia-Weg werden die Schwestern der Ordensgemeinschaft der Armen Dienstmägde Jesu Christi und vor allem Schwester Helia in Lintorf stets in guter Erinnerung bleiben.

Maria Molitor



Die auf den alten Friedhof am Konrad-Adenauer-Platz umgesetzte Grabstätte der Armen Dienstmägde Jesu Christi mit den Grabplatten von Schwester Helia und Schwester Thaddäa.

Bei Insektenstichen hilft das Auftragen von Zwiebel- oder Spitzwegerichbrei.

Helles Bier, heiß getrunken, verhilft zu einer Schwitzkur.

Bei Schnupfen ein heißes Fußbad nehmen, warme Socken anziehen und sofort ins Bett gehen.

Lintorf vor 40 Jahren:

Im Jahre 1959 konnte Schwester Helia ihr goldenes Ordensjubiläum feiern. Ihre Mitschwestern schenkten ihr zu diesem Anlaß ein Heft, in dem sie in Reimform über ihre Lintorfer Jahre berichten. Einige Passagen aus diesem „Goldenen Buch“ seien hier zitiert:

Doch wie es so geht im Ordensleben,
es plötzlich eine Versetzung kann geben.
So schickt man die Schwester aus dem ruhigen
Westerwald
wieder in's fröhliche Rheinland bald.
Es war so um die Faschingszeit,
wo hier alles drunter und drüber geit.
Doch Sr. Helia war der Humor vergangen,
sie mußte halt wieder neu anfangen.
Die ehrwürdige Mutter gibt ihr die Fahrkarte
in die Hand



Mutterhaus der armen Dienstmägde Jesu Christi
in Dernbach/Westerwald

und sagt: „In Gottes Namen fahren Sie über Land.
Sie fahren nach Lintorf über Düsseldorf.
Es ist ein ziemlich weit auseinander liegender Ort,
Sie werden finden viel gute Leute dort.
Vom Bahnhof gehen Sie geradeaus
und werden gleich finden das Schwesternhaus.
Am Schild neben der Haustür werden Sie es
erkennen,
Caritashaus St. Marien tut es sich nennen.“
Am 10. Januar 1921 dann
kam Sr. Helia in Lintorf an.
Sie stand an der Pforte und dachte:
„Dies alte Bauernhaus sieht
doch wahrhaftig nicht nach einem Kloster aus.
Die Fenster und Türen sind niedrig und klein,
ob ich mit meiner Länge da komme hinein?“
Da öffnet Sr. Oberin schon die Tür
und sagt: „Grüß Gott, liebe Schwester,
ich freue mich, daß Sie sind hier.
Bleiben Sie nur recht lange in unserer Mitt,
gottlob sind wir jetzt wieder zu viert.“

Auf Sr. Helia wartet der Arbeit viel.
Das ganze Dorf kennenzulernen war ihr erstes Ziel.
Der Weg zu den Kranken war oft sehr weit,
Sr. Helia mußte raus, ob's regnet, ob's schneit.
Sie pflegte die Kranken Tag und Nacht,
oft hat sie den Tod aus dem Haus gejagt.
Kaum hatte sie sich zum Ausruhen hingelegt,
wurde wieder sie aus dem Bett gefegt.
So ging es immer, tagaus, tagein,
Sr. Helia mußte immer zur Stelle sein.
Und wo ihre Kunst nicht reichte aus,
schickte sie einfach den Doktor ins Haus.

* * *

Ein Fahrrad müßte her,
so seufzte Sr. Helia schon lange sehr.
Wär nur das Radfahren nicht so schwer!
Doch Sr. Helia versuchte ihr Glück.
Mit fünfzig Jahren noch zu lernen ist ein
gewagtes Stück.



Schwester Helia mit ihrem Fahrrad
im Garten des „Klösterchens“

Täglich sieht man die Schwestern mit frohem Sinn
mit dem Fahrrad zur Sportwiese ziehn.
Und auf einmal ist es soweit,
daß Sr. Helia sich von den helfenden Händen befreit.
Alleine sie die Balance hält,
bis sie erschöpft vom Sattel fällt.
Bald sieht man Sr. Helia fest auf dem Sattel sitzen
und vergnügt über die Lintorfer Straßen flitzen.

* * *

Der lieben Schwester
Maria Helia
zum goldenen Profeßjubiläum
gewidmet
von ihrer dankbaren
Schwester Maria Bernharda

Dechant Wilhelm Veiders



Manderfeld im Kreis Malmedy gehört heute zu den deutschsprachigen Ostkantonen Belgiens

Dechant Wilhelm Veiders wurde am 27. Januar 1892 in Manderfeld, Kreis Malmedy, geboren, in einem Gebiet also, das nach dem Ersten Weltkrieg von Deutschland an Belgien abgetreten werden mußte.

Auch der letzte deutsche Kaiser, Wilhelm II, hatte am 27. Januar Geburtstag. Was lag also näher, als dem Jungen bei der Taufe am 30. Januar in der altherwürdigen Dorfkirche St. Lambertus in Manderfeld den Namen Wilhelm zu geben.

Gern erzählte Wilhelm Veiders von seiner freudvollen Kindheit in die-

sem schönen Dörfchen, der Heimat seiner Mutter. Sein Vater Nikolaus war Lehrer in Manderfeld, und so wurde er mit seiner Schwester Maria und seinem Bruder Josef vom Vater unterrichtet. Mit neun Jahren kam er auf das Gymnasium nach Prüm. Im Jahre 1901 zog die Familie nach Neuss. Dort besuchte er neun Jahre das Königliche Gymnasium und erlangte am 22. Februar 1910 das Zeugnis der Reife.

Einer seiner Klassenlehrer war Domkapitular Professor Dr. Schwamborn, der spätere Stadtdechant von Krefeld. Dr. Schwamborn war auch einer der Lehrer des Kölner Erzbischofs Josef Kardinal Frings.

Das Studium der Theologie und der Philosophie führte Wilhelm Veiders zunächst nach Bonn und dann nach Innsbruck. 1913 verließ er die Tiroler Universitätsstadt, um sich im Kölner Priesterseminar auf die Priesterweihe vorzubereiten. Das Priesterseminar befand sich damals im Gebäude des jetzigen Generalvikariats in der Marzellenstraße.

Wenige Tage nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde Wilhelm Veiders am 10. August 1914 in der Seminarkirche St. Maria Himmelfahrt durch Erzbischof Felix Kardinal Hartmann zum Priester geweiht und zwar mit ausdrücklicher päpstlicher Dispens, da er erst 22 Jahre alt war. Sein erstes hl. Meßopfer feierte er am 11. August 1914 in Manderfeld. Wegen des Kriegsausbruchs wurde aber auf die üblichen Primizfeierlichkeiten verzichtet.



Das Taufbecken in der St. Lambertus-Kirche in Manderfeld



Wilhelm Veiders im Kreise seiner Familie in Neuss.

Von links: Der Vater Nikolaus Veiders, seine Schwester Maria, der spätere Priester bereits im Seminaristengewand, sein Bruder Josef und seine Mutter Katharina Veiders, geb. Eichten



Die Kirche in Manderfeld, wie sie aussah, als Wilhelm Veiders noch im Dorf lebte

Als junger Kaplan kam er zunächst in die Pfarrei St. Maria unter dem Kreuz in Düsseldorf-Unterrath. Am 6. Juni 1917 ernannte Kardinal Hartmann den jungen Kaplan zum Deservitor, d.h. Helfer des Dechanten beim Dienst im Dekanat.

Bis Ende 1917 blieb Kaplan Veiders in Unterrath und wurde dann in das Dekanat Ratingen versetzt. 12 Jahre war Wilhelm Veiders nun Kaplan an St. Peter und Paul in Ratingen, bis er am 13. Juni 1929 durch Erzbischof Karl Josef Kardinal Schulte zum ersten Pfarr-Rektor an der neuerbauten Herz-Jesu-Kirche in Ratingen ernannt wurde.

Während normalerweise der zuständige Bischof eine Ernennung zum Pfarrer ausspricht, wurde Wilhelm Veiders durch eine Urkunde Papst Pius XI. zum Pfarrer an der St. Anna-Kirche in Lintorf ernannt. So wurde er am 26. Juli 1935 Nachfolger von Pfarrer Josef Füngeling und zog in das wunderschöne, 1831 erbaute und leider 1972 abgerissene Pastorat, den Wedenhof.

Mit Urkunde vom 19.11.1937 ernannte Kardinal Schulte den Pfarrer Wilhelm Veiders zum Definitor der Pfarreien in Angermund, Lintorf und Ratingen. Als Definitor hatte er die Aufgabe, regelmäßig die Kirchenbücher, vor allem diejenigen, welche die Finanzen betrafen, zu prüfen. Das Amt des Dechanten wurde ihm am 22. April 1946 durch Erzbischof Josef Kardinal Frings übertragen, und er übte es 21 Jahre lang aus. In dankbarer Würdigung seiner Verdienste und in Anerkennung seines

priesterlichen Seeleneifers, wie es in der Urkunde vom 10. Juli 1957 heißt, ernannte ihn Kardinal Frings zum Erzbischöflichen Rat ad honores. Am 14. Juni 1967 verleiht (der fast erblindete) Kardinal Frings Dechant Veiders den Titel eines Ehrendechanten.

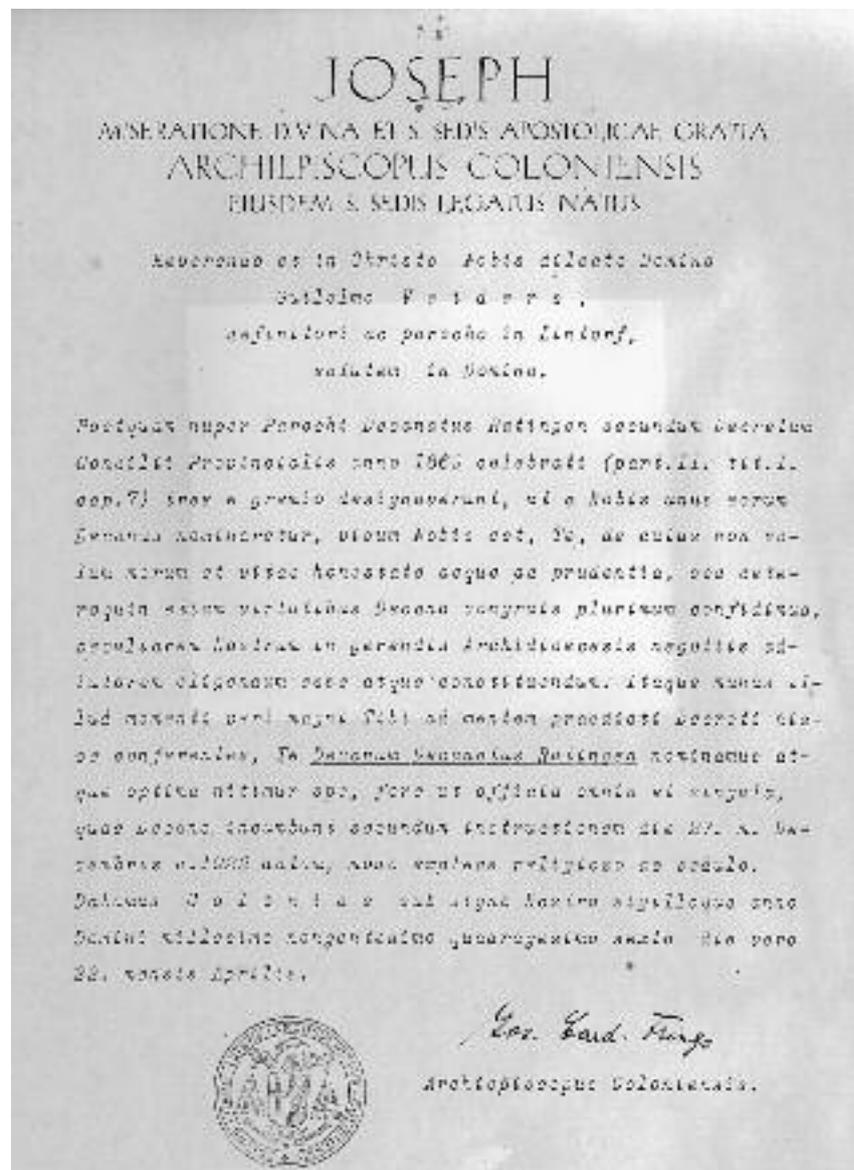
Die vorwiegend nüchternen Zahlen des Lebenslaufes drücken wenig über die Persönlichkeit von Dechant Veiders aus.

Er hatte eine väterliche, menschliche Art, die ihm Liebe und Achtung seiner Pfarrfamilie einbrachte. Er war ein Mann von unermüdlicher Schaffenskraft. Ihm lag das Wohl junger Familien sehr am Herzen.

So ermöglichte er 1947 Siedlern, an der Tiefenbroicher Straße kir-

cheneigenes Land zu bebauen. Beim Grafen Spee erreichte er, daß die Siedler das für den Bau erforderliche Holz unentgeltlich im gräflichen Wald schlagen durften. Auf Kirchenland sind auf Initiative von Dechant Veiders über 100 Eigenheime und eine große Zahl von Erbbaurechten entstanden. 1952 wurde die Kaplanei an der jetzigen Krummenweger Straße gebaut. Bis dahin wohnten die Kapläne im ehemaligen Klösterchen bei den Ordensschwwestern.

Das Küsterhaus, ebenfalls an der Krummenweger Straße, wurde 1953 erbaut. Durch die Hochkonjunktur angeregt, ließ Dechant Veiders ein Wohnheim für die in Lintorfer Betrieben tätigen unverheirateten Männer erbauen. Das



Am 22. April 1946 ernannt Josef Kardinal Frings, Erzbischof von Köln, Wilhelm Veiders zum Dechanten des Dekanats Ratingen



In der Bildmitte erkennt man das riesige, Ende der 50er Jahre erbaute Pfarrzentrum mit Haus Anna, Ketteler-Heim, Kindergarten und Küsterhaus an der Krumpfenweg Straße (früher Klosterweg)

Haus erhielt den Namen des Wortführers der kirchlichen Sozialpolitik, Bischof Ketteler von Mainz. Die Einweihung fand am 17. Juni 1959 statt. Der neue Kindergarten an der Krumpfenweg Straße wurde 1961 errichtet.

1960 wurde das erste große und in sich abgeschlossene Pfarrzentrum der Erzdiözese Köln, das stattliche Haus Anna, durch Kardinal Frings eingeweiht. Das Haus wurde aus eigenen Mitteln der Kirchengemeinde gebaut. Das Generalvikariat gab nur einen kleinen Zuschuß.

Bei einer Visitation durch den Bischof im Jahre 1953 wurde im Hin-

blick auf die starke Zunahme der Bevölkerung in Lintorf der Bau eines zweiten Gotteshauses empfohlen.

Die Grundsteinlegung der neuen Kirche am Löken erfolgte am 12. Juli 1964. Ein Herzenswunsch von Dechant Veiders erfüllte sich durch die Namensgebung des neuen Gotteshauses. Es erhielt den Namen des hl. Pfarrers von Ars, Johannes Maria Vianney, den Dechant Veiders hoch verehrte.

Gleichzeitig mit der Kirche entstanden der Kindergarten, das Pfarrhaus und die Dienstwohnungen.



Das Pfarrzentrum St. Johannes (ursprünglich Pfarrer von Ars-Kirche) am Löken im Lintorfer „Busch“. Die Aufnahme entstand Ende der 60er Jahre

Ein besonderes Augenmerk legte Dechant Veiders in all den Jahren seines Priesterlebens auf die Ausstattung seiner Kirche. So erhielt die St. Anna-Kirche 1950 zwei neue Glocken. Während des Zweiten Weltkrieges waren zwei Glocken aus dem Turm geholt und zu Kriegszwecken eingeschmolzen worden. 1947 wurden neue Fenster im Chor eingesetzt und 1948 neue Fenster im Langschiff.

Im marianischen Jahr 1954 bekam die St. Anna-Kirche einen neuen Hochaltar. Am 28. August 1954 nahm Weihbischof Cleven die Altarweihe vor. Auch für neuere Kunst war Dechant Veiders aufgeschlossen. Der Kölner Künstler Eginio Weinert schuf für die St. Anna-Kirche das schöne bronzenes Taufbecken und die bronzenes Kanzel.

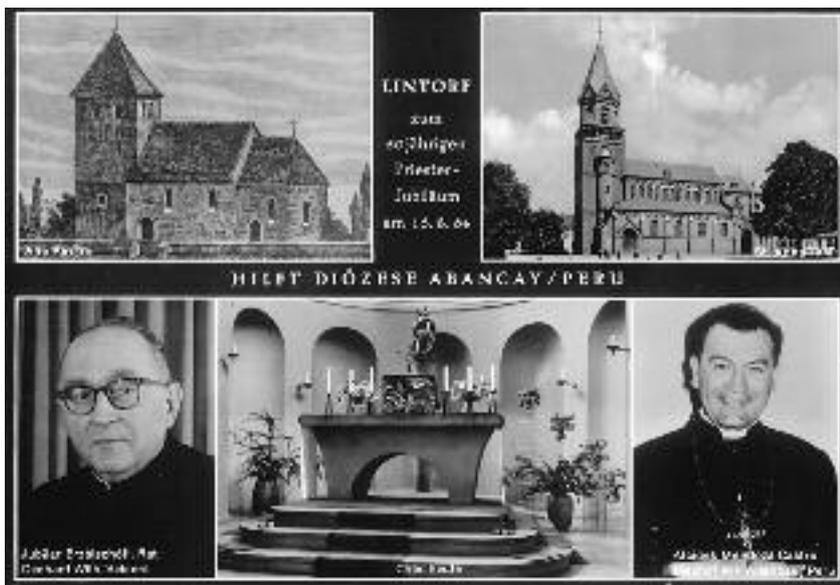


Pfarrkirche St. Anna: Bronzenes Taufbecken des Kölner Künstlers Eginio Weinert

Bei seinen vielen Auslandsreisen verstand es Dechant Veiders immer wieder, Kunstgegenstände für seine Kirche zu erwerben.

Der französischen Sprache mächtig, nahm er sich während des Zweiten Weltkrieges der französischen Kriegsgefangenen an und betreute sie als Seelsorger. Die Kriegsgefangenen waren im Saal der ehemaligen Gastwirtschaft Kaiser-Holtschneider untergebracht.

Als nach dem Krieg die Bundesrepublik Deutschland die Bundeswehr aufstellte, versäumte er es



Postkarte zum 50-jährigen Priesterjubiläum am 16. August 1964.
Der Erlös aus dem Verkauf der Karte war für ein Kinderheim in Peru bestimmt

nicht, die jungen Soldaten, die Heimaturlaub hatten, nach dem Hochamt in sein Pfarrhaus einzuladen. Es wird berichtet, daß es dort außer dem Gespräch auch ein gutes Tröpfchen gab.

Nicht unerwähnt bleiben soll die Gründung der Kolpingfamilie im Jahre 1951 und im gleichen Jahr das Stiftungsfest der KAB Lintorf.

Am 22. August 1954 feierte Dechant Veiders sein 40-jähriges Priesterjubiläum. Die Festrede bei der Feier im Saal Mentzen hielt sein ehemaliger Lehrer Professor Schwamborn.

Der Definitor des Dekanates, Pfarrer Dr. Elben, dankte im Namen

des gesamten Klerus für das priesterliche Beispiel von Dechant Veiders.

Auch Pfarrer Bever von der evangelischen Kirchengemeinde, den ein freundschaftliches Verhältnis mit Dechant Veiders verband, gratulierte im Namen seiner Gemeinde.

Sein goldenes Priesterjubiläum feierte er auf seinen eigenen Wunsch hin am 16. August 1964 gemeinsam mit der 500-Jahr-Feier der St. Sebastianus-Bruderschaft Lintorf, deren Präses er lange Jahre war. Dechant Veiders hatte darum gebeten, von persönlichen Geschenken Abstand zu

nehmen und stattdessen für ein Kinderheim in Peru zu spenden.

Dechant Veiders trat 1970 in den Ruhestand, und am 22. März 1970 wurde Pfarrer Franz Mezen sein Nachfolger.

Am 10. August 1974 konnte Dechant Veiders noch sein Diamantenes Priesterjubiläum feiern.

Ich möchte schließlich mit Worten, die Josef Kardinal Höffner dem Jubilar am 30. Juli 1974 schrieb, fortfahren:



Totenzettel

„1935 wurden Sie Pfarrer an St. Anna in Lintorf und übernahmen damit ein Amt, das Sie 35 Jahre hindurch mit großer Gewissenhaftigkeit und in vorbildlicher Opferhingabe verwaltet haben. Stets waren Sie bestrebt, Ihren Pfarrangehörigen ein verständnisvoller Seelsorger und eifriger Priester zu sein. Nur Gott allein weiß, wieviel Mühen und Opfer Sie in Ihrem langen und gesegneten Priesterleben auf sich genommen haben.“

Am 27. Januar 1977 vollendete Dechant Veiders sein 85. Lebensjahr. Am 15. März des gleichen Jahres starb er im St. Marien-Krankenhaus in Ratingen. Auf dem Lintorfer Waldfriedhof wurde er neben seiner Schwester Maria, die ihm über 60 Jahre den Haushalt führte und im Tod vorausgegangen war, zur letzten Ruhe gebettet.

Wolfgang Kannengießer

Feste lieben BLUMEN ENK

FLORISTIKPARTNER

Speestraße 38
Ratingen-Lintorf

Am Gratenpoet (Friedhof)
Ratingen-Tiefenbroich

Lintorfer Waldfriedhof
Ratingen-Lintorf

Am Wehrhahn 54
Düsseldorf-Mitte

Inh. Thomas Dietz Tel. 0 21 02. 1 81 64 o. 02 11. 35 62 90



BLUMEN ENK



Lintorf vor 45 Jahren: Aus der „Rheinischen Post“ vom 23. August 1954

Ein Leben im Lichte der Wahrheit wandelnd

Ehrentag für Dechant Veiders — Glückwünsche aus dem gesamten Dekanat

LINTORF. „Liebe und Vertrauen sind das feste Band, das die Pfarrkinder mit dem Leben ihres Geistlichen verbindet. Aller Dank gebührt gerade an diesem Tage der Freude dem Allmächtigen, der in seiner Gnade dieses Priesterleben im Lichte der Wahrheit wandeln ließ.“ Diese Worte, von Domkapitular Professor Dr. Schwamborn in der Predigt gesprochen, standen auch über den weiteren Stunden des Sonntags, als die Gläubigen des Dekanates Ratingen im Verlauf einer Feierstunde Dechant Veiders am Tag der 40. Wiederkehr seiner Priesterweihe von Herzen Glück und Segen wünschten. Das heilige Opfer, das während des festlichen Hochamtes Dechant Veiders darbrachte, wurde auch für die Gemeinde zum Ausdruck tiefer Dankbarkeit für ein Leben, das im Dienste Gottes den Weg des Glaubens gewiesen hatte. Die Feier im Anschluß an den Gottesdienst konnte dann nur noch mit Worten bekräftigen, was der einzelne im Herzen empfand.

Wenn das Jubiläum eines Priesters für die Pfarrkinder zu einem Markstein in der Geschichte ihrer Gemeinde würde – so fuhr Prälat Dr. Schwamborn fort – dann müßten alle Zeichen der Verehrung und Liebe nicht zuletzt der Person des Geistlichen, sondern der Würde seines priesterlichen Amtes gelten. Trotzdem aber seien auch für den Geistlichen die Worte und Taten der dankbaren Verbundenheit eine Stärkung, erkenne er doch an ihnen, daß er seinen hohen Auftrag, getragen vom Vertrauen der Gläubigen, erfülle. Der gläubige Mensch möge sich dann in dieser Stunde wieder an das Recht

Gottes auf die Seele erinnern, um bereit zu sein, dieses Recht zu verteidigen und durch das Beispiel auch im Herzen seiner Mitmenschen lebendig zu erhalten. Zurückschauend auf die vier Jahrzehnte treuen Dienens erinnerte der Stadtdechant von Krefeld daran, daß dieses, von der Gnade Gottes geleitete Priestersein Ansporn werden möge, den Ruhm der Gottesstreiter weiter zu erhalten. Getreu seiner Bereitschaft vor 40 Jahren sei auch der Jubilar den schweren Weg des Priesters gegangen, um in der Kraft seiner Persönlichkeit dem schwachen Menschen zu helfen und beizustehen.

Schon am Vorabend des Jubiläums hatten sich die Nachbarn, der Vorstand der Bruderschaft und die drei Chöre der Gemeinde am Pfarrhaus eingefunden, um Dechant Veiders Dank und Glückwünsche zu überbringen. Nach dem „Sanctus“ aus der Deutschen Messe gratulierten Schülerinnen und Schüler der Heinrich-Schmitz-Schule dem Jubilar, bevor Rektor Harte im Namen der Nachbarschaft und der Vereine Gottes reichen Segen für den weiteren Lebensweg des verehrten Geistlichen erbat. Im Auftrage der St.-Sebastiani-Bruderschaft überreichte der Chef der Tell-Kompagnie, Hermann Kockerscheidt, ein kostbares Meßgewand als Zeichen der Verbundenheit, die die gesamte Bruderschaft ihrem geistigen Präses entgegenbringt.

Das Streichquartett aus der Festlichen Musik von Brands Buys leitete die Feierstunde ein, zu der sich der Klerus des Dekanats, die Pfarrgemeinde, die Kirchenvorstände aus Ratingen und Vertreter der politischen Gemeinde im Saal Mentzen versammelt hatten. In seiner Ansprache würdigte Rektor i. R. Bongartz das hohe Amt des Priesters, der, in eine Zeit geistiger und seelischer Verflachung gestellt, dem Menschen den Weg des Glaubens weise. Wenn schon von jeher inniges Vertrauen die Pfarrgemeinde mit ihrem Geistlichen verbinde, der als Mittler zu Gott und Spender der Gnadengeheimnisse der geistige Hort der Gläubigen sei, so empfänden die katholischen Christen in Lintorf auch noch eine tiefe, ehrliche Liebe zu ihrem Priester, der nun schon 19 Jahre segensreich in der Gemeinde wirke. Als Ausdruck des Dankes überreichte Rektor Bongartz im Auftrage der Pfarrgemeinde und der Vereine ein Geschenk, das als Grundfonds für ein neues Altarkreuz in der Pfarrkirche St. Anna dienen soll.

Die lange Reihe der Gratulanten begann der Definitor des Dekanats, Pfarrer Dr. Elben, der im Namen des Klerus herzliche Worte des Dankes für das echt priester-



Dechant Wilhelm Veiders während des Festhochamtes in der St. Anna-Kirche. Die Geistlichen sind von links nach rechts: Dr. Josef Elben, Pfarrer von St. Peter in Kettwig und Definitor des Dekanates Ratingen; Dechant Veiders; Pfarrer Josef Brochhaus von St. Agnes in Angermund und Pfarrer Otto Gatzken von St. Paulus in Düsseldorf, ein langjähriger Freund von Dechant Veiders. Meßdiener (von links nach rechts): Hans-Hermann Jacobs, Hans Spork, Kurt Heinz Neuhaus, Klaus Schröder, Rolf Blumenkamp und Gerd Anton Messing. Der halb verdeckte Meßdiener war leider nicht zu erkennen

liche Beispiel des Jubilars fand. Ihm schloß sich Pfarrer Bever an, der die Anteilnahme und Glückwünsche der Evangelischen Kirchengemeinde Lintorf überbrachte. Im gemeinsamen Christenglauben – so schloß der Geistliche – fühlten sich beide Gemeinden an diesem Ehrentage verbunden. Den Glückwünschen der politischen Gemeinde, die Bürgermeister Fitzen aussprach, schloß sich Amtsdirektor Vaßen mit einem herzlichen Grußwort der Amtsvertretung und Verwaltung an. Im Auftrage des Katholikenausschusses des Dekanats sprach Regierungsrat Dr. Schilling, dem als Gratulanten der Ratinger Pfarrgemeinden St. Peter und Paul und Herz Jesu, in denen Dechant Veiders vor Jahrzehnten als Seelsorger wirkte, die Vorsitzenden der Kirchenvorstände folgten. Wenn es auch nicht möglich ist, hier alle Gratulanten festzuhalten, so seien doch noch Studienrat Büter und der Vorsitzende des Lintorfer Heimatvereins genannt. Während der Ratinger Heimatkundler dem Jubilar das erste Exemplar der Dekanatsgeschichte überreichte, war das Geschenk der Lintorfer Heimatfreunde die Abschrift einer Urkunde aus dem Jahre 1217, in der zum erstenmal ein Geistlicher aus Lintorf erwähnt wurde.



Gäste beim Festessen zum 40jährigen Priesterjubiläum von Dechant Wilhelm Veiders waren (von links nach rechts): Johann Derichs, 2. Vorsitzender der St. Sebastianus-Bruderschaft; Hermann Kockerscheidt, Vorsitzender der Tell-Kompanie; Rektor Emil Harte, Chef der Bruderschaft, und Pfarrer Christian Schwind von St. Jacobus d. Ä. in Homberg

Tief berührt von den vielen Zeichen der Dankbarkeit und des Vertrauens dankte Dechant Veiders zum Abschluß allen, die an seinem Ehrentage so lebendigen Anteil genommen hatten. Warme Worte fand der Jubilar vor allem auch für seine alten Lehrer, die

trotz ihres hohen Alters nach Lintorf gekommen waren, um an diesem Tage nicht zu fehlen: Prälat Prof. Dr. Schwamborn und Prof. Dr. Laufs. Der festliche Tag schloß mit einer Dankandacht in der Pfarrkirche, in der Oblatenpater Bennig die Predigt hielt.



Empfang zur Feier des 40jährigen Priesterjubiläums von Pfarrer Franz Mezen. Von links nach rechts: Der Lintorfer Martin Arndt, der am 5. Juli 1998 in St. Anna Primiz gefeiert hatte, Pfarrer Franz Mezen und das Ehepaar Grünewald. Im Hintergrund Alfred Preuß sen., langjähriges Kirchenvorstandsmitglied von St. Anna

Am Freitag, dem 2. Juli 1999, feierte der Nachfolger von Dechant Veiders in der Kirchengemeinde St. Anna, Pfarrer Franz Mezen, sein 40jähriges Priesterjubiläum im Caritas-Wohnheim in Bergisch Gladbach, in dem er seit seiner schweren Erkrankung lebt. Aus seiner früheren Pfarre waren 15 Pfarrangehörige nach Bergisch Gladbach gefahren, um diesen Ehrentag mit ihm zu verbringen. In Konzelebration mit vier anderen Priestern feierte Pfarrer Franz Mezen sitzend die heilige Messe. Ein kleiner Empfang, bei dem das Ehepaar Grünewald Grüße und ein kleines Geschenk des Lintorfer Heimatvereins überbrachte, rundete die Feier ab.

Krümeliges Weihwasser

Heute stehen in den Kirchen Behälter, aus denen die Gläubigen zu jeder Zeit Weihwasser für den Hausgebrauch entnehmen können. Als ich noch zur Schule ging, wurde Weihwasser in St. Anna nur am Karsamstagmorgen, nachdem das Wasser geweiht war, an die Gläubigen ausgegeben.

Ich war etwa sechs Jahre alt, da entschied meine Mutter, daß ich nun alt genug sei, um am Karsamstag das Weihwasser für unsere Familie alleine in der Kirche zu holen. Wir hatten eine große Flasche zu Hause, worin das Weihwasser das Jahr über aufbewahrt wurde. Mich mit der Flasche loszuschicken, fand Mutter doch zu gefährlich. Ich könnte damit hinfallen, die Flasche ginge in Scherben und ich würde mich verletzen. Kurz entschlossen holte Mutter die Milchkanne, säuberte sie gründlich, darin sollte ich das Weihwasser holen. Ich war natürlich sehr Stolz über diesen Auftrag, aber auch sehr aufgeregt. Das Frühstück, eine dicke Scheibe vom selbstgebackenen Osterstuten mit Möhrenkraut, versprach

ich unterwegs zu essen. Als ich jedoch draußen war, hatte ich Sorge, ich käme zu spät zur Kirche. Schnell laufen und dabei essen, das klappte nicht. Ich steckte das Butterbrot in die Milchkanne. Daß dies für das Weihwasser, welches ja nachher in die Kanne sollte, nicht gut war, überlegte ich nicht. Und so kam ich schneller zur Kirche. Dort angekommen fand ich noch eine völlig leere Kirche vor.

Ich setzte mich brav, so wie mir aufgetragen worden war, auf die Seite, wo die Jungfrauenbänke standen, holte mein Brot heraus und aß es nun genüßlich. Dabei beobachtete mich einer der Helfer, die mit dem Küster die Vorbereitungen trafen. Der erzählte es dann später meiner großen Schwester.

Nachdem die Zeremonie vorüber war, gingen wir alle nach draußen, um uns vor der Meßdienersakristei für das Weihwasser anzustellen. Die Türe nach draußen wurde geöffnet und es standen dort große Zinkwannen mit dem geweihten Wasser. Auch ich kam an die Reihe, reichte meine Kanne

einem der Helfer. Der füllte mit einem großen Schöpflöffel Weihwasser hinein.

Als ich nun stolz zu Hause ankam und meine Mutter das Weihwasser in die dafür vorgesehene Flasche umfüllte, wunderte sie sich sehr. War doch dieses Jahr das Weihwasser so trüb und krümelig. Ich mußte nun ganz genau erzählen, wo ich das Weihwasser geholt hatte, wo es aufbewahrt war und wie sie es mir in die Kanne gefüllt hatten. Es hatte aber alles seine Ordnung. Und es blieb meiner Mutter rätselhaft, wieso das Weihwasser so trüb war. Daß mein Frühstücksbrot die Ursache war, daran dachte ich natürlich nicht.

Ein paar Tage später, traf meine große Schwester den besagten Helfer, der beobachtet hatte, wie ich in der Kirche das Butterbrot aus der Kanne gezogen und genüßlich gefrühstückt hatte. Nun wurde meiner Schwester klar, wieso wir dieses Jahr so trübes, krümeliges Weihwasser hatten.

Marianne Preuß

NOKIA

TELEFUNKEN

ONKYO

PANASONIC

PIONEER

SABA

A
K
G

Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher!

- Verkauf von Geräten aller Art
- Montage von Sat-Anlagen
- Reparaturen von Geräten aller Art
- Montage von Kabelanlagen
- D1 und D2 Telecommunication



S
H
A
R
P

S
O
N
Y

M
E
T
Z

SP VAN DER HEYDEN + PFÄHR

Radio- und Fernsehtechnikermeisterbetrieb

Speestraße 5 · Lintorf

Telefon: Verkauf 02102/35287 – Fax: 02102/33933

T
D
K

L
O
E
W
E

TECHNICS

AKAI

JVC

BOSE

CANTON

VIVANCO

1948 – 1998

Wiedergründung der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf 1464 e.V. vor 50 Jahren

*Im Januar 1948, 13 Jahre nach ihrer Auflösung durch die nationalsozialistische Gleichschaltungspolitik, wurde die St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf 1464 e.V. wieder ins Leben gerufen. Das 50jährige Jubiläum der Wiedergründung nach dem Kriege feierten die Lintorfer Sebastianer in einer Matinee im Saal der St. Johannes-Kirche am Sonntag, dem 25. Oktober 1998, mit Freunden und Gästen aus ganz Ratingen und dem Angerland. Eingeleitet wurden die Feierlichkeiten durch einen Festgottesdienst in der Pfarrkirche St. Johannes, deren Pfarrer, Pater Chris Aarts o. s. c., seit 1997 Präses der Bruderschaft ist. Musikalisch umrahmt wurde die Matinee von Vorträgen der Sopranistin Astrid Daun (Deutsche Oper am Rhein), des Baritons Poul van Roij (Arcen / Niederlande) und des MGV „Eintracht 02“, Lintorf. Die Festrede hielt Wolfgang Diedrich, Bürgermeister der Stadt Ratingen. **Hans Lumer**, Ehrenchef der Bruderschaft, gab einen geschichtlichen Rückblick auf 50 Jahre Bruderschaft nach dem Kriege. Da er dies in der ihm zugebilligten Zeit nur stark verkürzt tun konnte, veröffentlichen wir hier seinen Vortrag in voller Länge.*

Nach den schrecklichen Kriegsjahren 1939 - 1945 ging man in Deutschland - trotz Hunger und großer Not - an den Wiederaufbau, vor allem in den durch Bomben zerstörten Städten. Es ging aber in dieser Zeit auch um den Wiederaufbau im gesellschaftlichen, sozialen und politischen Leben, das in der NS-Zeit völlig zerstört oder verfälscht worden war. Dazu gehörten u. a. die Gründungen oder Wiedergründungen von Vereinen, Gesellschaften und Parteien. Darum gab es in den vergangenen Jahren und in diesem Jahr manche 50-jährige Jubiläen, in Lintorf z. B. das der KAB.

Auch die Lintorfer St. Sebastianus-Schützenbruderschaft hat sich 1948 wieder neu gegründet. 50 Jahre ist eine runde Zahl und gilt im allgemeinen als Jubiläum. Trifft das auch für unsere Bruderschaft zu? Sie wurde nachweislich ja schon 1464 gegründet, und 1964 und 1989 haben wir große Feiern zum 500- und 525-jährigen Jubiläum veranstaltet. Trotzdem wollten die Verantwortlichen der Bruderschaft das 50. Jahr seit der Wiedergründung 1948, wenn nicht als echtes Jubiläum, so doch in einer kleinen Feier begehen. Solche Gedenktage oder Jubiläen, das hat sich des öfteren gezeigt, stärken eine Gemeinschaft und geben ihr Auftrieb und neue Kräfte.

Im Laufe der 535jährigen Geschichte unserer Bruderschaft hat es öfter Unterbrechungen im Bruderschaftsleben gegeben. Schon im ersten Bruderschaftsbuch schreibt ein Pastor am Ende des 17. Jahrhunderts: „Hier weiß kein Mensch mehr etwas davon (von der Bruderschaft), alles vergeht.“ Das erste Bruderschaftsbuch schließt mit einer Eintragung im Jahre 1670. Danach und aus dem 18. und 19. Jahrhundert wissen wir nur sehr wenig von unserer Bruderschaft. Ein Bruderschaftsbuch wie das von 1470 existiert für diese Zeit nicht. In Kriegs- und Nachkriegszeiten, durch Brand und Bomben, durch feindliche Streitkräfte oder von eigener Hand aus Furcht vor ihnen, sind leider viele wertvolle Schriftstücke und Gegenstände, die uns aus der Vereinsgeschichte dieser Zeit berichten könnten, verlorengegangen.

Die Schilder an der Traditionskönigskette von 1809 und 1810 und die der Könige von 1816, Wilhelm Breitgraff, 1820, Wilhelm Effmann, und 1861, Wilhelm Laufs, sind die einzigen Zeugen, daß die Bruderschaft in dieser Zeit existierte und ein Vogelschießen veranstaltete. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde das Leben der Bruderschaft wieder neu entfacht, nachdem es wohl lange Zeit ganz still um die Söhne des hl. Sebastia-

anus gewesen sein muß. Das zweite uns bekannte Bruderschaftsbuch aus dem Jahre 1896 spricht von der „Neugründung eines sehr alten Vereins“ und verweist dabei auf das erste Bruderschaftsbuch im Pfarrarchiv.

Dieses „zweite Bruderschaftsbuch“, ein Protokollbuch, berichtet über die Zeit von 1896 bis 1935, unterbrochen durch die Kriegs- und Nachkriegszeit (1912 - 1919) und die Zeit der Besetzung durch die Franzosen (1922 - 1925). Die letzte Eintragung ist ein Bericht vom Titularfest 1935. Danach erließ die NS-Regierung ein Verbot für alle Vereine, die sich nicht „gleichschalten“ lassen wollten.

12 Jahre später nun, Ende 1947, kam bei einigen Männern in Lintorf der Gedanke auf, die alte Bruderschaft wieder neu aufleben zu lassen. Über diesen neuen Anfang berichtet das Protokollbuch, ein bescheidenes Oktavheft aus schlechtem Papier mit rotem Pappumschlag, für die damalige Zeit eine Rarität bei der herrschenden Papierknappheit, in der charakteristischen Schrift von Emil Harte:



Rektor Emil Harte (1890 - 1961)
Chef der Bruderschaft von 1948 bis 1961

„Nach verschiedenen Besprechungen des geschäftsführenden Arbeitsausschusses am 4., 11. und 18. 1. 1948 wurde einstimmig

beschlossen, nachdem die Bruderschaft seit 1936 ruhte, erstmalig wieder am 25. 1. 1948 das Patronatsfest feierlich zu begehen.

Antreten der Schützenbrüder und Freunde der Bruderschaft um 1/2 10 Uhr auf dem Schulhof der Schule 1, Fahnenträger Wilh. Lacks, Fahnenbegleiter Wilhelm Großhanten und Franz Goris.

Der letzte noch lebende bzw. am Ort wohnende Schützenkönig Fritz Zündorf soll die Königskette tragen. Zu seinen Begleitern werden Joh. Derichs und E. Harte bestimmt. Der Vorsitzende des Arbeitsausschusses Harte appellierte an alle Anwesenden, die noch lebenden ehemaligen Mitglieder sowie Freunde der Bruderschaft zur Teilnahme am Patronatsfest zu bewegen, damit das erste Auftreten nach 12-jähriger Ruhezeit ein voller Erfolg werde“.

Im Anschluß an das Festhochamt am 25. 1. 1948 fand die erste Versammlung im Lokale Mentzen statt, in der neben 15 ehemaligen Mitgliedern 12 neue sich zur Aufnahme meldeten. Bei den darauf folgenden Wahlen, die der letzte Vorsitzende August Breuer leitete, wurden zum 1. Vorsitzenden Emil Harte, zum 2. Vorsitzenden Johann Derichs, Schriftführer Carl Kuhles, Kassierer Fritz Klasen und Fähnrich Wilhelm Lacks gewählt. Die Wahl weiterer Vorstandsmitglieder wurde auf später verschoben. August Breuer, langjähriger Vorsitzender aus der Vorkriegszeit, wurde zum Ehrenvorsitzenden ernannt.

Eine Sammlung unter den Anwesenden erbrachte einen Betrag von 365,- RM, von dem nach Erstattung der Unkosten für die Kapelle Mentzen noch 174,- RM in der Kasse verblieben. Davon wurden wiederum 140,- RM an den Zentralverband überwiesen.

In den Versammlungen vom 29. 3. und 18. 7. wurden weitere 25 neue Mitglieder aufgenommen. Beraten und beschlossen wurden auf diesen Versammlungen eine Musteratzung, die Teilnahme an der Fronleichnams- und Anna-Prozession und die Baldachin- und Fahnenträger und Sakramentsbegleiter bestimmt. Weiter wurden auf der Versammlung am 18. 7. (inzwischen hatte die Währungsreform stattgefunden) die Mitgliederbeiträge für Schützen auf 0,50 DM

und 0,30 DM für Jungschützen festgelegt. Der Vorstand berichtete ausführlich über die schon weit gediehenen Vorbereitungen für das erste Schützenfest am 21. und 22. August. Auf der letzten Versammlung vor diesem Fest wurden noch einmal 37 neue Mitglieder aufgenommen, 236 DM an Beiträgen und 455 DM an Spenden eingenommen.

Es zeigte sich, daß man mit dem Chef Emil Harte, der als Organisationstalent mit großer Umsicht und nimmermüdem Eifer die Bruderschaft aufbaute, einen Glücksgriff getan hatte. Seinem persönlichen Einsatz vor allem ist es zu verdanken, daß die Bruderschaft sehr schnell wuchs und am 22. August 1948, einige Wochen nach der Währungsreform, mit 90 Mitgliedern das erste Schützenfest feiern konnte. Nach 18-jähriger Unterbrechung zog zum ersten Male wieder ein farbenprächtiger Festzug durch die geschmückten Straßen Lintorfs und lockte viele Schaulustige an.

Erster Schützenkönig der Bruderschaft nach der Wiedergründung wurde durch einen gezielten Schuß mit der Armbrust Wilhelm Molitor, der den letzten Vorkriegskönig Fritz Zündorf ablöste. Im Festgottesdienst legte Dechant Veiders ihm das Königssilber an. Der gelungene Versuch dieses ersten großen öffentlichen Auftretens nahm vielen Zögernden die Skepsis und bewegte sie dazu, der Bruderschaft beizutreten. Bis zum nächsten Schützenfest 1949 war die Mitgliederzahl schon auf 150 angestiegen. Da der Saal Mentzen dafür viel zu klein war, beschloß man darum, ein großes Festzelt auf dem Schulhof der Johann-Peter-Melchior-Schule (heute Rathausnebenstelle) aufzubauen. Was keiner zu hoffen gewagt hatte, trat ein: Der Andrang war so groß, daß an allen drei Tagen das Festzelt voll besetzt war.

Die weitere Entwicklung ging steil aufwärts. Die Schützenfeste erfuhren von Jahr zu Jahr eine Steigerung an äußerer Prachtentfaltung mit Feuerwerk und glanzvollen Festzügen und lockten bald tausende von Schaulustigen aus der näheren und weiteren Umgebung nach Lintorf. Auch die Zahl der Mitglieder wuchs von Jahr zu Jahr.

Im Protokoll der Versammlung vom

24. 9. 1950 heißt es: „Unter Punkt Verschiedenes wurde bekannt gegeben, daß im Lokale Carl Plönes die Wiederauflebung der bereits 1909 gegründeten Tell-Kompanie in die Wege geleitet wurde und daß im Lokale des Schützenbruders Adolf Doppstadt eine Hubertus-Kompanie gegründet werden soll, und zwar beide auf interkonfessioneller Grundlage... Sobald beide Kompanien endgültig gegründet sind (und dies geschah für beide im Oktober 1950) werden die Satzungen, die für alle Kompanien gelten, festgelegt. Die bisherige St. Sebastianus-Bruderschaft Lintorf 1464 gilt in Zukunft als Stamm-Kompanie der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf 1464. Der von der Stamm-Kompanie gewählte 1. Vorsitzende und Oberst sind zugleich Chef und Oberst der gesamten Bruderschaft“. Durch die Aufnahme der beiden neuen Kompanien wurde die Bruderschaft - wie 1909 schon - wieder eine ökumenische Gemeinschaft, eine Tatsache, die es nur bei wenigen Bruderschaften gab.

Ende 1950 hatte die Stamm-Kompanie 165, die Hubertus- 35 und die Tell-Kompanie 30 Mitglieder, insgesamt waren also 230 Mitglieder in der Bruderschaft.

Aus Zeitgründen will ich aus den folgenden Jahren nur die wichtigsten Ereignisse im Zeitraffer erwähnen: Da die Zahl der Mitglieder in der Stammkompanie weiter wuchs, bildeten sich aus ihren Reihen und durch Ergänzung neuer Mitglieder kleinere Gemeinschaften, „Corps“ genannt. Nach den beiden technischen Corps, Tambourcorps 1952 und Reitercorps 1956, entstanden nacheinander 1957 das Jäger-Korps und 1958 das Marine-Corps - heute Andreas-Hofer-Korps - ,1959 das Prinz Eugen Corps, 1963 das St. Georg Corps, und der Rest der Stamm-Kompanie wollte nicht mehr Rest sein und nannte sich ab 1963 Stammkorps.

Organisatorisch bestand die Lintorfer Bruderschaft aus drei Kompanien: der Tell-, der Hubertus- und der Stammkompanie, die sich wiederum aufteilte in sieben Corps. Anfang 1964, dem Jahr des 500-jährigen Jubiläums, betrug die Gesamtzahl 260 Mitglieder.

Wir müssen aber noch kurz einmal drei Jahre zurückblicken. Am

6. 1. 1961 starb Emil Harte, der mit Johann Derichs und Karl Kuhles und der Unterstützung des 1. Präses Dechant Wilhelm Veiders die Bruderschaft 1948 wieder neu ins Leben gerufen und zu einem ungeahnten Aufstieg geführt hatte. Die Ära Harte war zu Ende. Sein Nachfolger - auf der Generalversammlung beim Titularfest 1961 - wurde der 2. Vorsitzende Heinrich Kaiser, der aber sein Amt bereits nach zwei Jahren niederlegte.

Am 8. März 1963 wurde ich von einer außerordentlichen Generalversammlung zum Chef gewählt, Vizechef wurde Walter Perpéet sen.. Der weitere Vorstand blieb in seinem Amt: Ehrenvorsitzender Johann Derichs, Schriftführer Sebastian Jacobs, Hauptkassierer Heinz Harte, Oberst Heinrich Fleermann und 1. Brudermeister Josef Mentzen sen..

Eine schwere, mit viel Arbeit verbundene Aufgabe wartete auf den neuen Vorstand: Das 500-jährige Jubiläum stand unmittelbar bevor, und nur wenige Vorbereitungen waren dafür getroffen. Es hieß darum, so schnell wie möglich zu handeln. Am 14. 5. 1963 trat der Festausschuß, zu dem der Chef je einen Vertreter aller Formationen und einige erfahrene Schützenbrüder eingeladen hatte, zu seiner ersten Sitzung zusammen. Für das gesamte Jubiläumsjahr wurde ein Programm aufgestellt und in 27 Festausschußsitzungen und vielen Einzelbesprechungen vorbereitet. In monatlichen Abständen sollte eine größere Veranstaltung stattfinden.

Eine äußerlich geschmackvolle, inhaltlich gehaltvolle Festschrift wurde erarbeitet, die auch zum Schützenfest rechtzeitig fertig war. In ihr berichtete Theo Volmert u. a. zum ersten Male ausführlich über das erste Bruderschaftsbuch und die Geschichte der Bruderschaft. Beim Höhepunkt, dem Schützenfest, dem in der Vorwoche ein Triduum in der Anna-Kirche vorausging, wurde gleichzeitig das 50-jährige Priesterjubiläum des Präses Dechant Veiders gefeiert. Nach dem Festgottesdienst am Sonntagmorgen fand ihm zu Ehren ein Festakt im „Haus Anna“ statt. Er hatte sich keine persönlichen Geschenke gewünscht, sondern nur sakrale Gegenstände für die neue St. Johannes-Kirche. Die

Bruderschaft schenkte eine Hostienschale und ein Ziborium, das leider vor einigen Jahren einem Kirchenraub zum Opfer fiel.

Das Jubiläums-Schützenfest war



Johann Derichs
Jubiläumsschützenkönig 1964
Ehrenvorsitzender der Bruderschaft

ein Fest der Superlative, wie es Lintorf noch nicht gesehen hatte. Auf dem jetzigen Konrad-Adenauer-Platz war ein Doppelzelt errichtet worden, das an allen Tagen gefüllt war. Tausende von Zuschauern sahen am Samstagabend ein prachtvolles Feuerwerk und säumten am Sonntagmittag die Straßen beim 2 km langen Festzug, an dem alle benachbarten Bruderschaften teilnahmen - mit 16 Musikkapellen und über 40 Reitern. Die Verabschiedung des Jubiläumskönigs Johann Derichs und die Inthroni-

sation des neuen Königs Fritz Heidrich für die 2. Hälfte des Jubiläumsjahres bildeten den Abschluß des Jubiläumsschützenfestes.

Ein interessantes Ereignis nach dem Schützenfest soll noch erwähnt werden: Am 24. September kam der damalige Außenminister (und unser Bundestagsabgeordneter) Dr. Gerhard Schröder, seit sieben Jahren Ehrenkönig unserer Bruderschaft, der während des Schützenfestes in Asien gewelt hatte, um uns einen Ehrenpokal zu überreichen. Er verbrachte einige Stunden mit dem Vorstand und Vertretern der Kompanien und Corps im „Haus Anna“. Bei dieser Gelegenheit wurde der große Ehrenpokal mit einem Umtrunk eingeweiht. Als einige Tage darauf die Meldung durch die Medien ging, der Außenminister habe eine Virusinfektion, behaupteten einige böse Zungen, er habe sich diese beim Umtrunk in Lintorf zugezogen.

Die Ereignisse des Jubiläumsjahres hat Schützenbruder Heinz Fink von der Hubertus-Kompanie in zwei Filmen festgehalten.

Durch die vielen Aktivitäten des Jubiläumsjahres beeindruckt, stießen in den folgenden Jahren neue Mitglieder zur Bruderschaft, sowohl einzelne zu den bestehenden Formationen, als auch durch Bildung neuer Corps. 1976 gründete sich im Süden Lintorfs das „Lambertus-Corps“; aus dem Norden schloß sich der ehemals selbstständige Bürger- und Schützenverein als neues „Bürger-Corps“ unserer Bruderschaft an, und schließlich entstand nach mehrmaligem Anlauf 1987 die



Jubiläumsschützenfest 1964

Von links nach rechts: König Johann Derichs, Dechant Wilhelm Veiders, Präses der Bruderschaft von 1948 bis 1974, Wilhelm Bever, Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde, und Hermann Kockerscheidt, Vorsitzender der Tell-Kompanie

Tambourcorps-Reserve, hauptsächlich zusammengesetzt aus ehemaligen älteren Spielleuten unseres Tambourcorps. Dadurch stieg die Gesamtmitgliederzahl der Bruderschaft bis zum 525-jährigen Jubiläum 1989 auf 342.

Einige bemerkenswerte Ereignisse und Fakten aus der Zeit zwischen den Jubiläen von 1964 und 1989 möchte ich noch kurz erwähnen.

1. Nachdem das Zelt zum Schützenfest 22 Jahre lang an verschiedenen Stellen in Lintorf aufgebaut worden war, - auf dem Schulhof der Johann-Peter-Melchior-Schule, auf einem abgeernteten Feld von Johann Derichs am damaligen Klosterweg, wo heute das „Haus Anna“ steht, zuletzt und am längsten auf dem Gelände des heutigen Konrad-Adenauer-Platzes - konnten wir 1971 von der Kirchengemeinde St. Anna den jetzigen Platz am Thunesweg pachten und herrichten und gleichzeitig einen festen, von der Kreispolizei genehmigten Hoch-Schießstand bauen - später mehrmals erweitert und verbessert -, der stets von der Hubertus-Kompanie betreut wurde unter Leitung von Heinz Blumenrath und Walter Nollen.
2. Im September 1971 nahmen wir zum ersten Male mit einer starken Abordnung am Bundes-schützenfest in Monheim teil. Unser Königspaar Ewald und Anne Fink erhielten großen Beifall von vielen tausend Zuschauern. Unser Tambourcorps spielte ununterbrochen zwei Stunden lang zum Vorbeimarsch von 18.000 Schützen.
3. Für den erkrankten Ehren-dechant Veiders, der seit 1948 Präses war, wurde 1974 Pfarrer Franz Mezen neuer Präses unserer Bruderschaft, nachdem er schon drei Jahre vorher Bezirkspräses war.
4. 1974 veranstalteten wir während des Schützenfestes zum ersten Male ein Gästeschießen, dessen erster Gästekönig Rats-herr August Tackenberg wurde.

5. Alljährlich war die Bruderschaft seit 1952 (mit zwei Ausnahmen: Als das Mahnmal auf der „Drupnas“ eingeweiht wurde, hatte die Gemeinde Lintorf zweimal die Ausrichtung übernommen) Veranstalter der Gedenkfeier zu Ehren der Opfer der Kriege und der Gewaltherrschaft am Volks-trauertag, zu der sie alle Vereine und Gesellschaften Lintorfs einlud.

6. Bei der Generalversammlung 1976 wurde beschlossen, Schülerschützen schon mit 12 Jahren aufzunehmen. Der Grund war: Das Tambourcorps beabsichtigte, ein Jugendtambourcorps mit Jungen im Alter von 12 bis 16 Jahren aufzustellen. Seit 1977 schießen die Schüler auf unserem Luftge-wehrstand jährlich einen Schü-lerprinzen aus. Der erste Schü-lerprinz war Rainer Siebelist vom Tambourcorps.
7. Beim Schützenfest 1980 haben wir erstmals einen „Senioren-Treff“ für Lintorfer Bürger über 70 Jahre am Schützenfest-Samstag durchgeführt, der von Jahr zu Jahr an Beliebtheit zu-nahm und 350-400 Senioren bei Kaffee, Kuchen und Unter-haltung im Festzelt vereinigt.
8. 1985 wurde die neue Bruder-schaftsfahne während des Festgottesdienstes am Schüt-zenfest-Samstag durch Präses Pastor Franz Mezen geweiht. Die alte Bruderschaftsfahne von 1896 konnte nicht mehr restau-riert werden und steht nun als Leihgabe im Museum der Stadt Ratingen.

Es kam das Jahr 1989, das 525. in der Geschichte der Bruderschaft. Auch dieses Jubiläum wurde festlich begangen. Die meisten von uns haben es noch in guter Erinnerung. Auch in diesem Jubiläumsjahr gab es wieder einige besondere Veranstaltungen - ähnlich wie 1964 -, die aus der älteren und neuen Geschichte unserer Bruderschaft berichteten, dazu gehörten:

1. Zwei Filmabende, die Bilder aus den 50er und 60er Jahren zeigten. Um diese Filme hat sich Heinrich Kleinowski (Tell-Kompanie) verdient gemacht.
2. Eine Ausstellung im „Haus Anna“ mit alten geschichtlichen und neuen Exponaten. Viele Besucher kamen, waren voll des Lobes und bedauerten gleichzeitig, daß diese interessante Ausstellung nur zwei Tage dauerte.
3. Die offizielle Geburtstagsfeier fand in Form einer Matinee im „Haus Anna“ statt unter Mitwirkung des Ratinger Orchesters St. Suitbertus unter Leitung von Herrn Kohnen und des Lintorfer Männergesangvereins „Ein-tracht 02“. Den Festvortrag hielt Bundesmeister Hermann Macher. Bei dieser Gelegenheit wurde unsere außerordentlich gut gelungene Festschrift zum 525-jährigen Jubiläum vorge-stellt, um die sich besonders die Schützenbrüder Peter-Helmut Laufs, Helmut Schmuck und Hans van der Meer verdient gemacht haben. Sie ist ein einmaliges Werk für die Geschichte unserer Bruderschaft und wur-



Schützenfestsamstag 1985:
Pfarrer Franz Mezen, Präses der Bruderschaft von 1974 bis 1997, weiht die von Fahnenoffizier Kurt Ruland gehaltene neue Bruderschaftsfahne

de von vielen Archiven angefordert.

4. Pünktlich zum Kirmessonntag wurde der neugestaltete und erweiterte Schießstand auf dem Schützenplatz fertiggestellt, zu dessen Einweihung mit einem Preisschießen Freunde, Gönner und die Nachbarschaft eingeladen waren.
5. Das Schützenfest selbst war wiederum ein besonderer Glanzpunkt. Am sonntäglichen Festzug nahmen viele Abordnungen unserer befreundeten Bruderschaften teil, so daß sich die Gesamtzahl der Teilnehmer auf 1500 Personen belief, darunter 23 Musikkapellen, viele Kutschen und bunte historische Gruppen, und da unser Jubiläumskönig Mario Lentzen aus dem Reitercorps kam, fast 100 Reiter. Viele Zuschauer am Straßenrand spendeten Beifall, und die gesamte Presse war voll des Lobes.
6. Das Bundeskönigfest in Bonn, die USA - Reise des Tambourcorps und einiger Freunde zur Steubenparade und das Fest der Könige aller Formationen schlossen das Jubiläumsprogramm ab.

Als schönstes Ergebnis aller Bemühungen im Jubiläumsjahr konnten wir die Aufnahme von 46 neuen Mitgliedern verbuchen, davon waren 17 Schüler- und fünf Jungschützen, ein sichtbares Zeichen der Anerkennung und des Interesses von außen und des Aufwärtstrends in der Bruderschaft.

Der hohen Zeit des Jubiläumsjahres folgten normale Schützenjahre. Die Gedenktage und Feste wurden im üblichen Rahmen begangen. „Besonderes“ gab es bei den einzelnen Formationen, wenn sie als solche runde Geburtstage begingen, so die Hubertus-Kompanie 1990 ihr 40-jähriges Bestehen. Das Tambourcorps wurde 1992 ebenfalls 40 Jahre alt, das St. Georg Corps und das Stammcorps feierten 1993 ihr 30-jähriges Bestehen, und 40 Jahre seit ihrer Gründung wurde 1996 beim Reitercorps festlich begangen, 1997 beim Jäger-Korps und in diesem Jahr beim Andreas-Hofer-Korps. Es zeigte sich, wie schon erwähnt, bei den Jubiläen der Bruderschaft, daß diese Feiern zu den runden Geburtstagen bei den Corps neue

Kräfte wachriefen und die Gemeinschaft stärkten. Meist stießen auch neue Mitglieder dazu. Dadurch erreichte die Bruderschaft zum Titularfest 1992 mit 380 Mitgliedern ihren absoluten Höchststand.

Im gleichen Jahr wurde der Schießstand noch einmal renoviert und ein Geräteraum angebaut, in dem wir die vielen notwendigen Utensilien für das Zelt beim Schützenfest lagern können. Seit dem 1.1.1994 haben wir nach langen Verhandlungen endlich ein Geschäftszimmer in der Rathausnebenstelle, Speestraße 2 in Lintorf, das die Möglichkeit bietet, den größten Teil unseres Archivs, das vorher an vielen Stellen privat untergebracht war, hier zentral aufzubewahren.

Die Generalversammlung auf dem

derwahl zur Verfügung, so daß der gesamte geschäftsführende Vorstand neu gewählt werden mußte. Auf der Versammlung aller Vorsitzenden der Formationen wurden die Vorschläge diskutiert und die Vorgehensweise besprochen, so daß die Wahlen bei der Generalversammlung reibungslos verliefen: Mit überwältigender Mehrheit wurden Karl Heinz Kipp zum neuen 1. Vorsitzenden (Chef), Peter Weiß zum 1. Schriftführer und Theo Kienen zum 1. Kassierer gewählt. Dieser neue Vorstand wurde bald darauf ins Vereinsregister eingetragen, leitet nun seit mehr als 4 Jahren die Lintorfer Bruderschaft mit großem Erfolg und wurde bei der Generalversammlung am 25.1.1998 für vier Jahre in seinem Amt bestätigt. Als neuer 1. Brudermeister wurde bei



Rektor Hans Lumer, Chef der Bruderschaft 1963 bis 1994

Titularfest 1994 brachte dann den großen Wachwechsel. Im 70. Lebensjahr und nach mehr als 30-jähriger Amtszeit als Chef war es Zeit, daß ich die Verantwortung in jüngere Hände legte. Aber auch der 1. Schriftführer Hugo Mendorf und der 1. Kassierer Peter-Helmut Laufs standen nicht mehr zur Wie-

dieser Generalversammlung Herbert Hirsch gewählt, der bisherige 1. Vorsitzende des St. Georg Corps. Er trat an die Stelle von Josef Fink, der dieses Amt über 22 Jahre in vorbildlichster Weise geführt hat.

Weiter wurden in dieser Generalversammlung viele Schützenbrüder für 50-jährige Mitgliedschaft geehrt, die 1948 in die Bruderschaft eingetreten waren.

Es waren:	Hans Lumer	
	Josef Fink	
	Heinz Fleermann	alle Stammkorps
	Heinrich Enk	
	Max Christens	
	Franz Steingen	Andreas-Hofer Korps
	Hans Braun	Jäger-Korps
	Wemer Harte	Reitercorps
	Ludwig Harte	Reitercorps

Ludwig Pützer
Johannes Lieth
Hans Christens
Gustav Karrenberg
Rudi Soumagne

Tambourcorps
Tambourcorps
Tambourcorps Reserve
Tell Kompanie
Bruderschaft

Karl Heinz Kipp hat in den mehr als vier Jahren seiner Amtszeit gezeigt, daß er ein hervorragender Organisator ist und mit viel Schwung und Tatkraft seine gesteckten Ziele erreicht. (Das bei seinem Amtsantritt noch leere Geschäftszimmer sieht jetzt richtig nach Arbeit aus). Zu dem „Presserückblick“, den er seit dem Jahr 1984 zusammenstellt, erhält jeder Schütze seit vier Jahren die »Lintorfer Schützenzeitung«, für die er verantwortlich zeichnet und die Hauptarbeit leistet.

Seit dem 12. März 1997 ist Pater Chris Aarts Präses unserer Bruderschaft. Als Pfarrer von St. Anna wurde er am 5. Mai 1997 eingeführt und ist somit Nachfolger für den wegen Krankheit ausgeschiedenen Pastor Franz Mezen.

Bevor ich zum Schluß komme, möchte ich noch zwei Punkte erwähnen.

1. Der erste noch zu erwähnende Punkt betrifft unsere Frauen. Die Bruderschaft nimmt laut Satzung keine Frauen als Mitglieder auf. Aber von der Wiedergründung 1948 an sind unsere Frauen dabei, nicht nur, wenn wir Feste feiern, sondern auch bei der Vorbereitung und bei anderen Aktivitäten, das gilt für die Bruderschaft als ganzes,

auch für die Formationen. Was wäre unser „Seniorenachmittag“ ohne unsere Frauen? Wie trist wäre unser Festzug beim Schützenfest ohne die geschickten Hände unserer Frauen? Und selbst bei Entscheidungen in den Versammlungen stehen unsere Frauen unsichtbar hinter uns! Denn welches Vorstandsmitglied hat vor wichtigen Entscheidungen noch nicht mit seiner Frau gesprochen und ihren Rat eingeholt? Ohne das Verständnis seiner Frau und ihre Unterstützung könnte ein Vorstandsmitglied seine Arbeit für die Gemeinschaft nicht durchführen. So gilt unser Dank für ihre Arbeit zum Wohle unserer Bruderschaft in den letzten 50 Jahren nicht nur den Schützen in den Vorständen, sondern vor allem auch unseren Frauen!

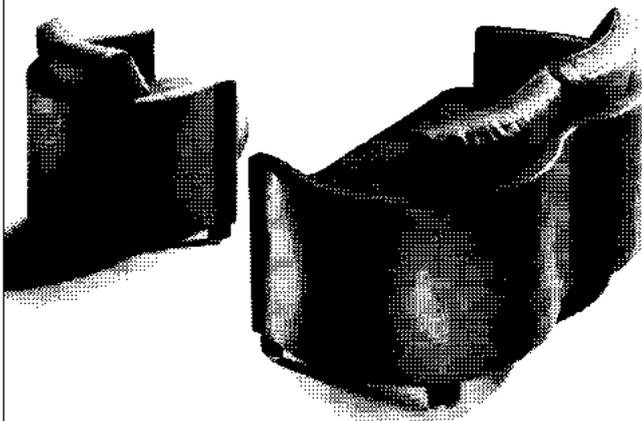
2. „Fröhlich sein, Gutes tun und die Spatzen pfeifen lassen!“ Oft habe ich diesen Ausspruch des italienischen Jugendseelers Don Bosco den Kindern ins Poesiealbum geschrieben und oft auch bei unseren Versammlungen und Aktionen ausgesprochen. „Das erstere, fröhlich sein“, so sagen viele, „kommt häufig vor, ihr feiert genug! Aber vom zweiten - Gutes tun - sieht man nicht viel!“

Ich habe früher oft gesagt, man soll die guten Taten nicht an die große Glocke hängen. Vielleicht ist das nicht immer richtig! Unser Präses schreibt in seinem Vorwort zur diesjährigen Schützenzeitung: „Und das Gute, das wir tun, dürfen wir auch an die große Glocke hängen. Wir schießen nicht nur Vögel ab.“ Darum möchte ich heute das, was wir Gutes tun, einmal nicht an die große Glocke, vielleicht aber einmal an die kleine hängen: Die Bruderschaft hat seit ihrer Wiedergründung 1948 bei ihren Festen auch an die gedacht, denen es nicht so gut geht und versucht, ihnen zu helfen. Dazu nur stichwortartig einige Beispiele: Jedes Jahr bei der Generalversammlung führen wir eine Hutsammlung durch, bei der 1000,- bis 1500,- DM einkommen, die einem karitativen oder missionarischen Zweck zugeführt werden. Die Bruderschaft als ganzes und die einzelnen Formationen unterstützen als fördernde Mitglieder ständig karitative Einrichtungen.

Im Jubiläumsjahr 1989 allein haben wir insgesamt 30.000,- DM für mehrere Objekte - besonders an die Kinderkrebshilfe - überwiesen. Das, meine ich, sollte heute auch im Bericht über 50 Jahre Bruderschaft nach dem Kriege gesagt werden. Danach wollen wir wieder darüber schweigen und - weiter „Gutes tun“.

Hans Lumer

PERSÖNLICHER FREIRAUM



POOL - kann sich Freiraum leisten.

Ob 1-2-3-Sitzer, alle Elemente haben dieses unverwechselbare Rückenteil, das frei im Raum eine gute Figur macht. Pool ist in Stoff, Leder und mit einigen zusätzlichen Bequemlichkeiten erhältlich. Wir beraten Sie gern.

INNENEINRICHTUNG
LINTORFER STR. 31
40878 RATINGEN
TEL. 0 21 02 / 2 70 37

**form
und
raum**

Lintorf vor 45 Jahren:

Emil Harte durch Bombenschuß König

Schützenchef regiert – Kronprinz Werner Fink – Nach spannungsgeladenen Stunden

LINTORF. Mit einem wahrhaft mörderischen Schuß, der nicht nur die Plattenauflage, sondern auch den Kugelfang in tausend Fetzen zerriß, holte gestern Punkt 12.59 Uhr Emil Harte die Königsplatte von der Stange. Jeder, der auch nur halbwegs mit der Geschichte des Lintorfer Schützenfestes vertraut ist, weiß, daß man nach diesem bedeutsamen und folgenschweren Satz erst einmal eine Atempause einlegen muß. – Viele würdevolle, mächtige und huldreiche Majestäten residierten in den letzten Jahren schon glanzvoll auf dem Thron der Lintorfer Sebastianer, aber ihr Stern muß verblassen vor dem Ereignis, daß Anno 1954 der Schützenchef, Initiator aller festlichen Tage und Schöpfer einer neuen Schützentradition, kurzum der gute und nimmermüde Geist der Bruderschaft in höchst eigener Person die Königswürde errang.

Daß dieser geschichtliche Augenblick von der kaum faßbaren Erscheinung begleitet wurde, die allen Anwesenden vorgaukelte, als wäre der Meisterschuß nicht aus einem Luftgewehr, sondern aus einer Doppelflinte abgegeben worden, darf nicht Wunder nehmen. Große und größte Ereignisse sind oft von den fünf Sinnen allein nicht zu fassen.

Schon zwei Stunden vor dem Königsschuß lastete die Spannung wie ein glutheißer Sommertag auf den Schützenbrüdern. Als sie nach dem Gottesdienst und der stillen Ehrung der Toten in das Zelt zurückkehrten, waren die Kehlen trocken, und die ersten Fässer Zielwasser wurden geleert. Dann krepelte man sich die Ärmel hoch und übte Aug' und Hand mit Zielrichtung auf die beiden Vögel, von denen das Schießen der Vortage nur noch traurige Reste übrig gelassen hatte. Aber gerade diese Reste hatten es in sich. Nur Span um Span konnten sie schließlich zur Strecke bringen, so daß die Zeit, die mit dem fruchtlosen Ballern auf die versplintete Platte verbracht wurde, wohltuend kurz war. Schnell noch die trefflichen Schützen, die die Vögel kunstvoll tranchierten. Ehrevogel: H. Fuss (Kopf), W. Derichs (r. Flügel), H. Frohnhoff (l. Flügel), A. Nüsser (Schweif) und Hans Lumer (Rumpf). Königsvogel: In gleicher Reihenfolge: P. Hermanns, F. Fitzen, K. Schöll, R. Weilland und H. Bieswilk.

Dann endlich war es soweit. Von der Spitze der Kronprinzenstange

fetzte Werner Fink die Platte in elegantem Schuß, so daß das Tambourkorps, das sich diesmal wirklich stark gemacht hatte, um ein gekröntes Haupt aus den eigenen Reihen auf die Schultern zu heben, das Nachsehen hatte. Wieder war es ein Jungschütze, der im Schützenjahr 1954 Würde und Bürde des Kronprinzen tragen wird. Wie sicher indessen auch die alten Kämpen das Schießeisen handhabten, zeigte sich an der versplinteten Platte der Königsstange, die praktisch bei jedem Schuß klirrend in die Höhe wirbelte. Aber erst nach Ablauf des Weckers setzte Oberst Füsgen das Eisen auf die äußerste Spitze.

Freunde, man muß schon dabei gewesen sein, um das Gewicht der bangen Minuten zu messen, die nun bis zum Meisterschuß verrannen. Johann Derichs, der jetzt laut Schießliste zu Schusse kommen sollte, war nicht zu finden.

„Schleppt ihn herbei!“, beehrte das Volk, und nach allen Himmelsrichtungen ruderten sich flinke Boten durch die gaffende Menge, den markanten Kopf des Gemüsekönigs im Getümmel zu suchen. Aber der Gute blieb verschollen. Da entschied sich die Jury für den nächsten Schützen: Emil Harte! Gefaßt und etwas bleich im Gesicht nahm er das Schießrohr zur Hand. Nicht minder gefaßt schritt er zur Brüstung, um das Mordinstrument zu richten. Und dann geschah es. Ein dumpfer Knall – wie noch nie bei diesem Luftgewehrschießen gehört – zerriß die spannungsgeladene Stille. Und zerfetzt, wie von einem Pak-Geschoß-Volltreffer, taumelte, bis zur Unkenntlichkeit demoliert, die Platte zu Boden. Sekunden dauerte es, bis das Volk das Gewaltige gefaßt hatte. Dann entrang sich ein Schrei – wie sich immer bei dererlei Anlässen spontane Rufe zu entringen pflegen – der Brust des Stauenden, und in einem Hexenkessel wirbelnder und gratulierender Füße und Arme verschwanden Majestäten, kleine Kinder, Filmoperateure und ehrsame Bürgerfrauen. Hört Freunde: Emil Harte wurde König! Vivat! Man wird den 16. August 1954 in der Lintorfer Schützengeschichte nie vergessen.

Rheinische Post
vom 17. August 1954



Nach dem Königsschuß 1954:
Der neue König Emil Harte mit Königin Maria und Kronprinz Werner Fink mit Prinzessin Liesel Molitor schreiten die Front der angetretenen Schützen ab

Am Schützenfestsamstag, dem 14. August 1954, abends gegen 22.00 Uhr, ging über Ratingen, Lintorf und dem ganzen Angerland ein mächtiges Unwetter nieder. Ungeheure Wassermengen ergossen sich auf die hochsommerliche Landschaft und machten in kürzester Zeit aus Anger, Schwarzbach und Dickelsbach reißende Flüsse, die Brücken fort-schwemmten, Straßen unterspülten und ganze Ortsteile unter Wasser setzten.

Das Zentrum von Lintorf glich einem riesigen See: Bürgershof, Friedrichskothen, Beekerhof und das Mühlengut Helpenstein waren trockenem Fußes nicht mehr zu erreichen. Die Buden und Karussells der Lintorfer Kirmes versanken im Wasser, und das Schützenfest der Lintorfer Bruderschaft schien vorzeitig beendet zu sein. Daß es dann doch noch ganz anders kam, beschreibt der Chronist der „Ratinger Zeitung“ in der Ausgabe vom 21. August 1954 folgendermaßen:

Emil Harte durch Bombenschuß König

Noch schlimmer als unsere Stadt wurden die Nachbarn in Lintorf heimgesucht. Der hochgehende Dickelsbach setzte den größten Teil des Ortes unter Wasser. In der bekannten Gaststätte Steingen

Dickelsbach durchflossene Kir-mesplatz in Lintorf war ein großer See geworden, der den Kirmes-unternehmen großen Schaden zu-fügte. Noch viel größer war der Schaden, der auf den Feldern und

in den Gärten angerichtet wurde. Überall waren es die wackeren Männer der Feuerwehren, die sich unermüdlich bei der Hilfeleistung einsetzten. An vielen Stellen, so auch an der Speestraße in Ratingen, griffen viele Helfer aus nach-barlicher Gesinnung heraus tat-kräftig zu. Auch das Bauamt bemühte sich mit den ihm zur Ver-fügung stehenden Kräften.



In den Gasträumen des „Bürgerhofes“ stand das Wasser über einen halben Meter hoch

Ein Glück nur, daß die Wasser-massen verhältnismäßig schnell abzogen, nachdem die stunden-langen Regengüsse am Sonntag-mittag aufhörten. Am Montag sah man deutlich die Spuren des Hochwassers und die Höhe des erreichten Wasserstandes.

Ich muß den ungebrochenen Mut der Lintorfer Bevölkerung bewun-dern. Sie hatte sich seit Wochen auf das bestens vorbereitete Schützenfest der dortigen St.-Se-bastianus-Bruderschaft gefreut.

stand am Sonntag das Wasser über einen halben Meter hoch in den Räumen der Wirtschaft. Die Bewohner der Fleermannschen Mühle hatten gefährliche Stunden zu überstehen. Für die Lintorfer wird das diesjährige Schützenfest immer in böser Erinnerung bleiben. Eine unzählige Men-schenmenge hatte kurz vor dem Beginn der Wassernot das groß-artige Feuerwerk miterlebt. Wenig später wußten die Menschen nicht mehr aus dem vom Wasser einge-schlossenen Festzelt herauszu-kommen. Nur mit Mühe konnten einige Bauern das Vieh vor dem Ertrinken in Sicherheit bringen. Viel Federvieh ist in Lintorf und in Ratingen ertrunken. Der vom



Auch die Lintorfer Kirmes meldete „Land unter“

Der erste Eindruck des plötzlich hereingebrochenen Unwetters war zuerst niederschmetternd. Man blies alle festlichen Veranstaltungen kurzerhand ab. Aber am Sonntagnachmittag hatte man sich in Lintorf wieder soweit erholt, daß man trotz allem einen Festzug in kleinerem Rahmen durchführte. Trotzdem blieb die Stimmung gedrückt, ehe am Montag ein besonderes Ereignis große Freude nach banger Stunden auslöste. Der Chef der Schützen, Hauptlehrer Emil Harte, tat selbst den Königsschuß. Er rückte der Platte des

Königsvogels mit einer doppeläufigen Schrotflinte zu Leibe und fegte mit einem niegesehenen Bombenschuß die Platte samt allem Drum und Dran hinweg. Nachdem sich die Verwunderung der um den Schießstand Versammelten gelegt hatte, brach ein großer Jubel aus, der sich bis in die letzten Ecken des Dorfes ausdehnte. Es zeigte sich, welcher Liebe, Hochachtung und Wertschätzung sich Emil Harte, der Chef der Lintorfer Schützenbruderschaft, erfreut. Sein Wirken wird mit Recht gewürdigt, denn er hat die Lintor-

fer St.-Sebastianus-Bruderschaft nach dem Kriege zu einer bis dahin nie gekannten Höhe gebracht. Aller Glanz, der in den letzten Jahren über den Lintorfer Schützenfesten lag, ist in der Hauptsache sein Verdienst. Bei dem am Montag abgehaltenen glänzenden Krönungsball im Festzelt war auch die Ratinger St. Sebastianis-Bruderschaft mit einer Abordnung des Vorstandes, an der Spitze Vorsitzender Willy Werdelmann und Schützenoberst Fritz Keusen vertreten.

Ratinger Zeitung vom 21. 8. 1954

50 Jahre Lintorfer Apotheke

Vorgeschichte – Gründung – Entwicklung

Ein Bericht voller persönlicher Erinnerungen, manchmal vielleicht zu weitschweifig, aber auch in dem Bestreben, die Bedingungen des Berufsstandes einigen Interessierten nahezubringen

Wie war die Arzneiversorgung in Lintorf kurz nach dem letzten Krieg? Im Gebiet der heutigen Stadt Ratingen gab es nur die angestammte Adler-Apotheke am Markt, sowie aus diesem Jahrhundert die Kronen-Apotheke an der Bahnstraße. Aber die Adler-Apotheke war von Lintorf aus für Fußgänger, Bahn- und Radfah-

rer wohl am ehesten erreichbar, und von dieser Apotheke aus war auch ein Botendienst nach Lintorf organisiert. Sammelstelle für Rezepte und Bestellungen waren das „Klösterchen“ bzw. der Eckladen von Frau Gertrud Hamacher, in der heutigen breiten Straßenfläche zwischen Commerzbank und Sparkasse.

Da alles knapp war – es gab auch kaum Arzneispezialitäten – mußten die Apotheker vieles selbst herstellen, soweit sie über die Grundsubstanzen verfügten: Pillen, Pulver, Zäpfchen, Mixturen, Salben etc. Patienten und Ärzte waren dann froh, wenn der Apotheker „aut simile“ (d. h. „oder Ähnliches) rezeptieren konnte oder wollte; mit dieser ärztlichen Anweisung war dem Apotheker aufgegeben, eine nach seiner Einschätzung geeignete Rezeptur anzufertigen.



In Hamachers Schreibwarenladen an der Straße nach Ratingen (heute steht dort die Filiale der Commerzbank) konnten Rezepte für die Adler-Apotheke in Ratingen abgegeben werden

Das fast unbeschädigt über den Krieg gekommene Lintorf hatte 1948 ca. 3000 Stambewohner, ca. 1000 Vertriebene und noch etwa 1000 Lagerinsassen, gesamt also um die 5000 Einwohner ... und da regte sich im Ort der verständliche Wunsch nach einer eigenen Apotheke. Das ging aber nur durch die Erteilung einer Konzession, und Apothekenkonzessionen wurden damals auf ca. 10.000 Einwohner erteilt.

Warum? – Weil die privaten Apotheker zwar handelsrechtlich Kaufleute waren, sich aber dennoch nicht wie solche verhalten durften, denn sie mußten sich

streng auch an unwirtschaftliche Vorgaben der damals gültigen preußischen bzw. Reichsverordnungen halten, beispielsweise:

- einen Vorrat auch seltener Arzneistoffe, Impfstoffe, Seren etc. halten;
- die selbstgefertigten Arzneien nach der (aus sozialen Erwägungen) niedrigpreisigen amtlichen Arzneitaxe berechnen;
- ein auch schon damals (vornehmlich zur Arzneiprüfung) unrentables Labor unterhalten;
- die Dienstbereitschaft sicherstellen u.v.m.

Dafür schützte der Staat die Apotheker vor Konkurrenz, indem sie also Gebietsschutz hatten. Damals galt hier also noch das preußische Apothekenrecht von 1894, und ab diesem Zeitpunkt wurden in Preußen und den Nachfolgeländern sogenannte „Personalkonzessionen“ erteilt, d.h. ein Apotheker erhielt eine Konzession auf Lebenszeit für sich bzw. seine Witwe oder noch minderjährige Kinder zu deren Lebensunterhalt. Daneben gab es noch die schon vor 1894 existierenden Apotheken als sog. „Realrechte“ (wie etwa die Adler-Apotheke in Ratingen), welche in den Apothekerfamilien weitervererbt wurden oder auch verkauft werden konnten, aber nur an Apotheker (wie auch heute noch gültiges Recht), denn Apotheken sollen nur Apothekern gehören, mit Ausnahme des Witwenrechts. – Die feinste Art einer Apotheke hatte ein „Privileg“, d.h. die vormalige Landesherrschaft sicherte Gebietsschutz für einen ganzen Ort „auf ewig“, wie etwa bis in die 50er Jahre in Bad Salzuflen.

Zu den damals 5000 Lintorfern rechnete man so noch die Einwohner der übrigen Gemeinden des „Amtes Ratingen-Land“ (vornehmlich Angermund und Breitscheid) hinzu, daß die Bezirksregierung in Düsseldorf eine Apotheke für Lintorf ausschreiben konnte.

Von dieser beabsichtigten Apothekengründung in Lintorf erhielt mein Vater, der damals 50jährige

Apotheker Clemens Niemann einen Wink aus Düsseldorf, wo er immer wieder vorsprach, weil er nach 20jähriger Pächtertätigkeit in Essen-Frintrop seine Apotheke an einen dienstälteren Kollegen abgeben mußte, welchem seinerseits nach dem Tode der alten Verpächterwitwe deren Konzession zugesprochen wurde.

Bei diesem Wettbewerb waren die „Personalkonzessionäre“ zumeist schon ziemlich bejahrt, ehe sie ihre eigenen Apotheken erhielten, und für den Kauf einer Realkonzession waren sie nicht begütert genug.

So erteilte der Sozialminister des Landes Nordrhein-Westfalen am 6. Juli 1948 meinem Vater das Recht zum Betrieb einer „Warte-Apotheke“ in Lintorf, was bedeutete, für die ersten fünf Jahre zähl-

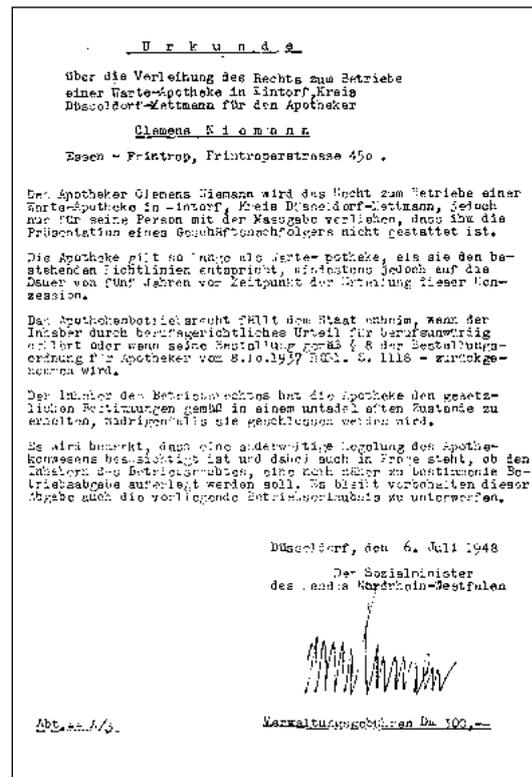
Die Lokalfrage schien gelöst, denn der Schreinermeister Molitor baute sich am Hülsenbergweg ein neues Wohnhaus, und das Ladenlokal mit darüberliegender Wohnung wollten Molitors wohl dem neuen Apotheker vermieten, dann aber plötzlich nicht mehr, als sich ab der Währungsreform mit dem Laden und Möbelhandel gutes Geld verdienen ließ.

Groß war die Ratlosigkeit, wo geeignete Räume für die Apotheke nun zu finden seien: Etwa in diesem oder jenem der noch zahlreich existierenden alten Lintorfer Häuschen, welche aber viel zu klein waren?

Mit Rektor Harte wurde überlegt, ob die Gemeinde wohl zustimme, in der alten Johann-Peter-Melchior-Schule vorerst in zwei Klassenräumen anzufangen.

Aber Molitors waren doch gut und hilfreich: Sie vermittelten die Anmietung von Räumen im Nachbarhaus der Frau Karoline Volmert, der Mutter des Begründers dieser Zeitschrift. Hier bestand nur das Problem, daß das Ladenlokal noch von der Zweigstelle der Amts- und Stadtparkasse belegt war, und welches dieser erst gekündigt werden mußte. Die Sparkasse soll damals nur 80,00 DM für das Lokal gezahlt haben, für den doppelten Mietzins konnte es also der künftigen Apotheken-Offizin dienen, und das Obergeschoß konnte Apothekerwohnung werden, wenn der Druckereibesitzer Hubert Perpéet mit Familie

auszog, und auch das wurde möglich, weil diese dann in Molitors Neubau am Hülsenberg ziehen konnten. Zur Sicherheit der Arzneiversorgung gehörte damals auch die Pflicht des Apothekenleiters, im Hause der Apotheke zu wohnen. Die Sparkasse schließlich übersiedelte in den zur Hälfte geteilten Laden von Molitors, wenn der Apotheker der armen Sparkasse noch einen Mietzu-



te seine Anwartschaft auf eine „bessere“, d.h. wirtschaftlich stärkere Apotheke weiter, und damit wollte der Staat die Aufbauleistung eines Neu-Konzessionärs honorieren.

Da stand er nun – wenige Tage nach der Währungsreform – ohne Geld und Vermögen mit dem Auftrag, in Lintorf nun baldmöglichst eine Apotheke zu eröffnen.



Das Haus Angermunder Straße 14 (heute Konrad-Adenauer-Platz), in dem die neue Apotheke schließlich eröffnet wurde

schuß zahlte, und das tat mein Vater bis zum Umzug der Sparkasse in deren Neubau 1952 am Lintorfer Bahnhof.

Sehr hilfreich war auch das Angebot von Dechant Veiders für eine Zwischenlösung: dort, wo heute der Parkplatz von „Haus Anna“ ist, stand eine Holzbaracke als Sommer-Kindergarten, und hier, wohl ohne jede behördliche Anerkennung, lief gegen Jahresende 1948 der inoffizielle Apothekenbetrieb an. Da standen zwei Tische als Theke und Rezeptiertisch und einige Eisenregale für die Vorräte, und im Hinterkämmerchen konnte der Apotheker wohnen und schlafen. Als damals 16jähriger wurde ich, soweit das mit meiner Schulpflicht vereinbar war, für alle anfallenden Arbeiten mit eingespannt. Nach meiner Erinnerung hatten wir sofort erheblichen Kundenansturm, viel mehr, als in dieser „Behelfsbude“ bewältigt werden konnte. Der Rentner Wilhelm Kohnen beklagte sich, daß er nun sein Botengeld für die Fahrten zur Rater Apotheke nicht mehr hatte; als zuverlässigen „Mann für alles“ nahm mein Vater ihn gern in Dienst. Per 31. Januar 1949 erging an den Kreisarzt in Mettmann die Meldung, daß zum 7. Februar die „Lintorfer Apotheke“ genannte neue Offizin in den vorgesehenen Räumen eröffnet werden sollte. Nach Plänen einer alten Thüringer Fachfirma für Apotheken-Einrichtungen hatte Meister Molitor uns

die Schränke, Regale, Theke und die vielen Schubladen gebaut, was ihm recht gut gelang und worauf wir ziemlich stolz waren. Mit nur einer Pharmaziestudentin als angestellte Fachkraft wurde also ohne jede Feierlichkeiten der offizielle Betrieb aufgenommen.

Da es gleich recht lebhaft anlief, konnten schon zum April eine junge Apothekerin und eine Anlernhelferin eingestellt werden. Allerdings konnten wir nur mit sehr kleinen Einnahmen rechnen; aus dem Kassen- und Lohnbuch jener Zeit entnehme ich diese Zahlen:

Bar-Einnahme am Tag der Eröffnung (7. Februar) 38,40 DM, aber schon am 25. Februar wurde erstmalig die magische Grenze von 100,11 DM erreicht und im Dezember 1949 konnte eine Tageseinnahme von 245,67 DM als freudiges Familienereignis gefeiert werden. Zu den Bar-Einnahmen kamen natürlich noch die etwa doppelt so hohen Erlöse über die Krankenkassen. Die monatliche Vergütung für die Pharmaziestudentin betrug 110,00 DM, für die Anlernhelferin 30,00 DM und für die Jungapothekerin 325,00 DM.

Für Rezeptur-Arzneien galt bis in die 70er Jahre die Arzneitaxe von 1936, und die sah für jede Einzelsubstanz, auch wenn nur in Milligramm zugegeben, eine Grund-

vergütung von 10 bzw. 20 Pfennig vor. Dazu kam der pauschale Arbeitspreis von 55 Pfennig: Dafür mußten 30 Pillen oder 12 Zäpfchen, 12 abgeteilte Pulver, 100 g Salbe, jede übliche Teemischung, Abkochung oder Mixtur hergestellt werden. Diese 55 Pfennig wurden manchmal in drei Minuten, wenn die von den Ärzten gewohnten Verordnungen vorausgearbeitet waren, oder auch erst nach einer halben Stunde Arbeit verdient. Jedenfalls waren damals die meisten Apotheker froh, wenn sie viele Rezepturen hatten, denn deren Preis wurde fast als Reinverdienst empfunden. Weitergehende betriebswirtschaftliche Überlegungen hinsichtlich der Vorkosten etc. wurden kaum angestellt. Auch die Ärzte hatten da ihren Stolz, denn sie verordneten ja nach ihrer ureigenen individuellen therapeutischen Überlegung. Daher stammt ebenfalls die alte Mär von den „Apothekerpreisen“, denn diese nachzurechnen, war Laien kaum möglich. Die amtlichen Zuschläge auf die Fertigarzneimittel sind höher als etwa im Lebensmittelhandel, aber sicher viel geringer als im Textilhandel oder beim Bierpreis des Gastwirts.

Es praktizierten damals, und auch noch das folgende Jahrzehnt, in Lintorf nur die Ärzte Dr. Stick, Dr. Maisel und Dr. Blumberg, und deren Verschreibungsgewohnhei-



Der Vater des Autors, Apotheker Clemens Niemann, in der neuen Offizin, deren Einrichtung (Schränke, Regale, Schubladen usw.) der Lintorfer Schreinermeister Wilhelm Molitor gefertigt hatte

ten waren ziemlich konstant und damit für die Apotheke voraussehbar.

Am 30. Mai 1949 wurde die neue Apotheke von Beauftragten des Regierungspräsidenten erstmalig offiziell besichtigt und damit „abgenommen“. Einer der Herren Revisoren meinte, daß dem Haus die großen eisernen Buchstaben „Apotheke“ gut stehen würden, und er bot meinem Vater solche von seiner zertrümmerten Düsseldorfer Apotheke für 50 DM an, nur fehlte der Buchstabe „k“, welchen der Lintorfer Schlosser Peter Scholzen nachgearbeitet hat. Diese Buchstaben finden sich auch am jetzigen Neubau in der Speestraße.



Für den Botendienst nach Angermund, Breitscheid und Hösel bekam der jugendliche Autor eigens ein Leichtmotorrad. Im Hintergrund Apotheker Clemens Niemann mit seiner Frau, der Tochter Angela und zwei Angestellten

Die Pflicht zur permanenten Dienstbereitschaft war hart, jede Nacht und jeden Sonntag, nur mit der kleinen Erleichterung, Sonntag nachmittag von 14 bis 20 Uhr schließen zu dürfen. Ein Verweis an die dienstbereite Apotheke in Ratingen war nicht statthaft. So mußte schon mit nicht ganz legalen Tricks gearbeitet werden, ein Zettel in die Tür „bin in 20 Minuten wieder zurück“ oder „bin unter dieser Telefon-Nr... oder in diesem Hause bei... zu erreichen.“

Obwohl das meinen Jugendplänen überhaupt nicht entsprach, erhielt ich bald von meiner Mutter einige Seelenmassage, doch Apotheker zu werden, denn es wurden damals schon Überlegungen angestellt, daß alle Apotheken den gleichen Rechtsstatus erhalten sollten, d.h. vererblich und verkäuflich zu sein, und so wurde mir schon eine sichere Zukunft ausgemalt. Nach einigen Wochen sagte ich „ja“ und habe diese Grundentscheidung dann auch nie mehr bedauert. So ließ ich mich in dieser Aufbauzeit auch schon als Schüler für diese zukünftig eigene Apotheke sehr in die Pflicht nehmen; ich bekam aber auch ein Motorrad für den täglichen Botendienst nach Angermund, Hösel und Breitscheid. Und um gelegentlich mal bei der Dienstbereitschaft helfen zu können, lernte ich auch früh, sorgfältig Rezepte zu lesen, mit der Ermahnung „daß Du bloß niemanden vergiftest!“

Unsere wirtschaftliche Startbasis im Jahre 1949 war sicher, aber doch recht schmal. Das deutsche Wirtschaftswunder fand schon statt, aber man glaubte noch nicht an dessen Dauerhaftigkeit. So sann mein Vater auch über die Möglichkeit von Nebenverdiensten nach, indem er etwa mal bei der staatlichen Klassenlotterie anfragte, ob er nicht die örtliche Agentur dafür verwalten könne, was zuweilen einige Landapotheker taten. Sinnvoller war da schon das Bemühen um Belieferung von werksärztlichen Ambulanzen; das brachte einige hundert DM Extraumsatz. Nach einem Jahr konnten wir uns ein guterhaltenes Vorkriegsauto anschaffen, womit wir wohl zu den ersten 50 Autobesitzern in Lintorf zählten.

Ein besonders freundlicher Umstand kam plötzlich für meinen Vater als Lohn für redliche Versorgung eines Oberhausener Krankenhauses während der Kriegs- und Mangelzeit: Ein Kleinlieferant für Krankenhäuser suchte einen Partner als sogenannte „Verrechnungs-Apotheke“ und wurde auf den realen Apotheker Niemann, der nunmehr in Lintorf zu finden war, hingewiesen. So etwa 500 DM pro Monat als 2%ige Provision standen in Aussicht, was weitaus mehr als ein Apothekergehalt ausmachte. Diese Partnerschaft hielt über mehrere Jahrzehnte auch unter uns Nachfolgern, bis durch neuere Ge-

setzgebung die Klinikversorgung auf den Nahbereich begrenzt wurde.

Im Jahre 1952 war uns schon die Anmietung eines Privathauses in der Eichendorffstraße möglich, was unsere familiäre Situation erleichterte, die permanente Dienstbereitschaft „hinter der Bahn“ jedoch erschwerte. Zwar wurde unsere geräumte Wohnung von einer Apothekerin belegt, aber nicht selten wurde mein Vater durch Boten oder Telefon zur Apotheke gerufen.

Nach meinem Abitur am Ratinger Gymnasium begann ich meine zweijährige Lehrzeit als Apothekerpraktikant in Münster, welche mit der „Pharmazeutischen Vorprüfung“ abschloß. Mit diesem „Vorexamen“ war ein beachtlicher Status im Berufsrecht erreicht: man war zu allen in der Apotheke anfallenden Arbeiten berechtigt und konnte auch kurzfristig den Leiter vertreten. Zur Kriegszeit wurde „Vorexaminierten“, zumeist jungen Frauen, sogar die Leitung von Apotheken übertragen, wenn der Apotheker eingezogen wurde. Dieses Privileg der Vertretung des Apothekenleiters wurde den heutigen „Alt-Vorexaminierten“ später noch einmal gerichtlich bestätigt nach der Logik: „Was wir früher einmal mußten (Krieg), sollen wir heute etwa nicht mehr dürfen?“ Das eigentliche pharmazeutische Studium sollte sich zwar rasch an-



Clemens Niemann im Büro der Apotheke

schließen, aber da diese Studienplätze seit eh und je knapp sind (numerus clausus), wurde den häufig eher zur Heirat strebenden Damen immer wieder die Arbeits-erlaubnis verlängert. Seit den 70er Jahren gilt eine andere Studien-ordnung ohne vorgelegte Prakti-kantenzeit, aber in den heutigen Tariftabellen haben die „Alt-Vor-examinierten“ immer noch ihren Extrastatus. Der heutige „Mittel-stand“ der Apothekenmitarbeiter sind die „Pharmazeutisch-Techni-schen Assistenten“ (PTA) mit einer qualifizierten Fachschulaus-bildung.

Mein Studiengang führte mich über die Universitäten München und Mainz im Herbst 1958 als „Kandidat der Pharmazie“ in die Lintorfer Apotheke, woraufhin mir ein Jahr später die Approbation erteilt wurde. Für den Eintritt in die eigene Apotheke mit 26 Jahren war das eigentlich viel zu früh; es mußte aber sein, da die Kräfte meines Vaters spürbar nachließen und angestellte Apotheker nur noch schwer zu finden waren. Das Bundesverfassungsgericht hatte nämlich zu dieser Zeit gerade das alte Konzessionssystem der Apo- theken gekippt, und bei der nun geltenden Niederlassungsfreiheit wanderte viel Personal aus den bestehenden Apotheken ab.

Auch wir waren nicht mehr lange allein im Ort, und schon 1960 eta- blierte Frau Hildebrandt an der Duisburger Straße ihre „Herz- Apotheke.“ Sie war eine stets angenehme Kollegin, aber es fehl-

te nun doch ein beachtlicher Teil des Umsatzes, und „die Damen dort sind so freundlich... und die Apotheke ist auch viel schicker...“ Wir mußten also dringend nach- ziehen und rüsteten im Jahre 1961 gründlich um: Die Offizin wurde deutlich vergrößert, die Einrich- tung erneuert und Volmerts Haus erhielt eine frische Fassade. Mein Vater bekam noch mal einen neuen Schwung, und ich hatte so Gelegenheit, mich noch mal von Lintorf abzusetzen und in einer All- gäuer Apotheke Berufserfahrung zu sammeln. Aber schon nach weniger als einem Jahr mußte ich doch wieder heimkehren und mich hier „ins Geschirr“ legen las- sen.

Im Januar 1966 übernahm ich die Apotheke als Pächter; der Ertrag des damaligen Jahresumsatzes von 300.000 DM wurde zwischen Alt und Jung geteilt, auskömmlich, aber auch nicht üppig für beide Seiten. Ein Jahr später verstarb mein Vater im Alter von 70 Jahren, auch meine Mutter lebte bis zu ihrem Tode 1993 einzig aus dem Gewinn der Apotheke.

1968, als Lintorf etwa 10.000 Ein- wohner zählte, wurde die Basis wieder geschmälert durch Errich- tung der „Hubertus-Apotheke“, damals am Potekamp, und 1970 mit einer Apotheke in Angermund, von wo bis dahin viele Kunden kamen. Die Lage an der Anger- munder Straße schien mir nicht mehr günstig zu sein; es blieb nur die vage Hoffnung, daß die künf- tige Bebauung des Kirmesplatzes, was der heutige Konrad-Adenau- er-Platz ist, Belegung in diese Ecke bringen würde. Die Bauge- sellschaft „Wertbau“ ließ verlau- ten, daß sie dort eine weitere Apo- theke und Ärzte ansiedeln wolle, und ich suchte also heftig nach einem günstigeren Standort. Fün- dig wurde ich bei den Schwestern Frau Hiltrop und Frau Engemann, welche ihr altes Anwesen neben dem „Asyl“ an die Gemeinde abgetreten hatten und dafür das Lehrerhaus bei der alten Schule samt Garten erhalten hatten. Dies- es Besitztum verkauften sie an meine Frau und mich 1972, womit



Die neue Lintorfer Apotheke an der Speestraße. Sie trägt noch immer die schönen alten Buchstaben aus Eisen, die schon die alte Apotheke zierten

wir eine Option für einen besseren Standort hatten. Der Konrad-Adenauer-Platz entstand, ohne spürbare Aufwertung unserer bisherigen Lage.

Ein Neubau als Apotheken- und Ärztehaus wurde geplant und im Herbst 1979 begonnen, und 14 Monate später konnte die Lintorfer Apotheke ihr neues Gehäuse mit neuer Inneneinrichtung beziehen. Schlagartig verbesserte sich auch die Rentabilität, so daß die schwere Zinslast wohl bald tragbar erschien. Zwei Arztpraxen eröffneten gleichzeitig im Hause, dazu eine Zweigstelle der „Barmer Ersatzkasse“ und zwei Jahre später auch noch die 3. Arztpraxis.

Das alte Lehrerhaus wurde umgebaut und im Jahre 1982 eröffnete hier das „Lintorfer Reformhaus“ unter der Leitung von Frau Margarete Düwelhenke.

Es folgte ein gutes Jahrzehnt, obwohl die Zeiten für alle Gesundheitsberufe immer schwieriger wurden, denn alle möglichen Fortschritte mußten auch immer teurer bezahlt werden, und die Krankenkassen erreichten die Grenzen ihrer Leistungskraft. Bei sinkenden Margen und steigenden Kosten müssen die heutigen Apotheker mehr „Marketing“ betreiben, und mit diesem Fremdwort bin ich auch heute noch nicht recht vertraut. Seit 1988 gibt es

die „Post-Apotheke“ als vierte in Lintorf, und die hiesige Apothekendichte entspricht etwa dem deutschen Durchschnitt.

Mit Erreichen meines 60. Lebensjahres und nach 33 Jahren hinter dem Tresen habe ich ab Mai 1992 die Lintorfer Apotheke an meinen Kollegen Dr. Christian Heinrici verpachtet, welcher der Apotheke ein inneres Aussehen nach seiner Vorstellung gegeben hat.

Wenn auch die Personen wechseln, so besteht doch die gute Aussicht, daß die „Lintorfer Apotheke“ auch im nächsten halben Jahrhundert floriert und ihrer Aufgabe gerecht werden kann.

Norbert Niemann

Zunehmender Mond **M** *Aufbauen und Kräftigen*

Neumond **D** *Anregen und Erfrischen*

Vollmond **M** *Beruhigen und Ausgleichen*

Abnehmender Mond **N** *Entgiften und Entschlacken*

Die Kräfte des Mondes

Seit Jahrtausenden beschäftigen sich die Menschen mit dem Mond. Sein starker Einfluss auf die Erde verursacht die Gezeiten der Meere und lässt gewaltige Flutwellen hochsteigen. Und obwohl seine Auswirkungen auf unseren Organismus wissenschaftlich nicht belegbar sind, orientieren sich immer mehr Menschen am Stand des Mondes und greifen damit auf, was früher selbstverständlich war:

Ein Leben im Einklang mit der Natur, mitbestimmt durch die einzelnen Mondphasen.

Salus
Mond Phasen-Tee

Die Mondphasen gezielt nutzen und sich wohlfühlen

LINTORFER REFORMHAUS
Treffpunkt gesundes Leben
Spellsir. 6 40885 Ratingen

Die Geschichte der „Lintorfer Lichtspiele“

Man muß schon weit zurückdenken. Ein halbes Jahrhundert ist es schon her. Wer erinnert sich noch daran? Der Krieg lag einige Jahre hinter uns. Man fing gerade an, sich daran zu gewöhnen, daß die Geschäfte wieder alles hatten. Begriffe wie ‚Mangelware - Rationen - Lebensmittelsonderzuteilungen‘ waren fast schon vergessen. Lintorf war wie vor dem Krieg noch recht dörflich geprägt. Im Ort gab es noch große Ackerflächen, z.B. an der Duisburger Straße. Bauern mit Pferden und Landmaschinen gehörten noch zum Straßenbild. Der ‚Wilde Mann‘ gehörte auch dazu. Mit langer Peitsche über der Schulter, mit schweren Schritten ging er neben seinen gewaltigen Kaltblütern her und lenkte sein sperriges Langholzgespann mit Schimpfen und Peitschenknallen jeden Abend in Richtung Dampfsägewerk Kaiser. Heute klingt das fast lächerlich, aber es gab wieder so etwas wie eine Straßenbeleuchtung! Wenn sie auch nach heutigem Verständnis diese Bezeichnung kaum verdiente. Denn die ersten Straßenlampen nach



Der Holzfuhmann Josef („Jupp“) Jostkleigrewe war im Lintorf der 50er Jahre eine bekannte Persönlichkeit. Dazu trugen sein hervorragendes Fachwissen, seine Hilfsbereitschaft und seine Freundlichkeit nicht unerheblich bei. Weil er bisweilen bei seiner Arbeit gottserbärmlich fluchte, nannten ihn die Lintorfer der „Wilde Mann“

dem Krieg ähnelten mit ihren Emailleschirmen gängigen Stallaternen.

Aber wie war es in Lintorf zu dieser Zeit denn nun um Kultur und Unterhaltung bestellt?

Der Genuß des Radioempfangs z.B. beschränkte sich auf die Mittelwelle des „Nordwestdeutschen Rundfunks“ in Hamburg. UKW kam erst später in die Wohnungen. Und Fernsehen? - Man hörte, daß es so etwas in Amerika gab. Zerstreung und Unterhaltung boten allenfalls die Hand- und Fußballvereine auf dem Sportplatz „Am Sonnenschein“. Es gab einen starken Turnverein im Saal vom ‚U-ehm‘ Mentzen (Kothen). Es gab einen neu gegründeten Schachclub in der Gaststätte Plönes. Oder man quetschte sich in die Menschentraube vor der ‚Klömkesbud‘ der Frau Werminghaus und erkämpfte sich ein Eis zu 20 (= 2 Bällchen zu 0,20 DM) oder ‚e Blöske Brausepulver för fönnef Penning‘...

Über eine längere Zeit spielte an den Wochenenden im Saale Mentzen eine Ungarkapelle aus dem Lager an der Rehhecke zum Tanz auf („Bitte, bitte, bitte, lieber Geiger, mach Musik für mich...“). Später machte sich die Kapelle Mentzen einen Namen. An den Tanzabenden war der Saal, wie man sich denken kann, proppenvoll! Genauso war es, wenn im Saale Mentzen ein Wanderkino Filme zeigte. Oder die Laienspielgruppe aus Mülheim - Selbeck Bühnenstücke wie „Über Land und Meer“ mit dem fiesem Oberheizer Grimm aufführte.

Einer der größten Lacherfolge, die der Mentzensaal wohl je erlebt hat, war ein Elternabend des Kindergartens in der Vorweihnachtszeit. Der Kindergarten, der im „Klösterten“ sein Zuhause hatte, führte unter der erfahrenen Hand von Schwester Leocadis ein Bühnenstück auf, das, wenn ich mich recht erinnere, die vorweihnachtliche Hektik in der himmlischen Bäckerei und Geschenkeabteilung zum Thema hatte. Das Gedränge um eine Eintrittskarte zu diesen

Veranstaltungen war unbeschreiblich, das Geschiebe mit den lose im Saal stehenden Stühlen vor der Vorstellung infernalisches. Was den Lintorfern also an Unterhaltung geboten wurde, war nicht viel, aber ergötzlich und gefragt.

Kinos gab es in Ratingen. Nur es gab noch keine Busverbindungen! Das hieß, um 14.00 Uhr mit dem Zug nach Ratingen zu fahren. Entsprechend voll waren die Züge. Reichte das Geld nur fürs Kino, lief man zu Fuß oder fuhr per Fahrrad über die „Renn“ nach Ratingen. Man ging ins „Capitol“ oder in die „Schauburg“ und nahm, um überhaupt hineinzukommen, gerne eine Stunde Drängelei und Geschubse vor der Kasse in Kauf. Zur Not dann auch einen „Rasier-sitz“ direkt vor der Leinwand. Hauptsache - drin, und Marika Röck, Zarah Leander oder Johannes Heesters hören und sehen. Auf dem Nachhauseweg sang man voller Hingabe und im gleichen Tonfall (und Dialekt) die Schlager der Filmstars: „Üch wärrde jäde Nacht voon Ühnen trooii-määän..“ oder „Essa mussa wasa Wunderbarres saiin...“ Wie gesagt, für richtigen Filmgenuß mußte man mindestens nach Ratingen, wenn nicht sogar nach Düsseldorf.

Vor diesem Hintergrund muß man die Wirkung eines Gerüchtes verstehen, das in Lintorf fast einem Erdbeben gleich kam. Das Gerücht, das hier hartnäckig die Runde machte, besagte, daß in Lintorf ein Kino gebaut werden sollte! Und zwar auf Lückers Acker, den Häusern Duisburger Straße 29 - 31 gegenüber. Also genau vor ‚ons Nas‘.

Hoffnung und Zweifel hielten sich die Waage. Bis nach einigen Wochen jemand gesehen hatte, daß ‚jemand‘ auf dem Acker herumgemessen und lange Eisenstangen in die Erde geschlagen hatte. Für uns Jungen war es ein Kleines, herauszufinden, wo diese steckten. Jeder stellte sich auf eine der Eisenstangen, und daraus ergab sich ein großes, langes Rechteck. Das mußte es werden - unser Ki-

no! Und so war es denn auch. Denn schon nach einigen Wochen tat sich etwas.

Wenn ich mich recht erinnere, übernahm die Fa. Ickelrath von der ‚Krummenweger Straße‘ (heute Ulenbroich) damals die Ausführung der Maurerarbeiten. Das Kinogebäude lag etwa 20 Meter von der Duisburger Straße entfernt. Das große Hauptgebäude nahm den Zuschauerraum und in der ersten Etage den Vorführraum auf. Im ebenerdigen Vorbau befand sich der großzügige Eingang, die Eingangshalle, links die Toiletten und rechts die Kasse bzw. das Büro. Es dauerte einige Wo-

Schmidt von großem Nutzen war: Herr Heinrich (Schäng) Nüsser, und Herr Thureau, den der große Flüchtlingstreck Ende des Krieges nach Lintorf geschwemmt hatte.

Mit einer Handwinde wurden die schweren Betonplatten aufs Saaldach gehievt und in schweißtreibender Handarbeit auf die Querstreben des Daches geschoben. Das muß im Spätherbst 1949 gewesen sein. Ich erinnere mich, daß es an den Abenden früh dunkel wurde, so daß man beim Licht leistungsstarker Lampen weiter arbeitete. Räumten die Handwerker und Arbeiter endlich das Feld, gehörte die Baustelle uns Kindern.



Die „Lintorfer Lichtspiele“ in ihrem ursprünglichen Zustand Anfang der 50er Jahre

chen, bis der Rohbau fertiggestellt war. Wir warteten gespannt auf die Fertigstellung des Daches. Darüber lernten wir den Herrn des Hauses kennen, Hermann Schmidt aus Ratingen. Wie man sich erzählte, war er eigentlich gelernter Schreiner. Er betrieb bis in den Krieg hinein in der Nähe des Rather Bahnhofs schon ein Kino, wurde dort ausgebombt und machte nach dem Krieg hier in Lintorf einen neuen Anfang. Er war ein ungemein fleißiger Mann, dessen Markenzeichen über viele Jahre sein verwaschener, grauer Kittel und seine abgewetzte altmodische Skimütze sein sollte. Keine Arbeit war ihm fremd, so auch nicht das Eindecken des Saaldaches mit großen Betonplatten. Hierbei, und bei später noch anfallenden Arbeiten gingen ihm zwei Männer zur Hand, deren handwerkliches Geschick Herrn

Im gespenstischen Halbdunkel des Mondlichtes spielten wir im Rohbau des halbedeckten Saales mit viel Geschrei Fußball, Verstecken oder Räuber und Schanditz.

Es kam dann die Zeit der Handwerker. Die Installation machte ein Herr Schmidt befreundeter Installateur aus Ratingen-Tiefenbroich, und die Elektroinstallation besorgte Elektromeister Hubert Fettweis aus Lintorf. Besonders erwähnen möchte ich hier Schlossermeister Max Kolbe aus unserer Nachbarschaft, mit dem Herr Schmidt später noch viele Jahre freundschaftlich verbunden war. Er erledigte die Schlosserarbeiten am Kino: Die Treppe zum Vorführraum, die schönen Außenlampen, die Sicherheitstüren, die Außentore, Schaukästen u.v.a. Wie oft hat Max Kolbe seine eigene Arbeit zur

Seite gelegt, um ‚seinem Hermann‘ aus der Klemme zu helfen. „Max, du hast doch gerade nichts zu tun...“, eröffnete dieser häufig das Gespräch - mit einer Skizze hinter dem Rücken...

In der fortgeschrittenen Bauphase machte ich mich dann auch schon mal richtig nützlich - mit Bier holen. Oder ich mußte bei Butenberg Nägel oder sonst was besorgen. Letzteres immer gegen Quittung! Ich half beim Verlegen des Saalfußbodens, wobei Herr Schmidt mir zeigte, wie man Nägel sauber und fachgerecht einschlägt. Oben im Vorführraum schnurrte währenddessen geheimnisvoll ein Filmprojektor und ließ vorne auf der Leinwand ein paar Testbilder flimmern. Irgend jemand brachte das Gerücht auf, es gäbe gleich für uns eine Probevorstellung! Es war ein Gerücht.

Zwischenzeitlich wußte ich auch, daß Herr Schmidt nicht alleiniger Besitzer des künftigen Kinos war. Da gab es noch eine Frau Weyres, die wohl eine knappe Mehrheit im Unternehmen hielt. An ihrem Gestus erkannte man die Großstadt. Beider Rollen im Unternehmen waren entsprechend verteilt: Frau Weyres sorgte für feste Werbeeinnahmen aus dem Raume Ratingen und Düsseldorf, für den Reklameblock im Vorstellungsvorprogramm, und Herr Schmidt sorgte mit seiner Mannschaft für den reibungslosen Ablauf des Kinobetriebes.

Im Laufe der nächsten Monate ging das Kino allmählich seiner Fertigstellung entgegen. Bevor man jedoch die Saalbestuhlung montierte, hatte Herr Schmidt sich etwas Besonders ausgedacht. Er lud die ganze Nachbarschaft, ja den ganzen Ort zu einer Gratisfilmvorführung ein, quasi als Generalprobe! So zogen an besagtem Abend wahre Völkerscharen in Richtung Kino. Jeder mit einem Stuhl unter dem Arm und suchte sich in dem noch leeren Zuschauersaal den seiner Meinung nach besten Platz. Einige zogen während der „Vorstellung“ noch mehrmals um, um noch besser sehen zu können. Es war für alle Beteiligten ein Riesenerlebnis. Herr Schmidt aber gewann damit die Herzen der Lintorfer für sein Kino!

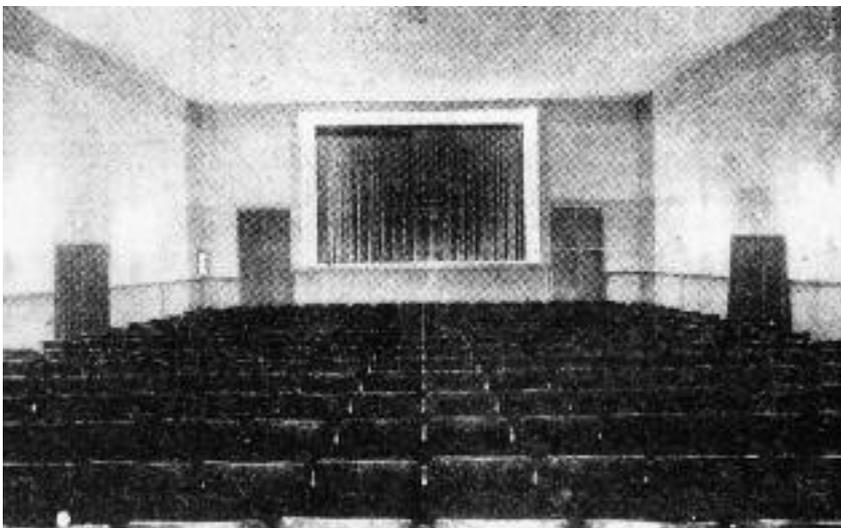
Nachdem die Bestuhlung mon-

Lintorfer Lichtspiele eröffnen

300 Sitzplätze — Moderne Anlage

LINTORF. Die „Hauptstadt“ des Angerlandes wächst immer mehr in ihre Rolle als Zentrum des umliegenden Gebietes hinein. Im Geschäftsleben und im Verkehr ist diese Entwicklung deutlich zu spüren und erfährt auch den kulturellen Bereich. Am heutigen Samstag

können, 300 Sitzplätze bietet der Zuschauer-raum; modernste Vorführapparate sorgen dafür, daß der Kinobesuch angenehm ist. Das sonst in die Städte fliehende Geld bleibt im Ort, und das Fahrgehalt kann man sparen. Viele Besucher wird man wohl auch aus Anger-



eröffnen vor einem geladenen Publikum die „Lintorfer Lichtspiele“ mit dem Film „Immer nur du“, in dem Johannes Heesters die Hauptrolle spielt.

Während bislang die Bevölkerung Lintorfs und der Nachbargemeinden auf den Kinobesuch in den benachbarten Städten oder die wöchentlichen Vorstellungen der Ringlichtspiele angewiesen waren, wird man jetzt nach Feierabend „mal eben“ zur Duisburger Straße gehen und in einem geschmackvoll eingerichteten Raum sich die Filme ansehen.

mund, Breitscheid und Hösel erwarten dürfen. Vielleicht können die Schlußzeiten der Vorstellungen mit den Abfahrtszeiten der Omnibusse in einen günstigen Einklang gebracht werden, damit der Filmgenuß nicht durch die Angst um den letzten Omnibus geschmälert wird.

Frau Weyres und Herr Schmidt haben als Unternehmer mit der Errichtung der Lintorfer Lichtspiele Wagemut und Unternehmungsgelbst gezeigt und bringen einen Lichtstrahl der großen Welt in die Gemeinde Lintorf.

Der Zuschauerraum der „Lintorfer Lichtspiele“.

Das Foto erschien in der „Rheinischen Post“ vom 25. März 1950

tiert war, hatten die ‚Lintorfer Lichtspiele‘ etwa 300 Sitzplätze. Der Unterschied der Sitzplätze des 1. und 2. Parketts lag in der Distanz zur Leinwand und der unterschiedlichen Kopfeigung nach hinten. Vom 2. Parkett (Rasiersitz) wirkten die Stars seltsam langköpfig und flach. Die hinteren Sitzreihen, „Sperrsitze“ genannt, verwöhnten die Zuschauer mit einer angenehmeren Kopfhaltung und einer dezenten Polsterung der Stühle. Die Eintrittspreise von DM 0,70 - 1,10 - 1,40 erscheinen uns heute fast unglaublich. Man muß sie natürlich vor dem Hintergrund der damaligen Einkommensverhältnisse sehen.

Es gab eine kinotypische Wand- und Bühnenbeleuchtung, die sich stufenlos auf- und abblenden ließ und den berühmten roten Teppich in den Seitengängen des Saales. Kurz, es war ein Kino, das sich sehen lassen konnte.

Am 24. März 1950 wurden die

Selbeck und Angermund. Vor der Kasse herrschten Zustände, wie man sie von den Ratinger Kinos her kannte. Große Menschenmengen drängten, schoben mit Schimpfen und Maulen zur Kasse. Man wußte, daß die Vorstellungen schnell ausverkauft waren. Um dem Platzbedarf gerecht zu werden, wurden kurzfristig Klappnestsitze (ohne Rücklehnen) montiert, und wenn es ‚hart‘ wurde, schaffte man zusätzlich noch die privaten Stühle der Familie Nüsser heran. Ja, einige Zuschauer versuchten sogar, die Kassiererin zu beschwätzen, ihnen einen Stehplatz zu verkaufen! Aber das ging nun wirklich nicht...

Lintorfer Lichtspiele

Wir eröffnen am Sonntag, dem 26. März,
und zeigen den Opernfilm

„IMMER NUR DU“

mit Johannes Heesters und Dore Komar

Anfangszeit: täglich 20.00 Uhr
sonntags 17.00 und 20.00 Uhr
sonntags 14.30, 17.00 und 20.00 Uhr
Kassenschließung eine halbe Stunde vor Beginn. (A)

Eröffnungsanzeige in der
„Rheinischen Post“ vom 25. März 1950

Das Chaos war *dann* komplett, wenn die Menschenmassen der zu Ende gegangenen Vorstellung durch den Menschenpulk der nächsten Vorstellung ins Freie drängten. Dieser Zustand beruhigte sich erst nach einigen Monaten.

Bei allem darf nicht vergessen werden, daß es ja noch im wesentlichen die Schwarz/Weiß-Filme der Vorkriegs- und Kriegszeit waren, die vorgeführt wurden. Vereinzelt gab es schon mal Nachkriegsfilmproduktionen. Farbfilme aber waren die große Ausnahme. - Es war noch die Zeit der großen Ufa-Stars. Wer kennt sie denn heute noch: Siegfried Breuer, Zarah Leander, Erich Ponto, Adele Sandrock („Na, - junger Mannnnn?“), Aribert Wäscher, das Filmekel vom Dienst, Hilde Krahl, Karl Raddatz, Albert Florath, René Deltgen (Kautschuk), und wie sie alle hießen. Oder Christina Söderbaum, die Süßwasserleiche, die in jedem Film irgendwie immer im Wasser endete. Da gab's die herrlich-melancholischen Ganghofer-Bergfilme mit Hansi Knotek und Paul Richter - richtige Zuschauer-magnete.



Programmblatt zum Eröffnungsfilm
„Immer nur Du“ mit Johannes Heesters

Die Vorstellungen waren täglich um 20.00 Uhr. Freitags und samstags gab es zusätzlich eine Spätvorstellung um 22.15 Uhr. Samstags begannen die Vorstellungen um 17.00, 20.00 und 22.15 Uhr. Sonntags um 11.00 Uhr war Kindervorstellung, in der es oft so laut zuing, daß man das Geschrei im Vorführraum bei laufenden Projektoren hörte. Die Kinder ließen sich noch mit Märchenfilmen begeistern! ‚Pat und Patachon‘, Cowboyfilme mit William Boyd, oder Ken Maynard mit seinem Wunderpferd Tarzan waren gefragt. Aber auch ‚Dick und Doof‘ oder Urwaldheld ‚Tarzan‘ waren echte Renner! Die weiteren Sonntagsvorstellungen folgten um 14.30, 17.00 und 20.00 Uhr.

Das Fahrrad gehörte damals zum alltäglichen Leben. So war es auch völlig natürlich, daß viele Kinobesucher, besonders jene von auswärts, mit dem Fahrrad zum Kino kamen, um von den Busverbindungen unabhängig zu sein. ‚Schäng‘ Nüsser hatte das gleich erkannt und im Schoppen hinter dem Kinosaal eine Fahrradwache eingerichtet, auf die ein großes Schild hinwies. Daß Besucher mit dem Auto kamen, war eher selten. Aber der allmählich einsetzende Motorradboom bestimmte so nach und nach das Bild des Kinovorplatzes. Man fuhr DKW - Tornax - NSU - Zündapp - ADLER - HOREX usw. Besonders stark vertreten waren die hier in Lintorf produzierten Motorräder und

‚Vespas‘ der Fa. Hoffmann. Das Röhren der Motorräder signalisierte der Nachbarschaft, ohne hinaussehen zu müssen, daß die Vorstellung zu Ende war.

Zur Kinomannschaft gehörten einige Damen, die den Zuschauerfluß vor den Vorstellungen als Platzanweiserin steuerten. In Erinnerung geblieben sind mir neben Frau Schmidt auch deren Schwägerin Fräulein Schmidt. Dazu Inge Nüsser, die heutige Frau Bauhofer, und Frau Schuur aus der Nachbarschaft, der wir übrigens heute das offensichtlich einzige existierende Foto des Kinos im ursprünglichen Zustand verdanken! Eine besondere Rolle spielte Frau Maria Nüsser. Sie sorgte über Jahre neben ihrer Tätigkeit als Platzanweiserin mit großer Umsicht auch für die Reinheit des Kinos. Sie war täglich mehrere Stunden mit und in ‚ihrem Kino‘ beschäftigt. Die Seele der ‚Lintorfer Lichtspiele‘ war zweifellos Frau Schanton, die neben der Büroarbeit auch die Kasse führte. Täglich kam sie, wenn das Wetter es einigermaßen zuließ, von Ratingen, wo die Schantons an der Böcklerstraße einen Kohlenhandel betrieben, mit ihrem Schäferhund ‚Rex‘ zu Fuß nach hier. Sie war eine sehr umtriebige Seele und kümmerte sich einfach um alles: Versand, Filmverträge oder Buchhaltung usw. Wo sie auch immer auftauchte, verbreitete sie gute Laune mit ihrem herzlichen Lachen. Hin und wieder sprangen schon mal die damals noch unverheirateten Töchter der Frau Weyres, Else und Marianne, beim Kassendienst ein. Beide waren von sehr sympathischem und freundlichem Wesen. Frau Weyres selbst wohnte zu der Zeit hier an der ‚Krummenweger Straße‘. Nachdem Tochter Else nach Wuppertal, und Tochter Marianne den damaligen Juniorchef des Ratinger Fahrwerkeherstellers Tapper an der Kaiserswerter Straße ehelichten, sah man diese nur noch selten im Kino.

Was mich betraf, faszinierte mich der Kinobetrieb vom ersten Tag an. Es war die Atmosphäre schon beim Betreten des Zuschauersaales. Das geheimnisvolle Dämmerlicht vor der Vorstellung und der herrliche Sound der Kinolautsprecher. Zu Beginn einer Vorstellung gab es (aus steuermindernden

Gründen) immer einen meist öden Kulturfilm. Aber spätestens wenn sich der rotierende Globus der ‚Fox-Tönende Wochenschau‘ auf dem sich öffnenden Vorhang zeigte und die markante Musik ertönte, erstarb jedes Gespräch im Saal, und es machte sich spannungsvolle Stimmung breit. Nach dem ‚Vorspannteil‘ als Programmvorschau der kommenden Woche folgte der erwähnte Dia-Werbeblock sich empfehlender Geschäfte. Eine langweilige Geschichte fürs Publikum, brachte aber Geld in die Kasse. Die Platzanweiserinnen nutzten diese Zeit, um im Dämmerlicht des Saales mit einem Bauchladen ‚Langnese-Eis‘, Drops, Eiswaffeln, Karamelbonbons, oder ‚Hillers Pfefferminz‘ zu verkaufen. Wer Bedarf hatte, suchte prophylaktisch noch die ‚Örtlichkeiten‘ auf, oder rauchte vor dem Kino noch schnell eine Zigarette. Aber dann ließ man sich fortreißen in die Traumwelt der Stars, der Liebe und Abenteuer. Großer Beliebtheit erfreuten sich die zu jedem Film erhältlichen Filmprogramme, die ‚Film-Illustrierte‘ zu 0,10 DM. Mit ihnen überbrückte man die Zeit bis zum Beginn der Vorstellung. In ihnen erfuhr man alles über den Inhalt des Films und die Stars. Diese Heftchen blieben bis heute begehrte Sammel- und Tauschobjekte aus einer guten alten Filmzeit.



Das Programmblatt zum Film
„Der Postmeister“ mit Heinrich George
und Hilde Krahl

Was mich besonders interessierte, war natürlich die Technik unseres Filmtheaters. Ich ‚hing‘ viele Stunden meiner Nachmittage am Kino herum und versuchte, mich unentbehrlich zu machen, indem ich für jeden ansprechbar war, um etwas erledigen zu können. Die erste große Aufgabe fiel mir mit der Verteilung der Filmplakate zu. Hierfür erhielt ich das fürstliche Salär von DM 10,- die Woche! Wichtiger war aber, daß ich mir alle Filme gratis ansehen konnte, d. h., soweit sie mich nicht sittlich gefährdeten! (Ein halbnackter Busen galt schon als abgrundtiefe Pornographie!) Zweimal die Woche fuhr ich dafür die Plakate per Fahrrad zu verschiedenen Stellen hier in Lintorf: Zu Gaststätten und wo sonst Schaukästen der „Lintorfer Lichtspiele“ standen. Aber auch nach Tiefenbroich, Angermund, Selbeck und Breitscheid gingen Plakate.

Wie es sich für ein richtiges Kino gehörte, mußte der aktuelle Film nach außen ansprechend präsentiert werden. Dazu hatte Herr Schmidt eine Art wulstigen Bilderahmen von etwa 1,50 x 5,00 Metern bei Max Kolbe bauen lassen, den er auf das Dach des Kinovorbau montierte. Eine bemalte Leinwand, die in diesen Rahmen paßte, war die Werbefläche für das laufende Filmprogramm. Die künstlerische Ausführung wurde Herrn Walter Möser vom Thunesweg übertragen, dem wir übrigens eine ganze Anzahl Radierungen längst verschwundener Lintorfer Gebäulichkeiten und Kotten verdanken. Mehrmals in der Woche kam Herr Möser mit seinem alten Damenfahrrad angefahren. Auf dem Gepäckträger eine uralte, verschlissene, ehemals braune Aktentasche, in der er seine Malutensilien transportierte. Ich konnte mich nicht sattsehen, wie er im Schoppen hinter dem Kinosaal in Riesenlettern den Filmtitel und die Namen der Stars in wenigen Stunden gekonnt auf die große Leinwand brachte. Manchmal zauberte er auch noch das Konterfei des Hauptdarstellers mit auf die Leinwand. Daß es dabei schon mal etwas mit der Ähnlichkeit haperte, wurde schmunzelnd zur Kenntnis genommen. Als es z. B. einmal Zarah Leander sein sollte, meinte Herr Schmidt: „Also Walter, ich kann mir nicht helfen, aber die

sieht aus wie die Mutter von Mari-ka Röck!“. Den das aber nicht erschütterte. Schließlich gehörten solche künstlerischen Ergüsse nicht zu seinem Auftrag und wurden auch nicht bezahlt. Gemalt wurde mit Leimfarben. Die Farbpulver holte ich Herrn Möser im Farbengeschäft Wagner an der Speestraße. Bis dahin wußte ich, daß es ‚Knallrot‘, ‚Giftgrün‘ oder ‚Himmelblau‘ gab. Nun lernte ich, daß es ‚Tizianrot‘, ‚Umbra‘ und ‚Ultramarin‘ gab.

Die Verkäuferin Helga bei Wagner, die heutige Frau Wilde, kannte mich schon und stellte mir aus den vielen kleinen Holzschubladen das Farbsortiment zusammen. Herr Möser rührte die Farben mit Wasser an und gab etwas Leim hinzu. Zuviel Leim durfte es nicht sein, denn dann ließ sich das Kunstwerk später nicht mehr abschrubben. Walter Möser erlitt im Krieg an der linken Hand schwerste Erfrierungen, die ihm zeitlebens zu schaffen machten. Zum Schutze trug er deshalb die Hand in einer Art Lederschiene. Diese Behinderung zwang ihn, alles mit seiner Rechten zu machen. So war z. B. auch das Abschrubben der alten Beschriftung für ihn mit großen Mühen verbunden. Herr Nüsser oder ich nahmen ihm das häufig ab. Ebenso das Weißen der großen Leinwand mit Leimkreide und Quast.

Noch während die letzte Vorstellung eines Filmes lief, wurde die



Der Grafiker und Maler der Filmreklame für die „Lintorfer Lichtspiele“, Walter Möser, im wohlverdienten Ruhestand

neue Filmreklame von Herrn Schmidt und Herrn Nüsser in den Rahmen aufs Dach gehieft. Das war normalerweise kein Problem. Anders war das, wenn herbstliche Stürme das Kino umtosten. Dann brauchte man, um das Transparent auf dem Dach zu bändigen, auch schon mal vier gestandene Männer. Denn es war vorgekommen, daß Herr Schmidt die Kraft der Winde unterschätzt hatte und er samt dem Transparent fast vom Dach gefegt worden wäre, wenn er es nicht noch rechtzeitig losgelassen hätte. Für die Filme der Spätvorstellungen gab es ebenfalls ein bemaltes, kleineres Transparent, daß man aus Platzmangel unterhalb des großen Rahmens unter der Dachrinne anbrachte.

Es gab Tage, an denen Herr Schmidt vor Wut puterrot anlief und Walter Möser breit grinste. Das waren die Tage nach einem Unwetter, mit Winden von West. Der Regen hatte Möasers Kunstwerk bis aufs Gewebe abgewaschen! Nicht mal die Spur von Farbe war auf der Leinwand geblieben! Natürlich war Walter Möser Schuld. Er hätte mal wieder am Leim gespart.... Walter Möser grinste: Denn es mußte noch mal gemalt (und bezahlt) werden! Nach ein paar Tagen, beim Schnäpschen, wurde von beiden darüber geflucht und herzlich gelacht.

Nach einigen Jahren trennten sich die Wege von Walter Möser und Hermann Schmidt. Letzterer hatte sich nämlich etwas Geniales einfallen lassen - wie er meinte. Statt der Leinwand montierte er nun eine lindgrün - gestrichene Blechwand in den großen Rahmen! Clou daran war, daß er sich große Lettern aus Blech in drei Größen beschafft hatte, sie nach Größe verschiedenfarbig anstrich und rückwärtig mit Magneten versah. Mit diesen Haftlettern konnte er nun selbst die Filmtitel kostengünstig zusammenstellen. Als reine Information für die Vorbeigehenden mochte das ja noch angehen, aber es fehlte natürlich die ‚künstlerisch - mösersche‘ Ausstrahlung. Ausgesprochen lustig wurde es, wenn Hermann Schmidt das Opfer seiner eigenen Knickrigkeit wurde. Bei längeren Filmtiteln z. B. reichten oft die Buchstaben einer bestimmten Größe nicht. Also nahm

er den einen oder anderen Buchstaben aus einer kleineren oder größeren Buchstabengruppe (und anderer Farbe). Gleiches passierte bei den Namen der Filmschauspieler: Hier erschien mitten im Namen plötzlich ein viel zu großer oder zu kleiner und farblich anderer Buchstabe. Kurz, die neue Filmwerbung hatte manchmal den Charme und Charakter eines Rebus-Rätsels. Da gab es häufig ungewollte Lacher, auch wenn der Inhalt des Films an sich eher trauriger Natur war.



Das Programmblatt zum Film „Die Ratten“ mit Maria Schell, Curd Jürgens, Heidemarie Hatheyer und Gustav Knuth

Ein weiterer Anlaß, fuchsteufelswild zu werden und wie ein Rohrspatz zu schimpfen, war für ihn die „Freiwillige Filmkontrolle“. Eine Institution, die der katholischen Kirche nahestand. Sie hatte sich die Beurteilung von Spielfilmen für katholische Kinobesucher zur Aufgabe gemacht. Auf der linken Seite unserer schönen ‚St. Anna-Kirche‘ z.B. wurden in einem Schaukasten die aktuellen Filme der ‚Lichter Lichtspiele‘ für Leute, die es interessierte, „besprochen“.

Mir fiel die Rolle des Informanten zu, Herrn Schmidt den Inhalt dieser Beurteilungen nahezubringen. Haarklein mußte ich ihm berichten, notfalls die Beurteilung auch abschreiben. Wenn ich zurückdenke, daß selbst Filme wie „Die Feuerzangenbowle“ mit Heinz

Rühmann hier keine Gnade fanden, war das oft schon lächerlich, was dort zur Wahrung der Moral geschrieben wurde. Jede Woche schickte mich „Onkel Hermann“, wie ich ihn inzwischen hinter seinem Rücken nannte, zu seinem persönlichen Ärger zur Kirchenwand, ließ sich anschließend berichten und geriet darüber jedesmal prompt auf die Palme. Selbst traute er sich dort nicht hin. Da wechselte er vorher lieber die Straßenseite und landete grollend bei ‚Plönes‘ oder ‚Mecklenbeck‘.

Wenn ich hier jetzt etwas Technik ins Spiel bringe, so muß ich erst einmal von der Heizung des Zuschauersaales sprechen. Sie bestand nämlich aus einem simplen übermannsgroßen Kanonenofen, der vorne links neben der Leinwand in einer Art verkleideten Nische stand. Um es in der Abendvorstellung im Saal erträglich warm zu haben, mußte er gegen Mittag angeheizt werden. Was selten ohne verqualmten Saal gelang. Zwischen den Vorstellungen der Wochenenden wurde er tüchtig mit Koks aufgefüllt, damit er die Vorstellung auch durchhielt. Wurde das vergessen, und es mußte während der Vorstellung nachgestocht werden, wurde der von der Ofenglut hellbeleuchtete Heizer schnell zur Zielscheibe allgemeinen Gelächters.

Eine weitere Spezialität des Hauses war die Belüftung des Saales, die es in den ersten Monaten nicht gab. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Luftqualität des Saales bei 300 eng beieinander sitzenden Zuschauern nach kurzer Zeit der eines Pumakäfigs nicht unähnlich war. In der wärmeren Jahreszeit behalf man sich mit dem Öffnen der Notausgänge. Im Winter war diese Art der Klimatisierung nicht angebracht. Aber hier konnte Frau Schmidt ihre Erfahrung als langjährige Filmtheaterfrau ins Spiel bringen: In Form einer verchromten, überdimensionierten, aber fies-klebrigen Hand-spritze. In der Art, wie man sie bei ‚Wilhelm Busch‘ als Klistier findet. Mit einer solchen bewaffnet lief sie, während der Film lief, durch den Saal und versprühte mit ihr parfümierte Wässerchen in riesigen Wolken über das Publikum, wie sie meinte, zur Verbesserung

der Luft! Besonders imposant war die Duftwolke, wenn diese sich im Lichtschein des Projektors breit machte. Was mit einem allgemeinen Aufstöhnen quittiert wurde („Puh, pfui! - Aufhören! ...Was ist das denn?“). Aber da war Frau Schmidt unerbittlich! Was für die Leute gut war, wußte sie am besten.

Ja, Frau Martha Schmidt - „Tante Matta“ nannte ich sie - wenn sie nicht dabei war. Sie war eine kleine, etwas drahtige Erscheinung, immer mit Vorsicht zu genießen, denn sie war nur mit einem Minimalhumor versehen und hatte für jeden schnell kleine Zurechtweisungen zur Hand. Ihre Markenzeichen waren ein uraltes, ein wenig verschlissenes Pelzcape, das noch aus der Zeit des „Blauen Engels“ stammen mußte, und ihr kleiner Dackel ‚Hexe‘, den sie mit all‘ ihrer Liebe, der sie fähig war, verwöhnte. „Tante Matta“ war von etwas unverbindlicher, steriler, aber gut gemachter Freundlichkeit, mit der sie jeden auf der Straße als potentiellen Kinobesucher grüßte. Jeden Tag gegen 15.00 Uhr kam sie mit trippelnden Schritten und „Hexlein“ am Leinchen durchs Tor. In der Tasche den heiß ersehnten Henkelmann für ‚Onkel Hermann‘, der sich gar nicht erst mit der Eßgabel aufhielt, sondern gleich zum Löffel griff.

„Tante Matta“! Sie bestimmte, welche Schallplatten vor der Vorstellung und während der Werbung gespielt werden durften. „Heideröschchen“ war ihr zu neumodisch - „Der dritte Mann“ mit Anton Karas ging gerade noch. Weil der aber wochenlang bei der Werbung gespielt wurde, hing er den Leuten schon zum Halse heraus. Die „Toselli -Serenade“ z. B. hielt ‚Tante Matta‘ für die Kinomusik! Also das Schallplattenrepertoire der ersten Jahre war so eine Sache. Es war ein Sammelsurium von Potpourris und Uraltplatten mit z.B. Richard Tauber, Erna Sack oder alten Märschen. Diese Relikte stammten wohl noch aus ihrem ersten Kino in Düsseldorf-Rath. Weshalb sie wohl auch an dieser Musik so hing, als Erinnerung an die gute alte Kinozeit. Diese ‚Schätzchen‘ mußten alle noch mit 78 U/min abgespielt werden. Der Tonabnehmer besaß

noch keinen Saphir, sondern wurde mit altherwürdigen Grammophonnadeln betrieben, die natürlich die Neigung hatten zu verschleifen. Da sie aber ein paar Mark im Dutzend kosteten, drehte ‚Onkel Hermann‘ sie ein paarmal bis sie wirklich stumpf(!) waren. Ja, ich erwischte ihn dabei, daß er versuchte, sie mit einem Speckstein wieder anzuspitzen...! Man kann sich vorstellen, wie die so malträtierten Schallplatten klangen: „Sch-ch-sch-ch-sch-ch...“ und dazwischen Erna Sack...



Programmblatt zum Film „Der dritte Mann“ mit Joseph Cotten, Alida Valli, Orson Welles und Trevor Howard

„Tante Matta“ saß häufig am Tonsteuer des Saales und steuerte von dort die Lautstärke. In dieser Funktion machte sie von dort gerne den „Vorlacher“. D.h. kam eine Stelle im Film, die sie als lustig empfand, hörte man hinten links aus ihrer Ecke ihr helles und markantes „Hühühüh“, und jeder wußte: *Die Szene ist lustig*. Einige Leute taten ihr den Gefallen und kopierten ihr Lachen und es erscholl ein vielstimmiges „Hühühüh“ im Saal...

Technisches Kernstück des Kinos war natürlich der Vorführraum, der für mich zwar streng tabu, dafür aber um so interessanter war. Zugänglich war er ausschließlich über eine eiserne Treppe auf der linken Außenseite des Gebäudes. Nicht die Technik und Maschinen waren die Ursache des Verbotes, sondern das damals

noch übliche hochfeuergefährliche Nitrofilmmaterial, das in erheblichen Mengen dort gelagert wurde. Entsprechend aufwendig waren die Sicherheitsvorkehrungen und -einrichtungen: Automatisch schließende Feuerschutzklappen zum Saal hin, feuerfeste Türen und in die Wand eingelassene Hartholzfächer zur Aufbewahrung der Filmrollen. An einer Wandseite stand ein viereckiger mit Wasser gefüllter Blechbehälter. In den, erzählte mir ‚Onkel Hermann‘, müsse der Vorführer im Falle eines Filmbrandes die brennende Filmrolle mittels einer nassen Decke werfen. Das wäre natürlich Schwachsinn! Er empfahl immer: Stiftengehen! Aber die Filmschnipsel die beim Reparieren der Filme anfielen, wurden von ihm in einer verschließbaren Blechdose sorgfältig aufbewahrt! Zu Silvester machte er sich dann den Spaß, die Filmschnipsel des vergangenen Jahres draußen in einer großen Stichflamme schlagartig verzischen zu lassen.

Im Vorführraum standen zwei Filmprojektoren. Der neuere von beiden war ein Produkt der Fa. „AEG“, der betagtere begann seine Tage bei „Zeiss-Ikon“. Als Lichtquelle dienten in beiden Maschinen Kohlebogenlampen. Später ersetzte man sie durch Xenonlampen. Diese erreichten zwar nicht deren Lichtintensität, mußten dafür aber auch nicht laufend kontrolliert werden. Auch blieben Maschinen, Spiegel und Objektive länger sauber. Aber das war, wie gesagt, noch Zukunft.

Obwohl es streng verboten war, den Vorführraum zu betreten, drückte ‚Onkel Hermann‘ ein Auge zu, und ich hatte des öfteren Gelegenheit, mir anzusehen, wie er eine Vorstellung ‚durchzog‘. Dann kam alles wieder wie gehabt: Ich machte mich nützlich! Und nach einiger Zeit hieß es: „Paß mal auf die Kohle und den Brennpunkt auf ‚Spul‘ mal den Akt zurück. Schick mal die Dias durch“ usw. Ich lernte, Filme sauber zu kleben und fürs Programm oder Versand fertig zu machen. Ich lernte saubere ‚Übergänge‘ (Bildwechsel v. einem Projektor zum andern) zu machen.

Bald kamen nur noch Sicherheitsfilme in die Kinos! Von da an ließ mich Herr Schmidt alleine die Pro-

jektoren bedienen und gönnte sich unten im Büro schon mal ein Ruhepäuschen. Mit der Zeit wurde ich perfekt im Vorführraum und in der Vorführtechnik. Verstärker, Batterieraum, die Notbeleuchtung, Lampenwechsel kein Problem mehr für mich. ‚Onkel Hermann‘ vertraute mir völlig. Nach einem Zeitplan teilten wir uns schließlich die Vorführungen. So hatte er etwas Freizeit und ich ein paar Mark in der Tasche.

Farbfilme kamen nun verstärkt in die Kinos: ‚Technicolor‘ verwöhnte die Zuschauer mit dezemtem Gelbstich, wo gegen ‚Agfacolor‘ das Grün favorisierte. Was soll’s, es waren Farbfilme, und sie waren sehr gefragt!

Für ‚Onkel Hermann‘ zog am Horizont wieder Unbill auf: Mit den Farbfilmen kamen neue Bildformate auf den Markt. Neben dem normalen Bildformat kamen Breitwand, Superbreitwand und schließlich das fantastische ‚Cinemascope‘. Riesige und „schweineteure“ Objektive (Onkel Hermann) mußten hierzu angeschafft werden. Sogenannte Anamorphoten. Auch die Leinwand mußte auf Großformat gebracht und mit flexiblen Seitenmasken versehen werden. Die Vorführtechnik verkomplizierte sich um einiges. Aber um im Geschäft zu bleiben, waren diese Investitionen unumgänglich. ‚Onkel Hermann‘ war zwar einige Tage danach nicht zu genießen, aber er wußte: da mußte er durch.



Programmblatt zum Farbfilm „Rose Bernd“ mit Maria Schell, Raf Vallone und Käthe Gold

Das Ehepaar Schmidt hatte keine Kinder. Es waren Leute ohne Extravaganzen. Leute mit recht normalen Bedürfnissen, die sich ganz dem Filmtheater verschrieben hatten. Der Freundeskreis war klein. Er beschränkte sich auf Leute, die sie durch das Kinogeschäft seit vielen Jahren kannten. Oft waren es selbst eingeschworene Kinobesitzer. Ausnahmen waren ‚Onkel Hermanns‘ Freundschaften zu Max Kolbe und seinem direkten Nachbarn Josef Backes, die er sorgfältig ‚pflegte‘. Mit letzterem verabredete er sich des öfteren in dessen Lieblingskneipe ‚Plönes‘ an der Bahnschranke. Hierzu lud man gerne Schlossermeister und Frohnatur Max Kolbe zu einer ‚informativen Dreierunde‘ ein. Max Kolbe fehlte als Jungunternehmer naturgemäß die Zeit dazu, ließ sich aber hin und wieder überreden, obwohl ihm die Folgen geläufig waren. Natürlich fehlte dem damals noch jungen Mann die ‚Standfestigkeit‘ der beiden Kumpane. Weshalb sie ihn schulterklopfend und gespielt mitleidig ‚unser Baby‘ nannten.

Diese Freundschaften reichten bis ins private Feiern, bei dem es ausgesprochen familiär zuging. Die große Eingangshalle war Schauplatz dieser Ereignisse. Hier feierten die Familien Schmidt/Weyres mit Bekannten und eben diesen Freunden nicht nur rauschende Silvesterfeten, sondern auch die Silberhochzeit des Ehepaares Schmidt. Werner Rieder aus der Nachbarschaft sorgte mit seinem „Quetschebüdel“ dafür, daß es stets eine lange, lange Nacht wurde. Max Kolbe weiß da manche Anekdote zu erzählen ...

Ihre Freizeit verbrachte Familie Schmidt gerne in Düsseldorf. Man erfüllte sich dort ein paar kleine Wünsche, sah sich gerne neue Filme und neu eröffnete Filmtheater an. Oder sie folgte Einladungen der Filmverleiher zu Filmpremierer. Auf dem Rückweg zum Kino, blieb ‚Onkel Hermann‘ schon mal in der Lintorfer Bahnhofsstätte hängen und vergaß dann dort, daß er Vorführdienst hatte. Ein Telefon(hilfe)ruf vom Kino rief ihn schnell zur Ordnung und auf den Plan, wo er dann erst im allerletzten Moment eintraf. Durch seine Hektik waren dann die Probleme natürlich vorprogrammiert. Da

fehlten schon mal Ton oder Bild, oder beides. Oder er bekam mit o.g. Anamorphoten Probleme. Diese ‚Entzerrungsobjektive‘ mußten sehr präzise in der Objektivführung eingepaßt werden, damit die Projektionsbilder horizontal und vertikal exakt dargestellt wurden. Er erwischte dann schon mal die falsche Markierung, wodurch Anita Ekberg ihren tollen Busen überall hatte, nur nicht da wo er hingehörte. Schlimmer wurde es, wenn er die Filmrollen vertauschte und die Filmhandlung total entstellte. Unten piff dann das Publikum, was die Finger hergaben und oben hörte man ‚Onkel Hermann‘ fluchend die Filmrollen schmeißen. Das waren natürlich Ausnahmen, es kam aber vor...

sich kein geringeres als das Kölner ‚Millowitschtheater‘ mit dem „Etappenhasen“ hier die Ehre und strapazierte mit ihm die Lachmuskeln der Lintorfer! Wer erinnert sich heute noch daran? Dieses Theater tingelte damals ziemlich mittellos über Land und kam auch nach Lintorf. Allerdings, die Ausstattung war wohl mehr als spärlich. Sie bestand im wesentlichen aus einigen Kostümen und einem schwarzen Tuch, das man vor die Bildwand hängte. Auch an Requisiten fehlte so ziemlich alles. Man lieh sich Tische und Stühle für die Bühne in der Nachbarschaft bei der Familie Nüsser. Frau Schuur von gegenüber half mit einigen Sesseln und einer Nähmaschine aus, mit der sich die Künstler Vor-



Bei dieser Seitenansicht der „Lintorfer Lichtspiele“ erkennt man an der helleren Farbe die Erweiterung der Halle im hinteren Bereich

Der Zuschauerboom hielt Jahre an. Herr Schmidt vergrößerte nun die „Lintorfer Lichtspiele“ nach hinten um weitere 100 Sitzplätze. Mit dem Umbau verschwand auch der Heizofen aus dem Zuschauerraum in einen etwas tiefer gelegten Kellerraum hinter dem Saal. Dort stand er, als echte ‚Onkel-Hermann-Erfindung‘, in einer gemauerten Kammer, durch die die kalte Luft des Saales mittels eines Exhaustors gezogen und gewärmt dem Saal wieder zugeführt wurde. Es war eine simple, aber sehr wirksame Lösung des Heizproblems.

Bei der Verlängerung des Saales hatte Herr Schmidt sich auch einen alten Wunsch erfüllt: Den Einbau einer Bühne! Sie war zwar nur wenige Meter tief, aber es war eine richtige Bühne. Immerhin gab

hänge und sonstiges nähten. Doch als schließlich alles perfekt schien, gab es wieder ein Riesenproblem: Es fehlte der Hase! Wieder schwärmten die Künstler aus und wurden abermals in der Nachbarschaft fündig: Herr Fasoli von gegenüber half ihnen mit einem Stallhasen aus und rettete damit die Vorstellung! Improvisation war eben alles!

Großer Beliebtheit erfreuten sich die Kindervorstellungen mit dem „Wuppertaler Puppentheater“. Es war noch ein Puppentheater alten Schlages mit Kasper, Seppel und Gretel. Kasper war immer Herr der Lage und die Welt in Ordnung. Diese Vorstellungen fanden sporadisch an Sonntagvormittagen um 11.00 Uhr statt und waren meist restlos ausverkauft (DM 0,40). Der



Die „Lintorfer Lichtspiele“ in den 60er Jahren. Der Eingangsbereich wurde aufgestockt. An der Seite erkennt man die eiserne Treppe, die zum Vorführraum hinaufführte

begeisterte Lärm („Kasper! Kasper! Kasper! Kasper!“) der Kinder war bei diesen Veranstaltungen unbeschreiblich. Schade, daß es das heute so nicht mehr gibt.

Um dem Zeitgeist gerecht zu werden, machte sich Herr Schmidt nach einigen Jahren an die Umgestaltung des Zuschauersaales. Die nicht mehr zeitgemäße, gestrichene Wandverkleidung verschwand hinter einer grünlichen, faltig drapierten Wandbespannung. Die großen Seitenleuchten wurden durch eine Indirektbeleuchtung an der Decke ersetzt. Damit nicht genug, Herr Schmidt änderte den kompletten „Sperrsitz“. Diese Sitzreihen wurden erhöht und mit einer grün-goldenen Wandpolsterung allseitig eingefasst und hießen fortan „Loge“. Um dem hier sitzenden Zuschauer das Gefühl von Exklusivität zu vermitteln, saß dieser hier nun erhöht auf dicken Polstersitzen und von den übrigen Zuschauern dezent separiert. Das war ein Kinogefühl hier zu sitzen! Der neu gestaltete Zuschauerer Raum war eine gelungene Arbeit von Herrn Schmidt und seinen Mitarbeitern und brauchte den Vergleich zu städtischen Filmtheatern nicht zu scheuen. Die ersten Vorstellungen im neuen Gesicht empfanden die Zuschauer als kleine Premiere. War Herr Schmidt eine Sache wie diese gut gelungen, war ihm die Genugtuung tagelang anzusehen: Er schmunzelte!

Es kamen nun Jahre, in denen nicht nur Vereine und andere Institutionen den negativen Einfluß des

Fernsehens zu spüren bekamen, sondern auch die Filmtheater. Herr Schmidt, als umtriebiger Unternehmer, suchte nach ‚Finanzausgleich‘. Seine neue Bühne war ihm hier von Nutzen. Sie wurde in so manchen Nachmittagsstunden zum Schauplatz von Werbeveranstaltungen für Heizdecken, Dampfkochtöpfe u.a.. Auch stockte er den Vorführraum auf. Hier entstand eine geräumige Wohnung, die lange das Zuhause einer vierköpfigen griechischen Familie war, die sich auch wieder im und am Kino nützlich machte.

Von beträchtlicher Tragweite für die „Lintorfer Lichtspiele“ war in der Folgezeit die Etablierung einer Konkurrenz im ehemaligen Saal der Gaststätte „Mecklenbeck“: Das

„UNION“! Dieses Filmtheater hatte sich ein Mettmanner Unternehmer einfallen lassen, der schon andernorts mehrere Filmtheater dieser Art betrieb. So mancher fragte sich, welchen Wert ein zweites Kino für Lintorf wohl haben könne? Vom größeren Filmangebot einmal abgesehen. Wirtschaftlich konnte es nicht viel Sinn machen. Denn schon damals zeichnete sich ab, daß die großen Zeiten der Filmtheater und des großen Publikums vorüber waren. Also ‚krebsten‘ beide Kinos einige Jahre nebeneinander her. Nun, das „Union“ stellte nach relativ kurzer Zeit seinen Betrieb wieder ein und stand zum Verkauf. Das Gespann Schmidt/Weyres griff sofort zu, um einer Konkurrenz zuvorzukommen. Das „UNION“ wurde von Herrn Schmidt und mir technisch wieder auf ‚Vordermann‘ gebracht, ging wieder in Betrieb und überlebte letztlich das alte Kino um einige Jahre. Es war ein rationell zu führendes Kino. In einigen technischen Details sogar besser ausgestattet als die „Lintorfer Lichtspiele“. Frau Schmidt führte dort meistens die Abendkasse, Platzanweiserinnen gab es in wechselnden Besetzungen. Gut ein Jahr machte ich dort die Filmvorführungen, während Herr Schmidt sich um die „Lintorfer Lichtspiele“ kümmerte. Aber der enorme Zuschauerschwund dieser Tage gegen Ende der 60er Jahre zwang die Betreiber zu einer Entscheidung. Und damit begann das traurigste Kapitel unseres alten Kinos.



Das „UNION“-Filmtheater neben der Gaststätte Mecklenbeck. Es ist Schützenfest in Lintorf, und das 1958 gegründete Marine-Korps ist neben seinem Vereinslokal angetreten. Seit 1963 nennen sich die Matrosen, Maate und Bootsleute allerdings Andreas-Hofer-Korps!

1970, nach 20 Jahren, schlossen unsere „Lintorfer Lichtspiele“ für immer ihre Pforten. Einiges an technischem Inventar wechselte meistbietend den Besitzer. Großer Beliebtheit erfreuten sich die Kinoklappstühle, die für DM 20,- das Stück in so manchen Partykeller oder Fahrschulraum wechselten, und vieles, an dem Herr Schmidt mit seinem ganzen Herzen hing, das er so viele Jahre liebevoll gepflegt hatte, war nun wertlos und wanderte in den Schrott. Ich hätte in diesen Tagen nicht in seiner Haut stecken mögen...

Das Gebäude wurde 1971 an die Firma ‚Centa - Star‘ aus Hamburg (heute ‚Nordfeder‘ -Stuttgart) vermietet, die im ehemaligen Kinosaal ein Auslieferungslager für Synthetik- und Federbetten ein-

richtete. Zehn Jahre später, zum 1. Juli 1981 kündigte die ‚Centa-Star‘ den Mietvertrag. Da sich nun keine weiteren Mietinteressenten mehr fanden, war damit auch das Schicksal des Kinogebäudes endgültig besiegelt. Gebäude und Grundstück gingen nun in den Besitz der Ratinger ‚Wohnungsbau Service GmbH‘ über. Diese Gesellschaft ließ das Kinogebäude im Herbst 1982 niederlegen und errichtete an der Straßenfront den Doppelhauskomplex Duisburger Straße 30 und 30a.

Heute erinnert dort nur noch ein gemauerter Torpfeiler an unser schönes altes Kino - die „Lintorfer Lichtspiele“.

In mir aber weckt dieses Stück



Das blieb von den „Lintorfer Lichtspielen“ übrig: Ein Torpfeiler vor dem Haus Duisburger Straße 30 a. Er wird festgehalten von Autor Ewald Dietz

Mauer wehmütige Erinnerungen an die schöne und interessante Zeit damals. An die Zeit mit ‚Onkel Hermann‘, ‚Tante Matta‘ und all den anderen, die dabei waren ...

Ewald Dietz

Highlights

ADMONT
BRAX
COTONAY PARIS
ESCADA
GIVENCHY
HABSBURG
DANIEL HECHTER
HOFFMANN
THERESA KÖNIG
LECOMTE
MONDI
TRISTANO ONOFRE
PERRY
PRINGLE
RED // GREEN
SCHNEIDERS
SPORTALM
WINDSOR

König
MODEHAUS

Ratingen-Lintorf
Speestraße 37
Telefon 0 21 02 / 3 57 50

Essen-Kettwig
Hauptstraße 109
Telefon 0 20 54 / 38 39

Parken im Hof



Zewennich Licht

Könnt Ehr öch vörstelle, dat he en Lengtörp de Stro-htelampe op e-ine Schlach kapott wö-ere? Dat he werklech kinn Lamp mie brenne wü-ed un et stocke-düster wör?

Un doch, Lütt, hätt et dat schon ens jejewe. Dat wor en de letzte Kriechsjohre. Besonders schlemm wor dat an lange Wenkterovende. Düster wor et nit alle-in, weil de Stro-htelampe kapott wore, düster wor et och , weil sämptliche Finstere met schwatt Papier „verdunkelt“ we-ede moßte, weil et jo beino-h ji-ede Naiht Fliejeralarm jo-ew. Alle Finstere hadde decht ze sinn! Ejal op om Lokus, en de Köch oder em Hippestall. Ji-eder kickten met Arjuso-hre drop, dat ke-i beske Lecht no drusse fi-el. Selwst de Lampe am Fahrrad oder de Scheinwerfer an de Autos wu-ede schwatt beklefft. Mär e kle-in Rechteckske li-et mor vü-ere am Lampejlas o-epe. Su wu-ed mor mi-e jesenn, als mor selwer sinn konnt.

Un do wu-ed streng drop jeacht! Weil schonn dat kle-inste Lecht-pünkske ne feindleche Bomber anlocke konnt. Hätt mer jeseit... Mi-ek mer usvorsehe em Treppehus ens dat Lecht an, wu-ed mer jli-ek anjeböllkt: „Willze ons ömbrenge? Mak dat Lecht us!“ Oder moste mer ovens em Düstere noch ens e-ewe no Brauns, öm noch schnell e 1/8 Botter te koupe, ri-epe die Lütt, die em Lade stunge: „Dür to-ul!“ Dobe-i stung ech doch noch drusse un hatt jrademol de Klenk en der Hank! Äwer, dat wor e-infach de jru-ete Bammel, de mer vör de Luftanjriffe hadde.

Dat et en der Wenkertiet fröh düster wu-ed, hatt för ons Ströpp och sinn ju-ede Sidde. Denn dat wor för ons die Jelejenhe-it, ens „Schellemänneke“ oder „Verstecke“ te spe-ehle oder denn Jru-ete ens ne Stre-ich ze lappe. Wat öwer Da-ch, em Helle, nit möchlich wor, ohne sech doför e paar Uhrfieje e-inzehandele.

Also, selws wenn ech ens wiet teröck denk, kann ech mech nit er-

ennere, dat op der Duisburjer Stroß bös dohenn je en Stro-htelampe jebrennt hätt. Dat ens dat äwer su-e jewest sinn moßt, soh mer an de Lampereste, die noch an de Strommaste henge. Manchmol wore och noch die Emallieschermkes drahn. Me-istens äwer bammelten mär noch de Porzellingfassunge do owe erömm. D. h., die jinge met dor Tiet och drop. Denn die hadde mir Jonges en et Häzz jeschlo-ete – als Zielschiew! Mer hadde ons nämlech Flätsche jemäckt! Us en stabile Astjaffel von nem Haselnu-etstru-hk un en Ledertung us nem möchlichst aule Schu-en. Ons Motter moßt doför noch twe-i nöje Einmachjumni „aftre-ete“. Noch beeter wore schmole Jummistri-epe, die mer usenem ru-ede(!) Autoschlauch jeschni-ede hant. Dat wore dann äwer schon widder Rarität. Denn su-en Flätsch hatte ne onjeheure „Kafumm“. Am le-ewste scho-ete mer op die „Lampe“, die dat Emallieschermke noch hadde. Denn be-i denne hazzte de jrüzte Schangs, ens ze treffe. Su-e Schermke hing z. B. henge be-i Oberholz. He hammer am le-ewste römje-flätscht, weil henger Oberholz kie Hus mie stung. Dat wor wechtech wejen dor „Streuung“.

No-em „Tesa-hmebruch“ wor

natörlech Schluß domet. De Strohtelampe wu-ede vom RWE widder reperi-et un decke Bi-ere erennjeschruwwt. Un et wu-ed widder Lecht!

Ehr mößt wi-ete, dat domols de Lampe nit so eng stunge wie hütt, alle ti-en Meter e-in oder su-e. Von we-je! Die i-eschte stung an Werminghus Klömpkesbud, die zwedde anne ewangelische Scholl, de nöchste be-im Frisör Schwarz. Be-i Oberholz wor e-in, un e-in an dor Bimmelbahn un su widder.

Tösche de Lampemaste jow et demno-h jru-ete, düstere Lö-eker, wo die Lampe nit henschi-ene konnte. Äwer emmerhin, mer hadde Lecht. Besonders a-hnjetrocke wu-ede mer von dem Stro-htestöck, wo de Duisburjer Stro-ht ne Kneck mäckt, on wo et jlieck dre-i Jeschäfte opene Ho-up jo-ew: Dor Friseur Schwarz, on dor Metzger un Bäcker Fenk. Die hadde nu alle dre-i jru-ete on hell erleuchtete Scho-ufinstere! E Stöckske widder op dor lenken Sitt wor de Le-ewensmiddellade von dor Frau Braun un et Lenktörper Postamt. Dörch de Lades he wor des Owens emmer rechtlich wat los. En Schwärm ko-eme de Lütt op Fahrräder no he, öm e-inteko-upe. De Geschäfte wore döck rappellvoll, un et jing do nur su-e erinn un e-russ.



Die Duisburger Straße in den 40er Jahren. Im linken Gebäude (Duisburger Straße 18) befand sich das Geschäft Braun, im rechten Gebäude (Duisburger Straße 16) war die Post untergebracht. Nach dem Krieg entstand dort das Möbelgeschäft Schwarz

He hammer ons emmer je-en opjehalde, weil et sovöll ze senn jow. Un we-il die Stro-ht von de Schauinstere su-e schü-en schummerisch beleuchtet wu-ed! Autos fuhre jo so ju-et wie kinn, un so hadde mer die Stro-ht für ons alle-in. Von de Radfahrer ens affe-senn. Et wor klor, dat die Oewend-idüll nit von Du-er sinn konnt – nit, wenn wir en der Nö-h wore! Denn erjendwann fing ons dat Fell an te jöcke... E-ijendlech sollt ech dat jo nit vertelle, wejen de Jurend un dat Vörbeld, wat mer emmer sinn solle. Ach watt, ech me-in, do könne se och jet druß liere.

Also! Wenn mer fröher ens nom Metzger oder Bäcker Fenk moßte, ko-eme mer do i-esch inne kle-ine Flur. Lenks wor dann der Metzger, re-itiz der Bäcker. Un genau dat woret! Met en decke Ko-ed, hammer de Klenke von be-ide Dü-ere fast tesa-me jebunge, su-e dat kinner mi-e eru-etko-em. Von be-ide Ladesidde hant se nu wie jeck jetrocke on jeri-ete on jeschängt wie jonge Ru-ehrspatze bös, jo bös mer die Ko-ed met e-inem Ratsch dörschjeschne-edede hant!

Könnt ehr öch de Specktakel henger de Düre vörstelle? Op be-ide Sidde lo-ech de halve Lade voll Lütt! Un mer stunge butte am Scho-ufenster un hant ons dat bekickt un ons der Buck jehalde vor Lache!

Ja sujet on angere Fiesematente hammer jema-ht, su oft de Luft rein wor. Un so lang sujet ju-et jing... De Fenks hadde nämlech Jeselle! En der Metzjerei un och en der Bäckerei! De Metzgerjesell mi-ek ons schon ens Been met ne Wu-eschknöppel. Doch wor dä jo noch relativ harmlos. Brenzlescher wu-ed et för ons, wenn die Jonges us dor Backstu-ew ons Witterung opno-ehme! Denn do jow et ne Jünter Bauer, de unhe-imlech joot zo Fooß wor. Wenn e-iner ri-ep: „Dä Jünter kütt!“ woret döck schonn ze spät. Wie e-mol, und dat ko-em su-e:

Mer hadde mol widder ons Mäuzkes met de Lütt jemaht. Plötzlich ri-ep jömmes: „Achtung, dä Jünter!“ Mer sohe jet Wittes öwer et Hoftor husche, un dat hi-et: Nix wie weg! Ech flitzten no Brauns eröwer op der Hoff un schmi-et

mech do onger de jru-ete Bank, die do an der Wank stung. Ech soh och noch de Been vom Jünter vorbe-irenne. „Do häste äwer Jlöck jehatt!“, da-iden ech noch su-e. Doch plötzlich stung he widder vör min Bank, fö-hlden mech em Jesicht erömm, klopten mech e paarmol op de Fott, un fott wor he widder.

Wat wor dat denn?!?!

Su-e noh ti-en Minüdde krabbelten mer allemol widder us onser Verstecke un li-epe en et Lecht von Brauns Scho-ufenster.

Also weßter! Ech jlöw nit, dat Jonges he noch ens su-e blöd us de Wäsch jekickt hant wie mir! De Jünter hät ons nämlech all erwischt! On hätt ons allemol(!) de Jesechter met Ruß peekeschwatt jema-ht!

Do kü-nnt Ehr ens sinn, Lütt, watt alles passiere kann, wenn de Stro-hte schle-iht beleuchtet sind...

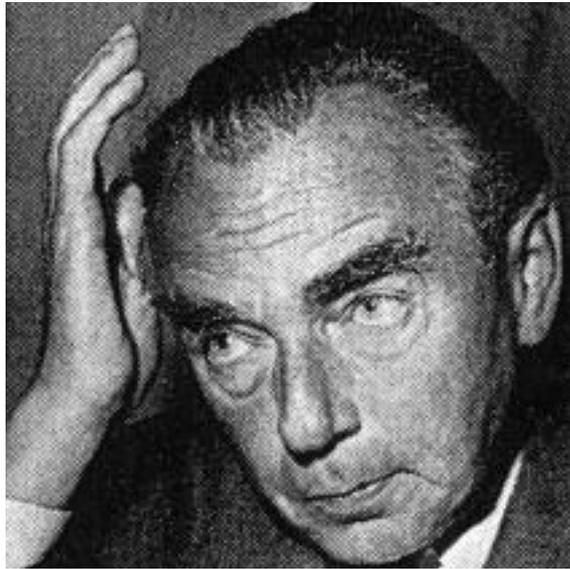
Ewald Dietz



Readymix wünscht Ihnen ein frohes Weihnachtsfest und ein erfolgreiches Neues Jahr

Erich Kästner

** Dresden 23. 2. 1899 - † München 29. 7. 1974*



Herbst auf der ganzen Linie

*Nun gibt der Herbst dem Wind die Sporen.
Die bunten Laubgardinen wehn.
Die Straßen ähneln Korridoren,
in denen Türen offenstehn.*

*Das Jahr vergeht in Monatsraten.
Es ist schon wieder fast vorbei.
Und was man tut, sind selten Taten.
Das, was man tut, ist Tuerei.*

*Es ist, als ob die Sonne scheine.
Sie läßt uns kalt. Sie scheint zum Schein.
Man nimmt den Magen an die Leine.
Er knurrt. Er will gefüttert sein.*

*Das Laub verschießt, wird immer gelber,
nimmt Abschied vom Geäst und sinkt.
Die Erde dreht sich um sich selber.
Man merkt es deutlich, wenn man trinkt.*

*Wird man denn wirklich nur geboren,
um wie die Jahre zu vergehn?
Die Straßen ähneln Korridoren,
in denen Türen offenstehn.*

*Die Stunden machen ihre Runde.
Wir folgen ihnen Schritt für Schritt.
Und gehen langsam vor die Hunde.
Man führt uns hin. Wir laufen mit.*

*Man grüßt die Welt mit kalten Mienen.
Das Lächeln ist nicht ernst gemeint.
Es wehen bunte Laubgardinen.
Nun regnet's gar. Der Himmel weint.*

*Man ist allein und wird es bleiben.
Ruth ist verreist, und der Verkehr
beschränkt sich bloß aufs Briefeschreiben.
Die Liebe ist schon lange her!*

*Das Spiel ist ganz und gar verloren.
Und dennoch wird es weitergehn.
Die Straßen ähneln Korridoren,
in denen Türen offenstehn.*

Wolfgang Diedrich wurde hauptamtlicher Bürgermeister



WZ-Foto: Jürgen Venn

In der ersten Ratssitzung der neuen Legislaturperiode am 1. Oktober 1999 wurde Wolfgang Diedrich (CDU) als erster hauptamtli-

cher Bürgermeister der Stadt Ratingen nach dem Zweiten Weltkrieg vereidigt. In den vergangenen fünf Jahren war Wolfgang

Diedrich bereits ehrenamtlicher Bürgermeister der Stadt. Seine Popularität verhalf ihm bei den Kommunalwahlen am 12. September 1999 zu dem Traumergebnis von 58,2% der abgegebenen Stimmen, so daß in Ratingen keine Stichwahl nötig war. Zu stellvertretenden (ehrenamtlichen) Bürgermeistern wählte der Rat Wilhelm Droste (CDU), Peter Kraft (SPD) und Dieter Josef Rubner (CDU). Die Vereidigung des alten und neuen Stadtoberhauptes wurde traditionell vom ältesten Ratsmitglied vorgenommen. Obwohl zum ersten Mal im Rat der Stadt Ratingen, konnte sich Friedhelm Rademacher (CDU) aus Ratingen West (rechts) über diese Aufgabe freuen. Mit Bürgermeister Diedrich wurden auch die übrigen Ratsmitglieder verpflichtet, ihre Aufgabe „nach bestem Wissen und Gewissen“ wahrzunehmen.

M. B.

725jähriges Stadtjubiläum im Jahre 2001

Ein kurzer Rückblick auf die Stadtjubiläen von 1926, 1951 und 1976*

Ratingen wurden am 11. Dezember 1276 vom Grafen Adolf von Berg und seiner Frau die Stadtrechte verliehen. Dies bedeutete, daß Ratingen fortan einen eigenen Verwaltungs- und Gerichtsbezirk innerhalb des Herrschaftsbereichs der Grafen von Berg bildete und eine Stadtbefestigung als äußeres Kennzeichen der mittelalterlichen Stadt errichten mußte bzw. durfte. Im übernächsten Jahr, im Jahr 2001, feiert die Stadt Ratingen also ihren 725. Geburtstag. Dieses Stadtjubiläum ist nicht das erste seiner Art. In unserem Jahrhundert wurden bereits drei Stadtjubiläen groß gefeiert: das 650jährige im Jahr 1926, das 675jährige im Jahr 1951 und das letzte - das 700jährige -1976. Das kommende Jubiläum soll Anlaß sein, auf die bisher stattgefundenen Feiern zurückzublicken.



Zum Stadtjubiläum 1926 wurden Nachbildungen der Ratinger Stadttore an ihrem ursprünglichen Standort aufgestellt. Auf dem Foto ist das symbolische Stadttor auf der Oberstraße neben dem Marienkrankenhaus zu sehen

650jähriges Stadtjubiläum 1926

Gemeinsam war allen Jubiläen, daß man sie zusammen mit den Bürgerinnen und Bürgern gefeiert

hat. 1926 rief der damalige Bürgermeister Max Scheiff in einem Schreiben folgendermaßen zur Bürgerbeteiligung auf: „*Außerdem soll aus der Bürgerschaft heraus und von ihr getragen, zur Hebung und Stärkung des gesunden Bürgergedankens, das Stadtjubiläum*

*) Es handelt sich hier um ein Referat, das am 24. Februar 1999 aus Anlaß des ersten Vortreffens der Ratinger Vereine, Verbände und Institutionen zur Vorbereitung auf das Stadtjubiläum im Jahr 2001 gehalten wurde. Für die Veröffentlichung wurde es geringfügig überarbeitet.

durch Veranstaltungen verschiedener Art besonders begangen werden.“ Die Bürgerschaft wurde in der Regel von den verschiedenen, in der Stadt tätigen Vereinen vertreten: den kirchlichen Vereinen, der Schützenbruderschaft usw. Für die Vorbereitung des 650jährigen Stadtjubiläums wurde sogar eigens ein neuer Verein gegründet, der auch heute noch existiert: der Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e. V. Bereits im Februar 1925 versammelten sich die Gründungsmitglieder das erste Mal. In der Folge hat es immer wieder Versammlungen des vorbereitenden Festausschusses, in dem die Bürgerschaft neben der Stadtverwaltung vertreten war, gegeben. Höhepunkt des Jubiläumsjahres waren zwei Festwochen, die vom 5. bis 19. September 1926 dauerten und in denen die meisten Veranstaltungen abgehalten wurden. Die Stadt wurde in dieser Zeit festlich geschmückt, u. a. waren an den Standorten der alten Stadttore Nachbildungen derselben aufgestellt worden. Am Sonntag, dem 12. September, fanden in beiden Kirchen feierliche Gottesdienste statt, es folgte eine offizielle Festfeier auf dem Marktplatz mit anschließendem Festessen und - als absoluter Höhepunkt - ein großer historischer Festumzug durch die Stadt. Wegen des vermeintlich besseren Wetters hatte man die Festwochen in den September vorverlegt (der eigentliche Termin der Stadterhebung ist der 11. Dezember), doch leider spielte das Wetter nicht mit. So zogen die Teilnehmer - allesamt Ratingerinnen und Ratinger - in strömendem Regen durch die Straßen der Stadt und stellten die Geschichte Ratingens von der Germanenzeit bis in die Biedermeierzeit dar.

Neben diesem „Highlight“ sah das Festprogramm überwiegend sportliche Veranstaltungen vor: u. a. das Kreisturn- und Sportfest, die Reichsjugendwettkämpfe, turnerische Darbietungen der Schulen mit Liedvorträgen, ein Faustball- und ein Jugendhandballspiel, verschiedene Radrennsport-Veranstaltungen, ein Sportfestzug und ein Fußballspiel zwischen dem Sport- und Spielverein Elberfeld I und der Ratinger Spielvereinigung 04. Diese große Anzahl an sportlichen Jubiläumsveranstaltungen

hatte einen konkreten Hintergrund. Die Stadt hatte sich nämlich zum Ziel gesetzt, „zeitgemäße Dauerwerte“ zu schaffen. Und zu diesen „Dauerwerten“ gehörten das neue Stadion und die Badeanstalt, die pünktlich im Rahmen der Festwochen der Öffentlichkeit übergeben werden konnten und gleich intensiv genutzt wurden. Andere „Dauerwerte“, die die Stadt sich zum Jubiläum „leisten“ konnte, waren die Kriegergedächtnisstätte auf dem Ehrenfriedhof und die Jubiläums-siedlung an der Eschbachstraße. Die Projekte wurden zum größten Teil über Notstandsarbeiten ausgeführt und finanziert.

Die Stadt und der Heimatverein konnten gemeinsam in diesem Jahr noch zwei Projekte realisieren, die beide heute noch - wenn auch teilweise in veränderter Form - Bestand haben. Da ist zum einen die Ratinger Stadtgeschichte, die 1926 veröffentlicht und von Otto R. Redlich, Arnold Dresen und Johannes Petry bearbeitet wurde. Zeitlich reicht sie von den Anfängen Ratingens bis ins Jahr 1815 und bildet heute noch die Grundlage der stadtgeschichtlichen Forschungsarbeit für diesen Zeitraum. Zum anderen wurde das Ratinger Heimatmuseum eröffnet, das der Vorgänger unseres heutigen Museums der Stadt Ratingen ist.

675jähriges Stadtjubiläum 1951

Das Stadtjubiläum 1951 fand durch den verlorenen Krieg unter gänzlich anderen Voraussetzungen statt. Deutlich wird dies an dem Beschluß des Haupt- und Finanzausschusses über das Stadtjubiläum: *„Ohne Abstimmung im einzelnen wurde beschlossen, das 675jährige Stadtjubiläum in einer der Zeit entsprechenden Festfeier zu begehen.“* Auch bei diesem Jubiläum wurden - wie 1926 - die Vereine und damit auch alle Bürgerinnen und Bürger in die Vorbereitungen eingebunden. In dem o. g. Beschluß heißt es dazu weiter: *„Mit der Durchführung wurde der Kulturausschuß unter Hinzuziehung aller befähigten und interessierten Kreise und mit der Geschäftsführung das Kultoramts beauftragt.“*

Der Verlauf des Jubiläums orientierte sich an dem von 1926. Die Festwochen - nun ausgedehnt auf fünf Wochen - dauerten vom 19. August bis zum 23. September. Auch in diesem Jahr war der Höhepunkt ein Sonntag, der 2. September, an dem wiederum Festgottesdienste und ein Festakt abgehalten wurden, dazu aber kein historischer Festzug, sondern ein Festspiel, das den Titel trug: *„Entscheidende Jahre 1451 - 1455 - 1469“*. Dargestellt wurde ein Besuch des damaligen Kölner Erzbischofs Dietrich von Moers in Ratingen, um die Eventualerbhuldigung der Ratinger Bürger entgegenzunehmen. Herzog Gerhard von Berg, zu dem Ratingen gehörte, hatte mit dem Erzbischof einen Vertrag für den Fall geschlossen, daß er ohne Nachkommen sterben würde. Das Herzogtum Berg wäre danach in den Herrschaftsbereich des kölnischen Erzbischofs gelangt und vorsorglich mußte diesem von den Bewohnern des Herzogtums Berg der Treueid geleistet werden. 1469 wurde diese Eventualerbhuldigung aufgehoben, weil dem Herzog in der Zwischenzeit ein Nachkomme geboren worden war.

Wie 1926 so fanden auch in diesem Festjahr zahlreiche Sportveranstaltungen statt, so beispielsweise ein Rundstrecken-Radrennen um den Stadtjubiläumspreis von Ratingen, ein Fußballauswahlspiel, ein Faustballturnier für Männer und Frauen, ein Bezirksvergleichskampf im Boxen zwischen den Mannschaften von Niederrhein und Mittelrhein, verschiedenen Tennisschaukämpfe, ein Städtekampf im Kegeln um den Dumeklemmer-Pokal und schließlich noch eine lebende Schachpartie auf dem Marktplatz. Daneben gab es zahlreiche Musikveranstaltungen, wie ein Konzert des Städtischen Blasorchesters auf dem Marktplatz oder ein Festkonzert des Städtischen Musikvereins. Die Stadt wurde festlich „illuminiert“, und das Heimatmuseum zeigte eine historische Ausstellung mit dem Titel *„Alt-Ratingen“*.

700jähriges Stadtjubiläum 1976

Wiederum einen anderen Charakter als die beiden anderen Stadtju-



rung ein Jahr zuvor, da nun auch alle neuen Stadtteile in die Feierlichkeiten mit einbezogen werden sollten. Die Jubiläumsfeierlichkeiten erstreckten sich diesmal nicht nur über einige Festwochen, sondern über das ganze Jahr, getragen wiederum von vielen Ratinger Vereinen, die ihr Veranstaltungsprogramm extra auf das Stadtjubiläum ausgerichtet hatten. Einer der Höhepunkte des Jubiläumsjahres war das erstmals durchgeführte City-Fest vom 10. bis 12.

Bilder links und unten:
Ein Schachspiel mit lebenden Figuren auf dem Marktplatz war einer der Höhepunkte des Stadtjubiläums von 1951



bilien hatte das Fest von 1976. Dies war hauptsächlich bedingt durch die Kommunale Neugliede-

September 1976, das von der Werbegemeinschaft City-Kauf Ratingen ausgerichtet wurde und



Der 10.000. Besucher kam am Fronleichnamstag kurz nach 12 Uhr in die Ausstellung „700 Jahre Ratingen“ in das Rathaus. Frau Annemarie Hofmeister mit Mutter und Sohn wurde von Museumsleiter Dr. Mundt begrüßt. Sie erhielt neben einem Blumenstrauß eine Kopie der Stadterhebungsurkunde und ein Buch. Die Ausstellung übersteigt mit dieser Besucherzahl alle bisherigen Rekorde. (*Rheinische Post* vom 18. 6. 1976)

seitdem alle zwei Jahre stattfindet. An diesem Wochenende wurden die unterschiedlichsten Aktionen und Aktivitäten angeboten: u. a. Kinderfest, Historischer Flohmarkt, Tanz- und Laternenfest, 7000 Becher Freibier der Hannen-Brauerei, Europapokal der Marktschreier, WDR-Jubiläumskonzert mit anschließendem Tanz auf dem Marktplatz, Wahl der Miss Ratingia und zum Abschluß des Wochenendes ein Großer Zapfenstreich. Außerdem gab es im Laufe des Jahres weitere erstklassige Veranstaltungen, z. B. einen Bergischen Tag am Blauen See (veranstaltet von der Kommunalen Arbeitsgemeinschaft Bergisch Land) und eine Bergische Wirtschaftswoche als Ausstellung für Industrie, Handel, Handwerk und Gewerbe auf dem Schützenplatz sowie verschiedene Tagungen und Kongresse (u. a. Verbandstag des Rheinisch-Westfälischen Journalistenverbandes).

Auf der Bühne am Blauen See wurde „Der Ölprinz“ von Karl May gegeben, durch das Angertal fanden historische Dampfzugfahrten statt, und auf dem Marktplatz gab es ein Straßenfest von und mit ausländischen Arbeitnehmern und ihren Familien. Selbstverständlich waren auch wieder zahlreiche Konzerte im Festprogramm vertreten, und vor allem Sportveranstaltungen prägten das Jubiläumsjahr - dieses Mal reichte die Palette vom Kegeln für jedermann über ein Badminton-Turnier bis zum Altherren-Fußballturnier. Die historische Seite wurde abgedeckt durch eine große stadtgeschichtliche Ausstellung unter dem Titel „700 Jahre Stadt Ratingen - Dokumente zur Stadtgeschichte“, die vom Stadtarchiv und von der Archivberatungsstelle des Landschaftsverbands Rheinland im Rathausfoyer gezeigt wurde und in der nicht nur Archivalien aus dem Stadtarchiv ausgestellt wurden, sondern auch viele für die Stadtentwicklung wichtige Dokumente aus anderen Archiven und Bibliotheken erstmals in Ratingen zu sehen waren. Den Schlußpunkt des Jubiläumsjahres setzte eine Festsitzung des Rates der Stadt am Tag der Stadterhebung, am 11. Dezember 1976, der festliche Gottesdienste der beiden Kirchen vorausgingen.

Joachim Schulz-Hönerlage

Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile

I. Eine Werdener Urbaraufzeichnung (9. Jahrhundert, 1. Hälfte)

Wie vielen anderen Orten zwischen Rhein, Ruhr und Wupper und im Bergischen Land verdankt auch Ratingen seine erste schriftliche Erwähnung in der Geschichte der Überlieferung des Klosters Werden an der Ruhr. Dieses war um 800 von dem friesischen Missionar Liudger (* ca. 742 - † 809) im fränkisch-riparischen Ruhrgau in der Grenzzone des karolingischen Frankenreichs Karls des Großen (768-814) zum gerade unterworfenen Sachsen als adliges Eigenkloster (benediktinischer Prägung?) gegründet worden. Auch nach dem Tod des bald als Heiligen verehrten Liudger sollte die geistliche Gemeinschaft in Besitz und unter der Leitung der Liudgeriden, der Bischöfe von Münster und Halberstadt aus der Familie Liudgers, bleiben. Die Krise des Eigenklosters kurz nach der Mitte des 9. Jahrhunderts (sog. Bertholdsche Wirren) führte dann aber langfristig zur Unterstellung Werdens unter das ostfränkisch-karolingische Königstum: In einer Urkunde vom 22. Mai 877 begabte König Ludwig der Jüngere (876 - 882) das Kloster mit Königsschutz, Immunität und freier Abtwahl, 886 starb der letzte liudgeridische Klosterleiter Hildigrim II. (864 - 886).

Schon Liudger hatte nach seiner Ankunft an der Ruhr (796) zur Vorbereitung der Klostergründung konsequent Gütererwerb betrieben. Dies betraf vor allem Werden und die Werdener Umgebung südlich und nördlich des Flusses. Unter Liudgers Nachfolgern in der Klosterleitung sind Gütertransaktionen an der Hesper, in Oefte und in Menden bezeugt, (ausgedehnter) Grundbesitz an der Ruhr, aber auch in Westfalen und Friesland wurde zur wesentlichen Grundlage der klösterlichen Existenz. Im Verlauf des 9. Jahrhunderts ging man in der Mönchsgemeinschaft daran, Besitz, Rechte und Abgaben der sich ausbildenden Grundherrschaft aufzuzeichnen und zu registrieren. Es entstanden so in den folgenden Jahrhunderten des

Mittelalters die umfangreichen Werdener Traditionsverzeichnis, Urbare und Heberegister.

Die nachstehend aufgeführte Quelle ist nun die älteste urbarielle Aufzeichnung des Ruhrklosters und stammt wahrscheinlich aus der 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts. Die Liste von Weideberechtigungen ist abschriftlich im sog. Werdener Chartular (*Chartularium Werdinense*) aus der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts in Latein überliefert und lautet in unserer Übersetzung:

Von den Waldungen [holtscara] in Oefte.

Kurze Aufzeichnung von jenen Weideberechtigungen, die wir auf beiden Seiten der Ruhr im Heisswald und im Wagneswald haben.

Erstens hat Heinrich im Heisswald [eine Berechtigung] für 60 Schweine gegeben. Willebald von Ratingen [de Hretinga] und dessen Enkelin haben [eine Weideberechtigung] für 60 Schweine verkauft. Alvruc verkaufte uns sein Erbe in Laupendahl; dazu gehört [eine Weide] für 90 Schweine. Gerfrid hat an jenem Ort [eine Weide] für 30 Schweine. Alfnant übergab uns [eine] für 20 Schweine in Menden. Gerald verkaufte uns [eine Weideberechtigung] für fünfzehn Schweine in Oefte. Ewerwin übergab uns zum Heil seiner Seele [eine] für 20 Schweine am selben Ort. Evuco und Hildrad und die Miterben jener übergaben [eine] für 30 Schweine. Othilulf in Ratingen [in Hratuga] übertrug uns eine Weide für 10 Schweine. Zu jenem Land, das wir in Oefte von Meinhard erworben haben, der es in Gemeinschaft mit seiner Schwester Huntio hatte, gehört eine Weide für 30 Schweine im Wagneswald. Wir haben in Fischlaken [Weideberechtigungen für] eine Manse, die uns dort gehört, und [für] den dritten Teil von einer anderen Manse; und an jenem Ort hat Hrodard [eine Weideberechtigung] für 5 Schweine [uns] über-

tragen. Hludwin für 5 Schweine. Reginbert für 5 Schweine; und in Oefte haben wir von Meginhard [eine Weide] für 20 Schweine erworben.

An jenem Ort gab uns Huntio [einen Weideplatz] für 5 Schweine. Thiathold und Thruthger übergaben Weideberechtigungen für 20 Schweine in Oefte.

Die voranstehende Aufzählung enthält nun den für die Rater Geschichte wichtigen Eintrag der Ortsbezeichnung *Hretinga* bzw. *Hratuga*, was wir unschwer als „Ratingen“ interpretieren können. Der Ortsname ist nach dem grundlegenden (frühmittelalterlichen) Schema „Personenname + *ingen*“ gebildet, wobei dem siedlungstechnischen Grundwort *-ingen* ein Personenname als Bestimmungswort beigelegt wurde. „Ratingen“ bedeutet also „(Siedlung) bei den Leuten des Hratan“. Der Personenname „Hratan“ leitet sich dabei vom althochdeutschen *hrad* für „schnell, hurtig“ ab. Fehlerhaft sind somit Interpretationen, die „Ratingen“ wegen des vermeintlichen *Rat-* als Rodungsnamen ansehen, und auch die im Spätmittelalter einsetzende Tradition, den Namen „Ratingen“ in Stadtsiegel und -wappen mit Hilfe eines Rades zu versinnbildlichen, entbehrt der Grundlage. An Namenformen für „Ratingen“ aus dem früheren Mittelalter haben wir dann noch: *Ratinge*, *Rat(t)ingon* (10./11. Jahrhundert), *Ratinge* (12. Jahrhundert, Mitte), *Razzinga* (1165), *Rattengen* (1193), *Razzingin* (1197/1215), *Rascengen* (1209), *Ratingen* (1276).

Naturgemäß stehen für die obenstehende Liste die wirtschaftlichen Aspekte im Vordergrund. Weideberechtigungen waren für die klösterliche Grundherrschaft in einer Zeit ausgedehnter Viehwirtschaft offensichtlich von Interesse, regelten sie doch die herbstliche Schweinemast in den umliegenden Wäldern. Die Wichtigkeit dieser Gerechtsame ersehen wir

auch daran, daß es Eichelmast nur für eine vorgeschriebene Anzahl von Schweinen und in bestimmten Waldungen (Weiden) gab. Die Weiden lagen laut Urbaraufzeichnung im Heissi- und im Wagneswald (Wenaswald), wobei der schon vom römischen Historiker Tacitus (* ca. 55 - † ca.120) beschriebene Heissi-Wald (silva Caesia) sich nördlich der Ruhr (um Mülheim-Heissen und Essen-Heisingen), der Wagneswald sich südlich des Flusses befunden haben muß. Die Ratinger Waldungen waren also Teil des Wagneswaldes.

Mitunter waren Weideberechtigungen auch an bestimmte Mansen gebunden. Mansen erscheinen in den Urbaren als rechnerische Grundeinheiten, hinter denen an Bauernfamilien ausgegebene Höfe auf Leiheland des Grundherrn standen. Die Höfe wurden selbständig gegen Erbringung von Abgaben und Frondiensten bewirtschaftet. Die auch rechtlich abhängigen Bauern auf Leiheland sicherten neben dem im Eigenbetrieb befindlichen Salland innerhalb des (entstehenden) Systems der klassischen (bipartiten) Grundherrschaft die Versorgung des Grundherrn, d.h. hier des Werdener Klosters.

Wer waren nun Willebald und Othilulf aus Ratingen? Genaues können wir über diese zwei vermutlich fränkischen Männer nicht berichten, zumal auf sie als einzige überlieferte Quelle nur unsere Werdener Urbaraufzeichnung hinweist. Immerhin vermittelt uns letztere das Bild von rechtlich freien Bauern und Grundbesitzern, die mit den Weideberechtigungen einen Teil ihres Besitzes bzw. ihrer Gerechtsame an das Kloster verkauft oder verschenkt haben. So kaufte die Werdener Gemeinschaft von Willebald und dessen Enkelin die umfangreiche Weideberechtigung für 60 Schweine, während hinter der Übertragung Othilulfs vielleicht eine Schenkung zum Zwecke des Seelenheils stand. Doch ist diesbezüglich aus dem lateinischen *tradit* der Liste ("er übertrug", "er übergab") nichts weiter zu erschließen.

Und die Ratinger Siedlung zur damaligen Zeit? Ihre Ursprünge liegen - wie es aufgrund des Ortsnamens auf -ingen zu vermuten ist

- mindestens im 8. Jahrhundert. Auch lassen sich die Ergebnisse archäologischer Grabungen im Boden der Ratinger Pfarrkirche St. Peter und Paul in diese Richtung interpretieren, da sich dort Überreste einer Saalkirche aus dem 8./9. Jahrhundert gefunden haben, und Überlegungen über den Gang der frühmittelalterlichen Besiedlung des Ratinger Raums von West nach Ost stehen dem ebenfalls nicht entgegen. Sollte es zur Zeit der Werdener Urbaraufzeichnung eine Kirche in Ratingen gegeben haben, so ist sicher mit einer dichteren Besiedlung im (engeren) Umkreis um den Ort an Anger und Schwarzbach zu rechnen. Vielleicht war das Ratingen des 9. Jahrhunderts eine über eine Ansammlung von Einzelhöfen hinausgehende, weilerartige Ansiedlung mit einer Kirche als Mittelpunkt.

II. Eine Königsurkunde Ludwigs des Kindes (3. August 904)

Im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen sollen Überlegungen zur politischen Raumgliederung am Niederrhein im früheren Mittelalter stehen. Ratinger Geschichte wird dadurch eingebunden in die politischen Entwicklungen und Strukturen von der Frankenzeit bis zum Auftreten der Grafen von Berg. Ausgangspunkt unserer Reise durch die Jahrhunderte ist die nachstehende Urkunde des ostfränkisch-karolingischen Königs Ludwig des Kindes (900 - 911). Die in Latein geschriebene Herrscherurkunde datiert vom 3. August 904 und hat das Folgende zum Inhalt:

(C.) IM NAMEN DER HEILIGEN UND UNGETEILTEN DREIEINIGKEIT. LUDWIG, DURCH GÖTTLICHE GNADE BEGÜNSTIGT, KÖNIG. WENN WIR MILDE GESTIMMT SIND DURCH DIE BITTEN UNSERER GETREUEN, DIE SIE FÜR DIE IM DIENSTE ZU GOTT SICH HINGEBENDEN DIENER CHRISTI UNS ZUTRAGEN, werden wir auch diese Getreuen in unserem Dienst haben und nicht daran zweifeln, die Ehre des ewigen Lohns zu empfangen. Deswegen sei allen unseren Getreuen, den gegenwärtigen und den zukünftigen, bekanntgemacht,

Literatur:

Die Urbaraufzeichnung ist enthalten in: Kötzschke, R. (Hg.), Die Urbare der Abtei Werden a.d. Ruhr (= Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde XX: Rheinische Urbare), Bd.2: A. Die Urbare vom 9.-13. Jahrhundert, hg. v. R. Kötzschke, Bonn 1908, Ndr Düsseldorf 1978, S.3f. Die Anfänge des Klosters Werden finden sich u.a. bei: Buhlmann, M., Liudger an der Ruhr, in: Ich verkünde euch Christus. St. Liudger, Zeuge des Glaubens 742-809 [1998], S.22-42 und: Stüwer, W. (Bearb.), Die Reichsabtei Werden an der Ruhr (= Germania Sacra NF 12, Erzbistum Köln 3), Berlin-New York 1980, S.87-90. Die frühe Ratinger Geschichte ist aufgearbeitet bei: Buhlmann, M., Ratingen bis zur Stadterhebung (1276). Zur früh- und hochmittelalterlichen Geschichte Ratingens und des Ratinger Raumes, in: Ratinger Forum 5 (1997), S.5-33. Zur Pfarrkirche St. Peter und Paul vgl. noch: Sölter, W., Beobachtungen im Boden der katholischen Pfarrkirche St. Peter und Paul in Ratingen, in: Romerike Berge 31,4 (1981), S.1-12.

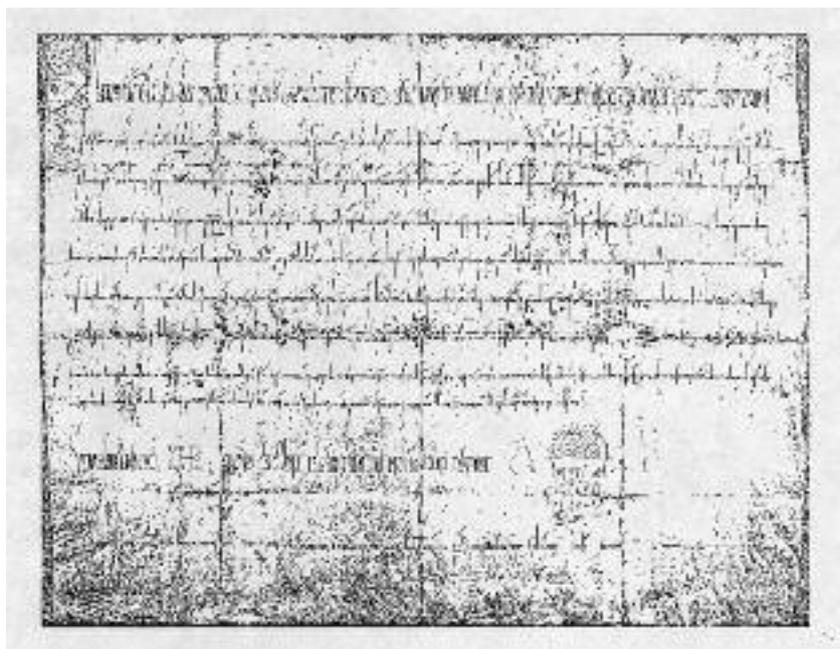
daß auf Bitten unserer ehrwürdigen Begleiter Konrad und Gerhard der hochgeachtete Konrad, unser nahestehender Freund und Abt des Klosters des heiligen Suitbert, unsere Gnade erbeten hat, damit wir kraft dieser Urkunde die zu diesem Kloster gehörenden Güter [die] in den Grafschaften Ottos und Eberhards im Bezirk Duisburg und im Gellepgau [gelegenen sind,] den Brüdern dieses Klosters überlassen und als unsere Gabe zugestehen. Wir haben auch dieser Bitte frei zugestimmt und den Beschluß gefaßt, daß es so geschehen soll. Wir gestehen zu, daß diese Güter insbesondere zu dauerndem Nutzen bei diesen [Brüdern] verbleiben, und übertragen ihnen einen Fronhof in (Kaisers-) Werth, fünf Zellen - eine in Kierst, die zweite in Ilverich, die dritte in Gellep, die vierte in Himmelgeist, die fünfte in Mettmann -, alle Güter, die dazugehören in Neuraht und Herisceithe bis nach Herbeck, sowie einen Hof in Anger und andere Hufen, die bis heute den Brüdern gehören und dienen. Auch diese Güter übergeben wir mit Hörigen und allem Zubehör - wie zuvor gesagt - dauernd den Brüdern, die dem Herrn dienen, je-

doch mit der Ausnahme, daß wir dem Propst Folker zwei königliche Hufen in Mettmann zu lebenslanger Nutznießung übertragen mit der Auflage, daß die Erträge dieser Güter nach seinem Tod auf ewig zur Beleuchtung des Klosters verwendet werden. Wir befehlen daher auch, die Urkunde abzufassen mit unserem Willen und mit dem ganz festen Befehl, daß die Gemeinschaft der regulär dem Kloster angehörenden Brüder und alle ihre Dienstleute alle oben genannten Güter in ihrer Macht haben und daß keiner ihrer Äbte oder eine Person jeglichen Standes weiter die Macht besitzt, irgend etwas diesen wegzunehmen oder zu beschränken. Und damit diese Urkunde unserer Größe von allen unseren Getreuen als wahr angenommen und sorgfältiger beachtet wird, haben wir diese durch unsere Hand bestätigt und befohlen, sie mit unserem Siegel zu beglaubigen.

ZEICHEN DES HERRN LUDWIG (M.). DER KANZLER ERNST HAT ANSTELLE DES ERZKANZLERS THIETMAR REKOGNISZIERT UND (SR.)

Gegeben an den dritten Nonen des August, im Jahr der Fleischwerdung des Herrn 904, Indiktion 7, auch im 5. Jahr des Königtums des Herrn Ludwig. Geschehen zu Frankfurt. Selig im Namen des Herrn. Amen.

Das Diplom, die feierliche Königsurkunde, ist zwar nicht original überliefert, doch hält die auf uns gekommene Nachzeichnung des 10. Jahrhunderts für uns einen reichen Schatz an Formen und Symbolen bereit, die der freilich etwas ungelenke Schreiber der Originalurkunde nachempfunden haben muß. Mittelalterliche Königsurkunden haben einen bestimmten festgelegten inhaltlichen Aufbau, der sich auch in der Form des Diploms widerspiegelt. Die Nachzeichnung beginnt mit einem verzierten, weit nach oben und unten gezogenen „C“, dem Chrismon-Zeichen (C.), mit dem das Eingangsprotokoll der Urkunde beginnt. Die Elemente dieses Urkundenteils, die Invocatio (Anrufung Gottes) und die Intitulatio (Nennung des Urkundenausstellers), sind in sog. Hochschrift (Gitterschrift) geschrieben, ebenso der Beginn des Urkunden-



Königsurkunde Ludwigs des Kindes vom 3. August 904 (Hauptstaatsarchiv Düsseldorf). Entnommen aus: Mettmann - Stadt und Land in Vergangenheit und Gegenwart, Ratingen, 1954, S. 18

mittelteils, des Kontexts. Letzterer enthält die Arenga, die feierliche Begründung der königlichen Urkundentätigkeit - hier zugunsten der (Kaiserswerther) Kirche und zum Zweck des herrscherlichen Seelenheils -, dann - schon in Minuskelschrift, der sog. diplomatischen Minuskel geschrieben - die Promulgatio, die Verkündung des nun Folgenden an „alle unsere Getreuen“, die Narratio, die die Vorgeschichte des Rechtsakts darlegt - hier die Bitten Gebhards und Konrads -, schließlich die eigentliche urkundliche Verfügung in der Dispositio, d.h. hier die Zuweisung benannter Güter an die Klostersgemeinschaft von Kaiserswerth und an deren Propst Folker. Der Befehl, die Urkunde abzufassen, leitet dann die Corroboratio, die Angabe der Beglaubigungsmittel, ein. Zur Corroboratio gehört auch der Siegelbefehl. In Hochschrift haben wir danach die sog. Signumzeile, die Teil des Eschatokolls, des Urkundenabspanss, ist. Auffälliges Symbol der Signumzeile ist das Monogramm (Unterschrift) des Königs (M.), das aus den Buchstaben seines Namens (Hladowicus) kunstvoll zusammengesetzt wurde. In frühmittelalterlicher Zeit war der (meist schreibunkundige) Herrscher an der Unterschrift nur insofern beteiligt, als daß er durch das Monogramm ei-

nen Vollziehungsstrich zog. Der Nachzeichner der Urkunde hat den Strich ebenfalls abgezeichnet, er hat indes vergessen, hinter das Monogramm die sonst damals üblichen Worte „des frommsten Königs“ zu schreiben. Ebenso findet im Diplom der Zeilenwechsel zwischen Signum- und Rekognitionszeile nicht statt. Die Rekognitionszeile mit der Beglaubigung der Urkunde durch Notar oder Kanzler endet mit dem bienenkorbähnlichen Rekognitionszeichen (SR.). Statt „Erzkanzler“ Thietmar muß es dann noch „Erzkaplan“ heißen - ein weiterer Fehler des Nachzeichners. Die wieder in Minuskelschrift abgefaßte Urkundendatierung zählt die Tage nach dem römischen Kalender und die Jahre nach Christi Geburt (Inkarnationsrechnung), nach der Indiktion, einem aus spätrömischer Zeit stammenden 15jährigen (Steuer-) Zyklus, und nach den Regierungsjahren des Königs. Mit dem Ausstellungsort (Frankfurt) und der Apprecatio (Segenswunsch) endet das Eschatokoll und damit die Urkunde. Das den Rechtsakt gültig machende Königssiegel fehlt, da es sich hier ja um eine Nachzeichnung handelt. Beim Original wird das aus Umschrift und Bild bestehende Wachssiegel durch Kreuzschnitt auf dem Pergament der Urkunde befestigt gewesen sein.

Hier ist vielleicht an das Gemmen-siegel mit der Umschrift "+ Christus, schütze König Ludwig" (+ Xpe protege Hlvdovicvm regem) zu denken - die antike Gemme stellt dabei den römischen Kaiser Hadrian (117-138) dar und ist vor Ludwig dem Kind von den Karolinger-königen Ludwig dem Deutschen (840-876) und Ludwig dem Jüngeren (876-882) geführt worden - oder an ein Siegel mit der Umschrift "König Ludwig" (HIVdo- vvicvs rex) und einem Brustbild im Profil nach links, das den stilisier- ten, bartlosen König mit hoher Zin- kenkrone, einem Speer in der rechten und einem Schild in der linken Hand zeigt.

Der durch Schrift und Symbole in der Urkunde versinnbildlichten, auf Gott beruhenden Macht des karolingischen Königtums stand indes die Ohnmacht Ludwigs des Kindes gegenüber. Der unmündige, auch kränkliche König war zu eigenständigem Handeln kaum fähig, geistliche und weltliche Große bestimmten die Politik im ostfränkischen Reich, u.a. das Adelsgeschlecht der Konradiner, die wichtige Positionen in Franken und am Niederrhein innehatten. Konrad der Jüngere war hierbei die maßgebliche Person. Wir be- gegnen ihm, dem späteren ost- fränkisch-deutschen König (911- 918), auch in der Urkunde, wo er als (Laien-) "Abt des Klosters des heiligen Suitbert" in Kaiserswerth fungierte. Das Kloster auf der Rheininsel war gegen Ende des 7. Jahrhunderts von dem angelsäch- sischen Missionar Suitbert (†713) gegründet worden. Wir erfahren danach erst wieder etwas über Kaiserswerth, als der ostfränki- sche Herrscher Ludwig der Jün- gere die geistliche Gemeinschaft in einer Urkunde vom 13. Juni 877 unter Königsschutz und Immunität stellte und sein Nachfolger Arnulf von Kärnten (888-899) dieses Pri- vileg am 8. Juni 888 bestätigte. Kaiserswerth war nach 900 ein Stützpunkt der Konradiner gewor- den, Konrad war weltlicher Laien- abt, sein Propst Folker für die geistliche Leitung zuständig, der Graf Otto ein Verwandter Konrads.

Die Königsurkunde behandelt die Zuweisung und Schenkung von Gütern im links- und rechtsrheini- schen Umfeld Kaiserswerths, wo- bei fünf Zellen als klösterliche

Außenstationen die Zentren des Besitzes darstellen. Die Güter lie- gen "in den Grafschaften Ottos und Eberhards im Bezirk Duisburg und im Gellepgau". Wir können nun die rechtsrheinischen Besit- zungen mit der Grafschaft Ottos und dem Duisburger Bezirk, die linksrheinischen mit der Graf- schaft Eberhards und dem Gellep- gau (um Krefeld-Gellep) in Verbin- dung bringen. Uns interessiert der rechtsrheinische Bezirk Duisburg, den wir - auch aufgrund anderer Grafschaftsbelege - als einen Amtsbezirk früh- und hochmittel- alterlicher Grafen zwischen Rhein, Ruhr, Wupper und (wie auch im- mer gearteter) fränkisch-sächsi- scher Grenzzone im ostfränkisch- deutschen Reich ausmachen kön- nen. Nach seinen Vororten im 10. bis 12. Jahrhundert wird dieser auch den Ratinger Raum umfas- sende Amtsbezirk in der heutigen Forschung Duisburg-Kaiserswer- ther Grafschaft genannt. In Stell- vertretung des Königs übte der Graf hier königliche Rechte aus wie Gerichtsbarkeit, Königs- schutz, Friedenswahrung und den Heerbann. In Konkurrenz zum Grafen stand allerdings der in der Grafschaft ansässige Adel, der ei- gene Herrschaftsrechte besaß; Immunitäten, Sonderrechtsbezir- ke geistlicher Institute wie die des Werdener Klosters oder der Kai- serswerther Gemeinschaft befand- en sich außerhalb des Zugriffs des Grafen; auch die Verwaltung von Königsgut (Reichsgut) war nicht immer dem Grafen unter- stellt. König, Kirche, Adel und Graf bildeten also im Bereich der Graf- schaft ein kompliziertes Span- nungsfeld der Macht, die Graf- schaft war alles andere als ein ho- mogener Herrschaftsraum.

Vielleicht ist das Gebiet zwischen Rhein, Ruhr und Wupper im Ra- hmen der sog. karolingischen Graf- schäftsverfassung schon zu Be- ginn des 9. (oder am Ende des 8.) Jahrhunderts als Grafschaft orga- nisiert worden. Der Sachsenkrieg Karls des Großen (768-814) bzw. seine Beendigung nach Unterwer- fung, zwangsweiser Bekehrung und Eingliederung der Sachsen in das fränkische Großreich mag hierfür den Anlaß gegeben haben, sind doch auch in Sachsen schon 792 Grafschaften eingerichtet worden. Die sog. frühen Werdener Traditionsurkunden, in denen der

Besitzerwerb des Klosters an der Ruhr dokumentiert wurde, geben als politische Größe bis weit ins 9. Jahrhundert aber nur das Herzog- tum Ripuarien an. Danach gehörte die Siedlungskammer an der unte- ren Ruhr (zwischen Duisburg und Werden), der in den Urkunden so bezeichnete Ruhrgau, zu dem fränkisch-karolingischen Dukat Ripuarien, das sich mit Köln als Zentrum linksrheinisch von der Er- peler Ley (bei Remagen) bis nach Neuß, rechtsrheinisch bis zur Ruhr erstreckte und dem im 8. Jahrhun- dert eine wesentliche Aufgabe bei Sachsenabwehr und Sachsen- krieg zugefallen war. Aus den mit dem Vertrag von Verdun (843) ein- setzenden karolingischen Reichs- teilungen ist dann zu erkennen, daß Ripuarien in Grafschaften auf- geteilt war, von denen - so folgern wir - die rechtsrheinische zwis- chen Rhein, Ruhr und Wupper ei- ne war und zwar diejenige, die in ehemaliger Grenzstellung zu Sachsen auch den Ruhrgau um- faßte.

Durch die karolingischen Reichs- teilungen des 9. Jahrhunderts hat diese rechtsrheinische Grafschaft einige Male die Zugehörigkeit zu den Teilreichen gewechselt. Zu vermuten ist, daß dieses Gebiet wie auch der linksrheinische Teil Ripuariens nach dem Vertrag von Verdun zum Mittelreich Lothars I. (840-855) und zum Teilreich Lo- thars II. (855-869) gehörte. Die Teil- lungen von Meerssen (870) und Ribémont (880) brachten ebendie- ses Teilreich Lothringen an das ostfränkische Reich. Beim Tod Ludwigs des Kindes (911) schlos- sen sich die lothringischen Großen jedoch dem Westreich unter dem karolingischen Herrscher Karl dem Einfältigen (898/911-923) an. Karl urkundete 922 in Duisburg, und die Gerresheimer Frauengemein- schaft zählte nach den Regie- rungsjahren dieses Königs. 925 gelang es dem ostfränkisch-deut- schen König Heinrich I. (919-936), Lothringen seinem Herrschaftsge- biet anzugliedern. Die Zeit der Teil- lungen von Königsherrschaft war damit am Niederrhein vorüber.

In ottonischer Zeit (919-1024) hat- te die Adelsfamilie der Ezzonen- Hezeleniden, die rheinischen Pfalzgrafen, eine Reihe von nie- derrheinischen Grafschaften in Verfügung, u.a. auch den Amtsbe-

zirk zwischen Rhein, Ruhr und Wupper. Dort ist zu 947 und 950 ein Graf Erenfrid bezeugt; die Pfalzgrafen Ezzo (996-1034) und Otto (1034-1045) waren zwischen ca. 1016 und 1045 im Besitz von Duisburg und Kaiserswerth. Nach dem Rückerwerb durch den deutschen König Heinrich III. (1039-1056) wurde Kaiserswerth zur königlichen Pfalz ausgebaut, Duisburg verlor an Bedeutung. 1093 überwachte in Mülheim ein Graf Bernher, wahrscheinlich als Stellvertreter des Pfalzgrafen, die Schenkung des Hofes Dahl an das Kloster Werden. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts übten Hermann (1145, 1148, 1151) und dessen Bruder Nivelung von Hardenberg (1158) ebenfalls in Stellvertretung der Pfalzgrafen in der Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft Herrschaftsrechte aus. Als Gerichtsort erscheint hier das heute abgegangene Kreuzberg bei Kaiserswerth. Danach verschwinden die auf amtsrechtlicher Basis agierenden Grafen, in großen Teilen der Grafschaft setzten sich die Grafen von Berg durch. Den staufischen Herrschern Friedrich I. Barbarossa (1152-1190) und Heinrich VI. (1190-1197) gelang es aber immerhin, Reste von Reichsgut und Reichskirchengut an Niederrhein und Ruhr als staufische Prokuration zu organisieren. Die von den Staufern erbaute Kaiserswerther Pfalzanlage war Mittelpunkt dieser Prokuration, der auch Duisburg angehörte.

Der Raum zwischen Rhein, Ruhr und Wupper und mithin der Ratinger Raum waren - wie gesagt - im frühen Mittelalter Teil des Herzogtums Ripuarien. Das Herzogtum bestand schon in merowingischer Zeit, wohl seit dem 7. Jahrhundert, Ripuarien selbst reicht aber noch bis in die Zeit der fränkischen Landnahme (5. Jahrhundert) zurück. Damals - in der Zeit der sog. Völkerwanderung - war es dem im 3. Jahrhundert erstmals bezeugten Stammesbund der Franken gelungen, linksrheinisch auf dem Gebiet des Römischen Reiches Fuß zu fassen. Der fränkische (Teil-) Stamm der Brukterer, die zuvor rechtsrheinisch, gegenüber von Köln siedelten, war sicher an der Eroberung der römischen civitas Ubiorum, des Kölner Ubierlandes innerhalb der römischen Provinz Germania secunda, maßgeb-

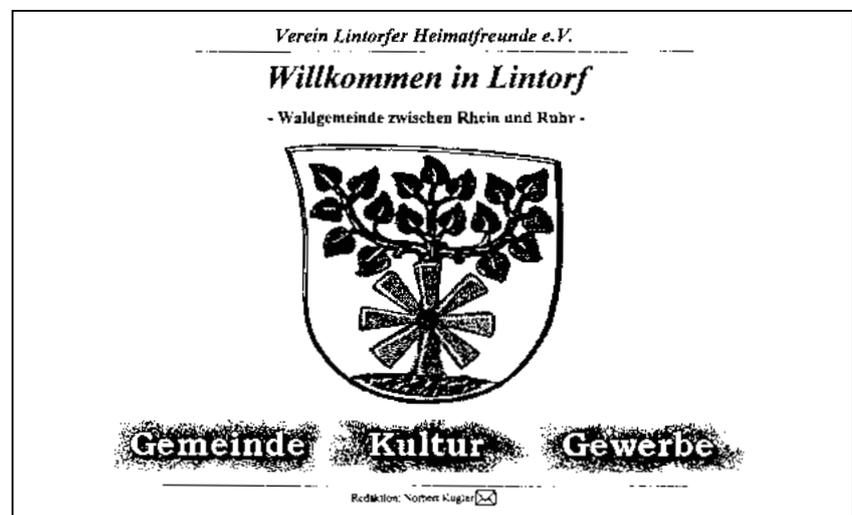
lich beteiligt gewesen. Es entstand nach der Einnahme Kölns (459) das (Kölner) Königreich der rheinischen Franken (Francia Rhinensis), das wiederum zu Beginn des 6. Jahrhunderts Teil des merowingischen Großreichs Chlodwigs (482-511) wurde. Die Landschaft Ripuarien hat ihren Ursprung also in ebendiesem Kölner Königreich und in der römischen civitas Ubiorum, sie war im hohen Mittelalter das Kernland des Kölner Bistums.

Weiter nördlich waren die fränkischen Chattuarier in den Raum um das römische Xanten eingedrungen. Sie siedelten zudem in ihren ursprünglichen rechtsrheinischen Stammesgebieten an unterer und mittlerer Ruhr. Auch die Chattuarier mußten sich Chlodwig unterwerfen, Hattuarier hieß in den folgenden Jahrhunderten der Großraum („Völkerschaftsgau“) am Rande des Merowingerreichs, am Rande Austrasiens, an Niederrhein und Ruhr. Hattuarier war mit dem Vordringen der Sachsen nach Westen im 7. und 8. Jahrhundert zunehmend gefährdet. Gegen Ende des 7. Jahrhunderts unterwarfen die Sachsen die wohl fränkischen Boruktuarier zwischen Lippe und Ruhr, ab 715 kam es vermehrt zu sächsischen Einfällen nach Hattuarier. Die Sachsen eroberten das Gebiet an der mittleren Ruhr (Hatterun), während die untere Ruhr - nun den Heiden unmittelbar benachbart - fränkisch blieb. Spätestens unter Karl dem Großen hat man aus der exponierten Lage des Ruhrgaus die Konsequenz gezogen und das Land bis zur Ruhr dem ripuarischen Herzogtum eingegliedert.

Der Ratinger Raum lag somit bis ins 8. Jahrhundert hinein in einer Grenzzone der (politischen) Großlandschaften Ripuarien und Hattuarier, wurde dann Teil einer ripuarischen Grafschaft zwischen Rhein, Ruhr und Wupper und machte die karolingischen Reichsteilungen in der hier dargelegten Art und Weise mit. In ottonischer, salischer und frühstauferischer Zeit gehörte das Gebiet um Ratingen zum Grafschaftskomplex der rheinischen Pfalzgrafen, die hier in Vertretung des Königs handelten. Nach der Mitte des 12. Jahrhunderts traten dann die Grafen von Berg auf. Ratingen und seine Umgebung gehörten nun zur sich ausbildenden terra et comitia de Monte („Land und Grafschaft Berg“).

Literatur:

Zur Urkunde siehe die Diplomata-Edition in der Monumenta Germaniae Historica: Die Urkunden Zwentibolds und Ludwigs des Kindes (= MGH. Diplomata. Die Urkunden der deutschen Karolinger, Bd.4), hg. v. T. Schieffer, 1960, Ndr München 1982, DLK 35. Zu Ludwig dem Kind: Schieffer, R., Die Karolinger (= Urban Taschenbuch 411), Stuttgart-Berlin-Köln 1992, S.195-198. Zu Kaiserswerth: Lorenz, S., Kaiserswerth im Mittelalter. Genese, Struktur und Organisation königlicher Herrschaft am Niederrhein (= Studia humaniora, Bd.23), Düsseldorf 1993. Zur politischen Raumgliederung am Niederrhein im früheren Mittelalter: Nonn, U., Pagus und Comitatus in Niederlothringen. Untersuchungen zur politischen Raumgliederung im früheren Mittelalter (= Bonner Historische Forschungen, Bd.49), Bonn 1983 und: Buhlmann, M., Ratingen bis zur Stadterhebung (1276). Zur früh- und hochmittelalterlichen Geschichte Ratingens und des Ratinger Raumes, in: Ratinger Forum 5 (1997), S.5-33.



Begrüßungsseite des Vereins Lintorfer Heimatfreunde im Internet

Huldigungsliste 1730 für die Stadt Ratingen und Meiersberg

In der „Quecke“ Nr. 68 vom November 1998, S. 69, ist meine Transkription der Huldigungslisten von 1730 für Lintorf, Eggerscheidt, Bracht, Schwarzbach, Eckamp, Homberg, Hösel und Breitscheid abgedruckt. Hier folgt nun die Huldigung für die Stadt Ratingen und die Honschaft Meiersberg. Die Huldigungslisten befinden sich im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (Signatur: Jülich-Berg II, 2410 und 2392).

Anlaß für den Treueeid der Untertanen war - wie ich im vorigen Heft dargelegt habe - die Eventualerbhuldigung für Franz Ludwig, Erzbischof und Kurfürst von Mainz, die Karl Philipp, Herzog von Jülich-Berg, 1730 anbefohlen hatte, weil er fürchtete, ohne männlichen Erben zu sterben. Zur Huldigung aufgerufen waren, wie in der vorliegenden Liste genau aufgeführt wird, die „Bürger, Einwöhner, Pfächter, Beywöhner, junge Manspersohnen und Söhne, so von zwanzig oder mehr Jahren“.

In den Dörfern um Ratingen waren die Familiennamen damals noch nicht sehr fest, denn die Bewohner wurden meist mit dem Namen ihres Hofplatzes notiert. In der Stadt Ratingen war das anders, hier erscheinen die Einwohner mit ihren Familiennamen, von denen manche noch heute in Ratingen vorkommen.

Die Rateringer legten den Eid vor den Ratsmitgliedern Polheim, Collenbach, Lorent, Flohr und Huben ab. Sie wurden nach bestimmten Straßenzügen aufgerufen. Diese Angaben sind auch heute noch - nach 270 Jahren - für jeden Rateringer verständlich.

Zuerst huldigen die Magistratsmitglieder:

Scheffen Nußer, Stattdiener
Scheffen Collenbach
Scheffen Schrod
Scheffen Lorent
Scheffen Schatte
Scheffen Brinck
Johann vom Stein
Ridderskamp
Arnold Flohr
Thomas Houben
Herman Blindt
Christoffel Lucas
Theodor Beesen
Peter Windscheidt
Conrad Böckers
Johan Schnitzler
so dan Stadtsecretarius
Collenbach



Das alte Fachwerkhaus „Im roten Hahn“ (heute Suitbertus-Stuben) an der Ecke Oberstraße/Turmstraße

Dann folgen die Bewohner von der „gantzen Oberstraß von Hauptmannen Buell Behaußung ahn zu rechnen, der halbe Marck und die gantze Bechemerstraß biß zu den drey Köni- gen“

Johan von der Wilpen
Johann Nußer
Wilhelm Faßbender
Jörgen Hollman
Johannes Beck
Johan Schmitz
Wilhelm Scholl
Daniel Schnitzler
Johannes Daniels
Monck
Wilhelm im alten Hahnen
Peter Löwen
Sylvius
Simon Großekamp
Peter Newhauß
Dietherich Käyser
Doctor Beesen
Godtfried Kohrmans
Steffen Bracht
Beywohner Frantz
Wilhelm Wickenberg
Johan Gahlen
Paulus ahn der Lohe
Johannes ahn der Lohe
Johannes Koch
Wilhelm Oberdorff
Adolf Fernau
Caspar Iserman



Die Kreuzung Oberstraße/ Bechemer Straße/Düsseldorfer Straße am Markt. An der Stelle des „Ratinger Schuh Bazars Otto Gille“ steht heute das ins Gerede gekommene Moda Park-Haus. Nach einer Zeichnung von Theo Sternberg aus dem Jahre 1911

Henrich Ringelberg
Peter Löwen
Hanß Henrich Löwen
Conradt Steinhauß
Tilman Buschhauß
Johannes, Beywohner
Santgoer
Johannes Luzius
Hieronimus Nolden
Wilhelm Kipberg
Johannes Bringman
Tilman Nußer
Johannes Onnartz
Beywohner Hieronimus beywindscheit

Procurator Clouth
 Wilhelm Rycken
 Fellscherer Neumann
 Anton Bartholomoi
 Hermanus Strack
 Johan Hack
 Wilhelm Monck
 Jacob Froitzheimb
 Johan Schlömer
 Johan Bramert
 Wilhelm Jansen
 Frantz Strahlen
 Henrich Winckelß
 Peter Haußman
 Henrich Lauffs
 Johan Kirbourg
 Adamus Meyer
 Johann Aubach
 Dietherich Lentzen
 Caspar Strack
 Matthiaß Titz
 Wilhelm Titz
 Peter Janß Landt
 Hanß Henrich Muller
 Wilhelm Wyden
 Jörgen Wyden
 Beywohner Martin
 Eliseus Jansen
 Adam Bramert
 Gördt Kamp
 Michel Duppenbecker
 Peter Clouth
 Josepff Steinle
 Berndt Kolckman
 Wilhelm Muller
 Ewert Beywöhner
 Thomas Nußer
 Matthiaß Bischoff
 Christian Flohr
 Zander von Ammeren
 Vit Jansen
 Hanß Wilhelm Dyckes
 Johan Schrieffers
 Peter Mattheiß Jansen
 Arndrieß Pluntzers
 Wilhelm Santgoers Eydam
 Johannes Kießman
 Simon Zimmer
 Balthasar Kapp
 Thomas Scholl
 Andrieß Scholl

Hierzu seint außgeblieben
 wie folgt:

Hauptmann Buell, bettlägerig
 Koppeschaar, bettlägerig
 Ferdinand Nösenberg,
 bettlägerig

*Anschließend sind zum
 Huldigungseid aufgeru-
 fen die Bewohner „von
 den drey Königen herab*

*die Dußeldorfer Straß,
 der ubriger Marck und
 die Lintorffer Straß mit
 der Grunenstraßen¹⁾. Hier-
 zu seint erschienen, alß
 folgt“:*

Wirrich Gaddum
 Wilhelmus Blindt
 Tilman Kremer
 Wilhelmus Nußer
 Daniel Eschbach
 Hanß Jacob
 Peter Marell
 Jacobus Nußer
 Johann Bonrath



Das Gasthaus „Zu den drei Königen“
 an der Ecke Bechemer Straße/
 Düsseldorf Straße im Jahre 1910.
 Besitzer war damals die Familie
 Wilhelm Zahn

Peter Meyer
 Christoffel Brewer
 Anton Cönen
 Hanß Henrich Nolden
 Wilhelm Oligschläger
 Gerard Nußer
 Beywohner Derrich Iserman
 Johan Bartholom. Nolte
 Herman Beck
 Beywohner Henrich
 Henrich Schram
 Jörg Stoth
 Johannes Stock
 Johannes Schier
 Johann Friederich Schmitz
 Peter Weidtman
 Mattheiß Nußer
 Beywohner Anton Haßsiegen
 Hoffstatt
 Kourte
 Conradt Lohe
 Doctor Heister
 Hanß Wilhelm auß der Mauren

1) Gemeint ist die heutige Grütstraße. Im
 Mittelalter wurde Bier mit „Grut“
 (= Kräuter) gebraut. Als seit dem 16. Jh.
 dazu Hopfen verwandt wurde, geriet der
 Name Grut in Vergessenheit und die
 Straße, an der wohl Bierbrauer gewohnt
 hatten, wurde Grunstraße genannt.



Alt-Ratingen: Blick von der Brunogasse
 auf St. Peter und Paul.
 Die Aufnahme entstand in den
 50er Jahren

Theodor Lucas
 Frantz von der Strathen
 Gördt Schuhmacher
 Johannes Frohnen
 Adam ahm Rhein
 Wolter Derelekin
 Johannes Buschman
 Wilhelmus Buschman
 Thomas Weidtman
 Peter Weidtman
 Wilhelmus Weidtman
 Dietherich Bracht
 Adolff Löwen
 Wilhelmus Löwen
 Ardolff Dahlen
 Reform. Schullmeister Brewer
 Henrich Hutten
 Wilhelm Hutten
 Dietherich Röbele



Die Lintorfer Straße mit dem 1873
 abgerissenen Lintorfer Tor

Johan Böckers
 Mattheiß Buschman
 Johan Zimmerman
 Wilh. Bröker
 Procurator²⁾ Derekin
 Moritz Horst
 Henrich Kramp
 Johann Bohnen
 Dominans Nesina
 Toniß von der Strathen
 Conradus von der Strathen

2) Anwalt, Rechtsvertreter

Jacobus Schuhmacher
 Dietherich Fleckes
 Lucas Fleckes
 Beywohner Wilhelm
 Jacobus Werth
 Johannes Werth
 Wilhelm Bracht



Blick in die Grütstraße vor dem
 Zweiten Weltkrieg

Christoffel Königs
 Johan Schlippert
 Johannes Veiff
 Vincentz Bochmuller
 Peter Keßele
 Vincentz Binnius
 Bertramb Bochmuller
 Johan Henrich Nösenberg
 Johannes Nösenberg
 Christoffel Nösenberg
 Hieronim. Naaß
 Christian Bierbaum
 Thomas Bierbaum
 Ludimagister³⁾ Hamacher
 Moritz Wolff
 Caßpar Beckman
 Wirrich Bohnen
 Heinrich Leydtman
 Herman Schneider
 Anton Frotzheimb

Hierzu sint nicht erschienen:

Joachim Blindt bettlägerig
 Leonard Monck bettlägerig
 Leutenant Helm bettlägerig

**Es folgt „die ganzte auß-
 wendige burgerschafft,
 Burger und Einwöhner,
 Pfächter, beywöhner und
 Backhauß Leuthe⁴⁾“:**

Stattmüller Höffgens
 Philipp Lammerts
 Bietpfächter⁵⁾ zur Heyden
 Buschgens
 Wilhelm Buschges
 Henrich Newhauß
 Schürebeck
 Goltburg
 Kipburg
 Södngen
 Schreyßköther
 Die Hutt
 Koppeschaar
 Herman auß dem Klompenkothen
 Bietpfächter ahm Rham
 Bietpfächter ahm Kleinen
 Brockhoff
 Beywohner Alff
 Beywohner im Backhauß
 Halbenkämpfer
 Scheiwenhauß
 Brunßhöffer
 Kremershoffer
 Die Dören
 Beywohner Johannes
 Wilhelm Stuhr
 Angerbrugg
 Scheppersguth
 Beywohner Johannes
 Niesen Vollhaußen Pfächter
 Bietpfächter zu Klein Schimmers
 Pfächter ahm Pesch
 Bennegers Köther
 Schillings Köther
 Kohlenkothen
 Meyßkothen



Der Fachwerkkotten Kellersdiek
 im Wald zwischen Mülheimer Straße und
 Eggersscheid im Jahre 1975.
 „Kellers Dicker“

- 3) Schulmeister
- 4) Diese wohnten in den Backhäusern der Höfe oder deren Nebengebäuden und Scheunen. Sie waren meist Tagelöhner, die immer dorthin zogen, wo sie Arbeit fanden.
- 5) Gemeint ist vermutlich der „Bedepächter“. Die Bede war die älteste deutsche Steuer (abgeleitet von „bitten“, d. h. der Erheber der Steuer mußte die Abgaben „erbitten“). Im vorliegenden Fall hat der Landesherr den Einzug der Steuern, die aus Geld, Naturalien oder Diensten bestehen konnten, an den sogenannten „Bietpächter“ verpachtet.

Heimensang
 Klein Drengeburger
 Stambts Kothen
 Birmans Kothen
 Finckenkothen
 Höffgen
 Cronenbergs Köther
 Beywohner daselbst
 Giehren
 Heidtkamp
 Die Schleup
 Rosenkothen
 Pfächter zum Holt
 Vahrenköther
 Beywohner daselbst
 Kellers Dicker
 Scheiwendurpele
 Ahm Heck
 Juffers brugg
 Obriste Brugg
 Wolters Brugg



Die Gaststätte „An der Lohe“ an der
 Mülheimer Straße in den 20er Jahren.
 „Peter ahn der Lohe“

Noldenköther
 Klompenköther
 Peter im Klompenkothen
 Birckenkötter
 Birckenköthers sohn Johannes
 Gurßköther
 Rolefskothen
 Ewert, beywohner daselbst
 Frommers Kothen
 Graßhaußen
 Klein Kawhauß
 Pächter ahn Rosenthal
 Der Schieper
 ahm Hombergerdick
 Martin Mergelsberg
 Peter ahn der Lohe
 Peter Peffer
 Johannes Kür
 Johannes Oligki
 Mattheiß Wolters
 Johannes ahn der Bleich
 Wilhelm ahm Dick

Hierzu ist nicht erschienen:

Ridders, bettlägerig

Meiersberg

Peter im Scheidt
 Jacob aufr Hohstraßen
 Jan Dieterich aufr Hochstraßen,
 beywöhner

Lutter ahm grönendahl
 Dietherich beywöhner
 Gerhard beywöhner daselbst
 Hermann ahn der Stiehl,
 beywöhner, absens
 Henrich ahn der oberheiden
 Peter in der Roßdommen
 Paulus beywöhner, aegrote
 et caduc⁶⁾
 Mahller Grewenhaus
 Jurgen zur Straßen, beywöhner
 Peter im Gühr im Backhaus
 Leonardt zu Steinbeck
 Johann am Ströppershausgen
 Adolf am Ströpperßhausgen,
 beywöhner
 Heinrich am Nocken
 Peter am Nocken, beywöhner
 Johann aufr Schönenbeck,
 beywöhner
 Heinrich im
 Schönebeckßhausgen
 Peter, beywöhner daselbst
 Rutger im Brückßgen
 Conrad im Meißloch
 Wilhelm im Meißloch,
 beywöhner
 und beywöhner Jan Dietherich
 Jacob in der Kleiner Herbeck
 Johann am qual
 Wilhelm aufr Varsterheiden
 Ludtgenauß, beywöhner daselbst
 Schwarzbach
 aufm Artzberg
 Wusthoffen, absens
 Graßstein Steinbeck
 Meyerßberg
 Boxhausgen
 Zum Busch
 Zum Wiehl
 Mittelsteinbeck

6) Krank und hilflos



Grevenhaus und Grevenmühle in Meiersberg – „Mahller Grewenhaus“

Zum Hoffen
 Zur Seicken
 Zur Straßen
 Großharbeck
 Oberschönbeck'
 Schwebegs
 Grafferhaus
 Zu Fußkes
 Zu Gladtbach
 Steinhauß
 Klein Steinbeck, absens
 Im Gühr
 Meißloch
 Zur Claster
 Kleinhoff
 Klein Schönbeck
 Bremersfeldt
 In der Schlincken
 Im bunten Kohten
 Kleufferßhaus

Aufm Scharffenstein
 Am Ungerßbusch
 Im Scheinen
 Klein Scharffenstein
 Hundtßheidt
 Ahn der Hurdt ist kein Hauß
 Am Schaffstahl
 Im Burghöffell kein Hauß
 Auffer Straßen
 Eickauhl
 Stahl, aegrotus⁷⁾
 Am Busch
 Hoffacker
 Henrich zu Wusthoffen, Scheffen

7) krank

Bearbeitet und transkribiert von
 Monika Degenhard

**Wir haben die
 optimale Lösung
 für Ihr Bad!**

Ratingen-Lintorf
 Konrad-Adenauer-Platz 26
 Eingang Duisburger Straße
 Telefon 021 02/89 3189
 Telefax 021 02/89 3180



CIVELEK & FROHNHOFF GMBH

Exclusive Bäder und 3D-Badplanung

- **Installations-Meisterbetrieb**
- Installation und Heizung
- Bäderrenovierung
- Sanitäranlagen
- Neu- und Umbau
- Kundendienst

Ratinger Zeitung vom 15. Juli 1903:

Der neue van Dyck für die Pfarrkirche in Ratingen

Ein Gemälde von hohem Rang

Antwerpen ist in diesem Jahr das Mekka für Liebhaber der Barockkunst. Denn die Stadt an der Schelde feiert den 400. Geburtstag des flämischen Malers Anton van Dyck. Mehrere Ausstellungen sind ihm gewidmet. Hundert Werke aus allen Schaffensperioden werden allein im Königlichen Museum für Schöne Künste gezeigt. Leihgaben aus vielen bedeutenden Museen und Privatsammlungen sind hier versammelt. Antwerpen ist eine Reise wert. Aber der Kunstliebhaber kann den Barockmaler und Schüler von Peter Paul Rubens auch in Ratingen erleben. Die Pfarrgemeinde St. Peter und Paul besitzt nämlich einen *van Dyck*. Er hängt hoch an der Wand im linken Seitenschiff, etwas weit vom Betrachter entfernt. Es handelt sich dabei um eine *Beweinung Christi*. Die Kunstsachverständigen sind sich nicht ganz einig, ob es sich um einen echten *van Dyck* handelt oder um eine Kopie aus der Werkstatt bzw. Schule des Meisters. Es ist nichts Ungewöhnliches zu der Zeit, dass Bilder aufgrund der großen Nachfrage berühmter Meister mehrfach gemalt wurden. Die Schüler und Mitarbeiter übernahmen dann bestimmte Aufgaben. Sie malten z.B. den Hintergrund, Bäume und Pflanzen oder die Gewänder der Dargestellten. Der Meister hatte die Idee und Konzeption geliefert und möglicherweise Details z.B. in den Gesichtszügen hinzugefügt: Er gab dem Bild *den letzten Pinselstrich*. Van Dyck hat auf ähnliche Weise als Schüler an Bildern von Rubens mitgewirkt. Später, als er zur Meisterschaft herangereift war, konnte man bei manchen Bildern gar nicht mehr unterscheiden, ob es ein *van Dyck* oder ein Rubens war, so eng verbanden sich Lehrer und Schüler im Kunstwerk.

Fundstück auf dem Speicher

Am 3. Juni 1903 war im „Anzeiger für Ratingen und Umgegend“ zu

lesen: *Die katholische Pfarrkirche hat zu Pfingsten wieder einen neuen Schmuck erhalten in dem durch den Maler Aschenbroich in Düsseldorf renovierten, früheren Altarbild, einem van Dyckschen Oelgemälde: die Kreuzabnahme darstellend.*

Am 15. Juli 1903 heißt es dann weiter: *Nachdem unsere Ausführungen (vom 3. Juni) schon von verschiedenen Zeitungen übernommen worden sind, finden wir in der ‚Rhein.-Westf. Zeitung‘ folgende Abhandlung: ‚Der neue van Dyck in der Pfarrkirche zu Ratingen. - Als vor einigen Tagen die Nachricht von einem unbekanntem Gemälde van Dycks, das in dem hübschen Landstädtchen Ratingen unweit von Düsseldorf jüngst entdeckt wurde, durch Zeitungen und Kunstzeitschriften ging, wird sie nicht geringes Aufsehen in Kunstkreisen hervorgerufen haben...‘*

Damals, am Anfang unseres Jahrhunderts, zweifellos eine Sensation, dass in Ratingen ein *van Dyck* gefunden worden war. Wie war das Bild nach Ratingen gekommen? Nach der Überlieferung musste die Äbtissin des Zisterzienserinnen-Klosters in Herkenrode (Belgien) zusammen mit anderen Stiftsdamen vor den französischen Revolutionstruppen flüchten. Sie fanden zeitweise Unterkunft in Ratingen. In Ihrem Gepäck hatten sie Reliquien und andere Wertstücke, unter anderem den *van Dyck*, der ihnen so wichtig war, dass sie ihn aus ihrem Kloster mit auf die weite Reise nahmen. Warum die Nonnen das Bild nicht wieder mit nach Belgien zurückgenommen haben, ist ungeklärt. Jedenfalls verblieb es zunächst in Privatbesitz und landete unbeachtet auf dem Speicher eines Ratinger Hauses. Später schenkte es dann der Besitzer der Pfarrkirche St. Peter und Paul. Hier war das Gemälde zeitweise als Retabel am Hochaltar angebracht. Nachdem die Pfarrgemeinde im Zuge des

Erweiterungsbaus am Ende des vorigen Jahrhunderts auch einen neuen Hochaltar angeschafft hatte, bekam das Bild seinen neuen Platz im Seitenschiff, wo es heute noch zu bewundern ist.

Man weiß, dass das Bild eine Wiederholung des Originals mit leichten Variationen ist, das in den Staatlichen Museen zu Berlin hängt. Weitere Repliken mit dem gleichen Motiv der *Beweinung Christi* aus der Werkstatt van Dycks finden sich in der Ägidienkirche in Nürnberg und in der Staatsgalerie in Stuttgart.

Trauer um den toten Jesus

Der Betrachter hat ein Bild, auf Leinwand gemalt, in der Größe von 200 cm (Höhe) mal 166 cm (Breite) vor sich. (Mit einem Rahmen aus der Zeit um 1800). Der Körper des vom Kreuz abgenommenen Christus erstreckt sich schräg durch die Bildfläche. Er ruht auf einer Erdbank, auf der weiter zurück Josef von Arimathäa sitzt, auf dessen hoch gestelltem linken Knie der Kopf Christi liegt. Ein weißes Leinentuch, das bei der Abnahme vom Kreuz benutzt wurde, breitet sich unter dem Körper aus und ist um den Hinterkopf und das rechte Bein geschlagen, womit es auch die Blöße bedeckt. Es bietet einen wirksamen Hintergrund für den warmen Fleischton des Körpers, den der Künstler statt einer Leichenblässe gewählt hat. Der Kopf ist verhältnismäßig klein, der Ausdruck wirkt eher ruhig und entspannt. Von den vorausgegangenen Qualen ist in den Gesichtszügen nichts zu spüren. Der rechte Arm hängt nicht schlaff herunter, ebenso sind am ganzen Körper die Zeichen des Martyriums, außer der Seitenwunde, nicht zu erkennen. Es ist kein gemarterter Körper, sondern mehr von der Haltung des Schlafes bestimmt.

Josef, der es ermöglicht hat, dass Jesus vom Kreuz abgenommen und anschließend ins Grab gelegt



Kopie der „Beweinung Christi“
von Anton van Dyck (nach 1634)
im nördlichen Querhaus

werden konnte (Joh. 38,19), schaut mit einem weiten Blick über den Betrachter hinweg ins Leere. Vielleicht schaut er auf das Kreuz vor ihm, das aber selbst nicht dargestellt ist, von dem er aber gerade den Leichnam Jesu abgenommen hat. Sein Kopf hebt sich gut von dem leicht bedeckten Himmel ab, der links von der braunen Erdwand, die den übrigen Hintergrund abgibt, sichtbar wird.

Vor diesem Hintergrund werden Maria, die Mutter Jesu und Johannes sichtbar, die wie in einer tiefen und schmerzvollen Bewegung herbeieilen. Maria scheint aus der Dunkelheit zu kommen und streckt die Arme ihrem toten Sohn entgegen. Ihre Gesichtszüge sind die einer jüngeren Frau. Ihr Schmerz über den toten Sohn ist sehr verhalten dargestellt. Er drückt sich vor allem in der vorgebeugten Körperhaltung und in den weit nach vorne ausgestreckten Armen aus.

Johannes, der Lieblingsjünger, zeigt in seinen Gesichtszügen das Entsetzen und Erschrecken über das Geschehen auf Golgota. Mit einer Armbewegung scheint er Maria davon abhalten zu wollen, näher an ihren toten Sohn heranzutreten. Vielleicht will er sie so zurückhalten, das Leid, das vor ihnen liegt, und das sie in den letzten Stunden so intensiv erlebt haben, nicht zu berühren. Die Handbewegung kennzeichnet vielleicht auch den Auftrag, den er von Jesus bekommen hatte: *Siehe, deine Mutter* (Joh. 19,27) und will ihn jetzt in die Tat umsetzen, ihr als Sohn Trost und Hilfe geben.

Ein kleiner, weinender Putto ergreift in rührender Trauer die linke Hand Christi, um sie zu halten. Ein Zeichen des Mitgefühls, der Trauer: Himmel und Erde sind erschüttert, was hier durch Menschen geschehen konnte.

Zeichen für die erlittenen Schmerzen und den Hohn ist die Dornenkrone am unteren linken Bildrand. Die Kreuzesinschrift *Jesus Rex. – Jesus ist König* liegt daneben. Krone und Inschrift bilden so eine zeichenhafte Einheit der Botschaft Christi.

Kontrastreich in den Farben

Auffällig an dem Bild ist die starke Farbgebung. Der tote Jesus liegt im hellen Licht. Die Helle des Körpers wird noch durch das strahlend weiße Tuch der Kreuzabnahme und das leuchtende Rot des Tuches, das Josef hält, unterstrichen. In diesem Licht steht auch der trauernde Putto. Die Helle setzt sich abgestuft fort über das Gesicht des Josef und geht weiter in die Landschaft hinein, die im Hintergrund links angedeutet ist. Die Wolken am Himmel verziehen sich und machen dem Licht des Tages wieder Platz. Das Licht erscheint auch auf den Gesichtern von Maria und Johannes. Sie selbst stehen kontrastreich vor dem dunkel-schwarzen Hintergrund (möglicherweise dem Eingang zum Grab, in das Jesus gelegt werden soll). Ihre Körperbewegungen erwecken aber den Eindruck, dass sie aus der Dunkelheit der Todeserfahrung in das Licht des Friedens, in die Helle der *neuen* Zeit hervortreten: Ostern, das Fest der Auferstehung, kündigt sich somit bereits an.

Ein weiteres Farbsignal trägt das schon erwähnte Grabtuch. Rot ist die Farbe des Martyriums, des vergossenen Blutes. Rot kennzeichnet aber auch den König. Rot ist weiterhin Farbe der Liebe und auch – ein provozierender Gedanke – die Farbe der Revolution. Mit dem Tod Christi hat sich die Welt verändert. Der Tod Christi ist ein Neuanfang für alle Menschen, wenn sie ihr eigenes Sterben erleben. Die biblische Botschaft heißt demnach: *Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe* (Mk 1, 15). So wie Maria, Johannes und Josef sollen alle Menschen die Zeichen der Auferstehung sehen und glaubend in ihrem Leben annehmen,

damit sie von jetzt an von Hoffnung getragen werden. Das Revolutionierende ist hierbei, dass das neue Reich nicht mit Waffen erkämpft worden ist, wie es in von Menschen bewirkten Revolutionen immer wieder passiert, sondern mit den *Waffen der Liebe*. Einer hat für alle das Leid der Welt auf sich genommen, einer hat den *Sündenbock gespielt*. Somit ist alles Leid dieser Welt nur noch vorübergehend und vorläufig. Das Ende ist absehbar, wenn man sich vorbehaltlos der Botschaft Christi vom Kreuz und vom leeren Grab öffnet.

Ein Bild des 17. Jahrhunderts

Das Bild ist um 1635 entstanden, also während des 30jährigen Krieges, in einer Zeit, die in ihren schrecklichen Erfahrungen unserem Jahrhundert gleicht. Menschen wurden ständig vom Krieg, vom Hunger, von Krankheit und Heimatlosigkeit bedrängt, bedroht und vernichtet. Passt daher die Art der Darstellung in diese Zeit oder hat der Künstler das Ereignis der Kreuzabnahme Christi nicht viel zu harmlos wiedergegeben? Was soll zum Beispiel der kleine weinende Putto?

Die Barockzeit hat häufig den Engel dargestellt. Oft erscheint er in seiner Lieblichkeit, seiner unschuldigen Kindlichkeit oder auch in seiner majestätischen Größe gar nicht der menschlichen Erfahrungswelt des 17. Jahrhunderts zu entsprechen. Und doch ist auch er gerade in dieser Zeit Bote des göttlichen Willens an die Menschen. Die Tränen des kleinen Engels auf unserem Bild zeigen die menschlichen Züge der Trauer über das Schlimme, das geschah und das immer wieder geschieht. Himmel und Erde sind untröstlich. Somit gibt es keine Grenzlinie zwischen diesen beiden Bereichen, wenn es um die Erlösungstat Christi geht. Beide – Himmel und Erde – sind in gleicher Weise betroffen, beide haben aber auch Teil an dem Licht der Botschaft Christi, an dem Licht des Auferstehungsmorgens. Am Ostermorgen wird der Engel im hellen Gewand (Mk 16,5) den Frauen am Grab die Botschaft vom auferstandenen Herrn verkünden. Hier auf dem Bild ist er, zwar noch mit Tränen im Gesicht, bereits vom Licht des kommenden Tages erfüllt.

Wo bleibt die Not der Zeit, in der das Bild entstanden ist? Sie ist dargestellt und zeichenhaft erkennbar, wenn auch auf verhaltene Weise. Die Botschaft des Bildes lautet: die Not kann überwunden werden. Der tote Jesu scheint eher zu schlafen. Sein Tod ist nicht endgültig. *Nur* drei Tage lang wird ihn das Grab halten, dann wird er seinen Jüngern nach Galliläa vorausgehen (Mk 16,7). Die Dunkelheit der Zeit droht von der rechten Bildhälfte her das ganze Bild wie eine Gewitterwand zu überziehen. Die Zeit ist wie ein Grab, und doch besiegt das Licht das Dunkle. Von Jesus, dem Zentrum ausgehend, werden die Menschen *erleuchtet*. Sie (Maria und Johannes) tauchen - stellvertretend für die Menschheit - aus der Dunkelheit des Karfreitags auf und treten ins Licht. Die Handbewegungen sind, menschlich verständlich, als Zeichen der Trauer zu deuten, sie greifen aber auch aus der Dunkelheit nach dem Halt, der von Christus ausgeht - auch von dem toten Christus. Indem Maria ihren Erlöser *ergreift* und damit *begreift*, läßt sie das Dunkle, das Unsagbare, den Abgrund des Todes hinter sich. So ist ihr Gesichtsausdruck folglich eine Mischung aus Trauer, Hoffnung und aufbrechender Freude.

Vielleicht vermittelt die Beschreibung des Gemäldes, seine Interpretation und theologische Ausdeutung den Grund dafür, warum die Zisterzienserinnen es am Ende des 18. Jahrhunderts vor der Vernichtung durch die Revolutionsstruppen retteten. Für sie war es ein *Zeichen der Hoffnung*, dass *die Tränen der Zeit* vorläufig sind. Wahrscheinlich haben sie hinter

dem Bild seine eigentliche Botschaft erfahren: *Das ist Gottes Sohn* (Mt 27,16).

Der Maler

Anton van Dyck wurde 1599 in Antwerpen geboren. Bereits als Zehnjähriger fing er als Malergehilfe an und zeigte sehr bald Talent. *Als bester Schüler* von Peter Paul Rubens führte er mit 15 Jahren bereits sein eigenes Atelier. 1622 (22jährig) malte er das eindrucksvolle Bildnis von Isabella Brant, Rubens Ehefrau. Die frühen Werke standen noch stark unter dem Einfluß seines Lehrers. Bei einem langjährigen Aufenthalt in Italien (1621-1627) schulte er sein Auge an Tizian und Tintoretto. Er bevorzugte jetzt Farbigkeit und Kompositionsstil der italienischen Renaissance.

Zwischen 1627 und 1632 kehrte er in seine Geburtsstadt zurück. Es war die Zeit, in der er vermehrt Aufträge für Kirchen und Klöster ausführte. In der Zeit der Gegenreformation wählte er Themen, in denen er bewußt die katholische Lehre zum Ausdruck brachte.

1632 ernannte ihn der englische König Karl I. zum Hofmaler. Er erreichte damit den Höhepunkt seiner Karriere. Eine imposante Galerie von Staatsmännern und Adligen, von Kaufleuten, Bankiers, Höflingen und Fürstenkinder seiner Zeit entstand. Für seine Verdienste erhob ihn der König schließlich in den Adelsstand und sicherte ihm somit einen gewissen Wohlstand, wozu auch ein Haus an der Themse gehörte. Mit 42 Jahren starb er 1641 in London. Seine Tochter war gerade eine Woche vorher geboren worden.

Auf alle Fälle ist jetzt Gelegenheit für die Bewohner des Rhein-Ruhrwinkels gegeben, van Dyck in einem originalwertigen Gemälde kennen zu lernen, heißt es in der bereits erwähnten Ratinger Zeitung vom 15. Juli 1903.

Auf dem Weg nach Antwerpen lohnt es sich, einen Abstecher in die Pfarrkirche St. Peter und Paul zu machen.

Hans Müskens

Benutzte Literatur:

H. Knackfuß: A. van Dyck
In der Reihe: Künstler-Monographien, Bielefeld und Leipzig 1896
(mit einer Abbildung der Berliner Fassung, S. 23)

Hugo Kehrer: Anton van Dyck,
München 1921
(mit einer Abbildung der Berliner Fassung, S. 37)

Christopher Brown – Hans Vlieghe (Hrsg.):
Van Dyck 1599 – 1641
Katalog zur Ausstellung vom
15.5. – 15. 8. 1999 in Antwerpen

Heinz Peters: St. Peter und Paul Ratingen
In der Reihe „Beiträge zur Geschichte Ratingens“, hrsg. vom Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V.
1957 (1. Auflage), 1998 (2. Auflage)

Hanns Peter Neuheuser:
St. Peter und Paul in Ratingen
In: Rheinische Kunststätten Nr. 85,
2. Auflage 1983

Anzeiger für Ratingen und Umgebung
vom 3. Juni und 15. Juli 1903
(Kopie)

Hans Müskens: Ratinger Zeitung vom
15. Juli 1903 „Der neue van Dyck für die
Pfarrkirche in Ratingen“
In : Forum Kirche, Informationen aus St.
Peter + Paul und Herz Jesu, 3/99

Hans Müskens: Weint nicht über mich
(Lk 23,28)
„Beweinung Christi“ nach Anthonis van
Dyck (1599-1641) in der Pfarrkirche
St. Peter und Paul, Ratingen
Eine Bildbetrachtung
Typoskript (Ratingen) 1988

Neues Wegkreuz eingeweiht

Am 14. August wurde an der Ecke Brückstraße/Rosenstraße eine Station des alten Ratinger „Bittweges der Sieben Fußfälle“ eingeweiht. Pfarrer Werner Oermann, Pfarrer Dr. Gerd Brinkmann und Pater Peter (Pfarrer von St. Suitbertus und Herz-Jesu) nahmen gemeinsam bei großer Beteiligung

der Bevölkerung die Handlung vor. Weitere Stationen auf diesem alten Prozessionsweg sind die Kreuzkapelle (Heiligenhäuschen), das Steinerne Kreuz, die Hauser Kapelle (Barbara Kapelle), das Kreuz im Therapiegarten des St. Marienkrankenhauses, das alte Friedhofkreuz auf dem Ehrenfried-

hof und schließlich das Kreuz an St. Peter und Paul hinter dem Bürgerhaus.

Das neue Wegkreuz ersetzt ein altes Holzkreuz, das manchem Ratinger noch vage in Erinnerung ist. Die Bildhauerin Lisa Lepper-Behl (Ratingen) hat Material bearbeitet,

das als „Ratinger Blau“ oder „Ratinger Marmor“ bekannt ist und früher im Steinbruch am „Schwarzen Loch“ gebrochen wurde. Es sind drei große, gewichtige Blöcke, die aufeinander gestellt sind, mächtig wirken, eine Last darstellen, wie oftmals das Kreuz eine Last in unserem Leben sein kann. Hier wird dieser Gedanke sichtbar und spürbar.

Die Künstlerin hat bereits bearbeitetes Material vorgefunden, das früher als Fundamentsteine in der alten Fabrik Cromford Dienst tat, bis die Hallen abgerissen wurden. Den ursprünglichen Rand hat Lisa Lepper-Behl in seiner ursprünglichen Form erhalten. Man erkennt deutlich die Spitzhiebe, die damals vor der ersten Verwendung den rohen Stein in Form gebracht haben. Sie hat dann die großen Flächen geglättet und ein wenig nach innen gewölbt, um so die Kanten schärfer hervortreten zu lassen.

Der Betrachter erkennt unschwer, dass die Seiten sehr unterschiedlich belassen wurden. Der Stein „spricht“ einmal durch die Art der künstlerischen Gestaltung. Je mehr er bearbeitet wird, desto mehr verändert er seine Farbe: sie geht von fast weiß über hellgrau zu schwarz. Eine weitere Bearbeitung würde zu einer glatt/schwarzen Form führen, wie wir sie z. B. beim Taufstein von St. Peter und Paul vorfinden, der 1631 aus dem gleichen „Ratinger Marmor“ gefertigt wurde. Der Stein „spricht“ aber auch durch sein eigenes „Innenleben“, das die Künstlerin bewußt erhalten hat: Sprünge, Falten, Adern gehören zu ihm, sind nicht „gemacht“. Er „spricht“ weiterhin durch Licht und Schatten, bewußt eingesetzte Elemente, um die Lebendigkeit, Vielseitigkeit und Vielschichtigkeit hervorzuheben.

Licht und Schatten konzentrieren sich in dem tief eingeschnittenen Kreuz auf dem obersten der drei Steine. Hier verlässt Lisa Lepper-Behl die traditionelle Bearbeitung des Steins und benutzt ein modernes Werkzeug, um ihn aufzusägen. Damit dringt sie in sein Inneres vor. Das tut (im übertragenen Sinn) weh. Es deutet an, wie der Mensch in die Natur „einbricht“. Zu denken ist aber auch an das Öffnen der Seite Christi bei der Kreuzigung. Es hat weiterhin etwas damit zu tun, dass der

Mensch einer Sache auf den Grund gehen möchte, dass er etwas auf den Punkt bringen will. Ganz unterschiedliche Betrachtungsweisen, die vom jeweiligen „Standpunkt“ mit bestimmt werden.

Im unteren Block hat die Bildhauerin auf besonderen Wunsch eine Muschel reliefartig in den Stein hineingearbeitet. Mit ihrer sehr detaillierten feinen Darstellung befindet sich das Zeichen der Pilger in einem nicht zu übersehenden Kontrast zu der zum Teil „groben Umgebung“. Die Muschel ist Erkennungszeichen dafür, dass der Pilger einen langen und beschwerlichen Weg in der Hoffnung geht, auch ans Ziel der Reise zu kommen. Das Ziel ist letztendlich die Hoffnung, die vom Kreuz ausgeht. Mit dem Bild der Muschel ergibt sich auch der Hinweis auf das Wasser (ursprünglich wurde sie als Trinkgefäß benutzt). Sie ist Zeichen für die Erfrischung auf dem Weg, Zeichen für heilendes Wasser, für das Wasser des Lebens, für das Wasser der Taufe.

Wer sich das neue Wegkreuz ansieht, der hat schon eine Menge über die Künstlerin erfahren, die hier ihr erstes Kunstwerk im öf-

fentlichen Raum aufstellte.

Für Lisa Lepper-Behl war es nicht selbstverständlich, sich mit historischem „Material“ zu beschäftigen: das trifft für den „Bittweg der sieben Fußfälle“ als solchen zu als auch auf die Steine, die bereits ein „Vorleben“ hatten. Mit Steinen hat die Bildhauerin es aber von Berufs wegen einfach. Sie gehören zu ihrem Metier. Einer vorgefertigten Form eine neue zu geben und mit einem entsprechendem Inhalt zu versehen, ist das, was sie schließlich herausgefordert hat.

Die Umsetzung der Idee bedeutete Auseinandersetzung: Werde ich der Sache gerecht, eine vom christlichen Gedanken geprägte Gebetsstation zu schaffen? Kann ich nachvollziehen, dass die Menschen Jahrhunderte lang hier ihre Sorgen im Gebet ausgesprochen haben? Halte ich mich darum eher an die traditionelle Form? Suche ich eine Lösung, die das alte ganz hinter sich läßt? Oder suche ich einen Weg, der das alte akzeptiert, es aber in die heutige Zeit herüber holt? Im Gespräch mit Lisa Lepper-Behl fiel einmal das Wort „Kampf“. Dann ist es ein Kampf mit dem Material, ein Kampf mit dem mehrfachen historischen Hintergrund, ein Kampf mit der Idee des Kreuzes selbst.

Jetzt beginnt unsere Aufgabe, die wir hier an der Straßenkreuzung vorbei kommen, vielleicht einen Augenblick lang stehen bleiben, um das Weg-Zeichen auf uns wirken zu lassen. Dem Gedanken, dass die Steinblöcke viele Millionen Jahre alt sind, unserer heimatlichen Erde entstammen, von unseren Vorfahren aus der Erde herausgeholt wurden und schließlich zu einem neuen „Dasein“ geführt werden, dieser Gedanke ist für die Auseinandersetzung mit Welt, Natur und unserer Geschichte zeichnerhaft an dieser Stelle fast provozierend angezeigt.

Hans Müskens



Zum 11. Mal verlieh der Heimatverein „Ratinger Jonges“ im vorigen Jahr die Dumeklemmer-Plakette an einen Ratinger Bürger, der sich um das Wohl seiner Stadt in besonderem Maße verdient gemacht hat. Sind es meist Persönlichkeiten, die durch ihre Arbeit oder ehrenamtliche Tätigkeit im Licht der Öffentlichkeit stehen, so wurde diesmal ein Bürger ausgezeichnet, der mehr im Verborgenen wirkte: **Ferdinand Trimborn**, ein gebürtiger Duisburger, der sein Brot in Ratingen als erfolgreicher Techniker und Fabrikant verdient hatte, wurde von Jonges-Baas Heinz Beyer mit der Dumeklemmer-Plakette ausgezeichnet, weil er einen Teil seines in Ratingen verdienten Vermögens in uneigennütziger Weise für soziale Projekte spendete, die für die Bürger unserer Stadt sehr wichtig waren, aus den normalen Etats der Stadt oder gar des Landes NRW aber nicht zu bezahlen waren.

Die Feierstunde am 6. Dezember 1998 im Stadtmuseum Ratingen wurde wieder einmal musikalisch umrahmt von Schülern der Städtischen Musikschule: Die Gebrüder Matthias und Christian Gündl sowie Ricarda Mewes (Klavier und Klarinette) spielten Musik von Mozart. Das Leben und Wirken des neuen Plaketten-Trägers würdigte **Professor Dr. Otto Oest** von der Orthopädischen Klinik des Evangelischen Fachkrankenhauses:

Sehr geehrter,
lieber Herr Trimborn,
sehr verehrte Frau Trimborn,
meine sehr verehrten
Damen und Herren.

Als erstes möchte ich Ihnen, lieber Herr Trimborn, meine herzlichsten Glückwünsche zur Verleihung der Dumeklemmer-Plakette am heutigen Tage aussprechen.

Gern komme ich der Aufforderung des Vorstandes der Ratinger Jonges nach, zu Ihrem heutigen Ehrentag die Laudatio zu halten.

Laudatio bedeutet in Ihrem Fall vor allem Rückblick und Besinnung auf ein arbeitsreiches und erfolgreiches Leben. Der Weg war oft mehr als beschwerlich, aber Sie, lieber Herr Trimborn, haben ihn gemeinsam mit Ihrer Gattin mit Phantasie, Risikofreude, Bescheidenheit und Ausdauer gemeistert.

Wir haben in den vergangenen Monaten so manches persönliche Gespräch geführt, um uns gegenseitig näher kennenzulernen. Bei einem Anlaß wie dem heutigen gilt es natürlich auch abzuwägen, welche persönlichen Erinnerungen, Erlebnisse und Gedanken aus dem eigenen Leben einem größeren Zuhörerkreis bekannt gemacht werden sollen und welche nicht. Ich werde versuchen, in diesem Sinne unsere Gespräche zusammenzufassen und das wiederzugeben, was mir berichtenswert erscheint.

Ferdinand Trimborn wurde am 28. Juni 1921 in Duisburg-Kaiserberg auf der Prinzenstraße am Botanischen Garten geboren. Vater Josef war als Buchhalter bei der da-



Verleihung der „Dumeklemmer-Plakette“ 1998.
Von links nach rechts: Professor Dr. Otto Oest, Ferdinand Trimborn
und Jonges-Baas Heinz Beyer
Foto: Holger Bernert

maligen Reichsbank tätig. Mutter Elisabeth kümmerte sich – wie es damals üblich war – ausschließlich um die Familie, zu der auch noch eine ältere Schwester und ein älterer Bruder gehörten.

Damals kosteten fünf Brötchen zehn Reichspfennig und vier Orienta-Zigaretten zehn Pfennig.

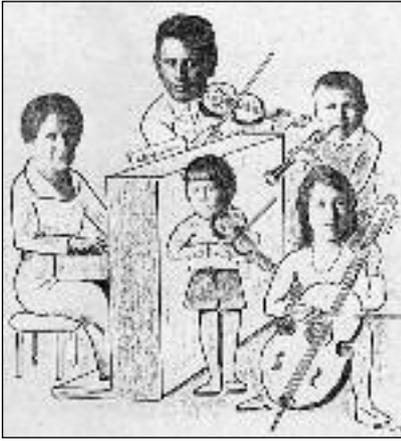
Von 1926 an besuchte Ferdinand Trimborn die Volksschule an der Kaiser-Wilhelm-Straße. Er war damals schon technisch interessiert und übernahm vom größeren Bruder nicht nur die Kleider, sondern auch eine Eisenbahn, die allerdings nicht elektrisch, sondern rein mechanisch mit einem Federmotor funktionierte.

Die Atmosphäre des Elternhauses war streng, aber zugleich auch von gegenseitiger Liebe gekennzeichnet. Ferdinand Trimborn fühlte sich – wie er heute sagt – immer sehr glücklich im Kreise seiner Familie.

Schon früh entdeckte er seine Liebe zur Musik. Als er eines Tages von der Schule nach Hause kam – es war um die Osterzeit – lag die Geige seines Bruders, die sonst verschlossen war, offen auf dem Tisch. Ferdinand Trimborn konnte sich nicht beherrschen und versuchte, dem Instrument einige Töne zu entlocken. Sein Vater kam unerwartet hinzu. Anstatt zu schimpfen veranlaßte er sofort am

nächsten Tag die erste Geigenstunde bei Lehrer Lindemann. Diese Geigenstunden wurden für ihn zum echten Erlebnis, und er übte so fleißig, daß er schon bald an der regelmäßigen Hausmusik der Familie teilnehmen konnte.

Auch sein Vater beherrschte das Geigenspiel. Mutter und Schwester spielten Klavier, sein Bruder Cello und Klarinette. Das Klavierspielen erlernte er als Autodidakt, wollte aber nie Berufsmusiker werden. Trotzdem hat er die Musik immer sehr intensiv betrieben und gründete mit 50 Jahren dann ein kleines Orchester, in dem ungarische und russische Musik (Klavier, Baß, Geige, Posaune, Violine) gespielt wurden.



Damals gab es natürlich weder Fernsehen noch klangzaubernde Stereo-Anlagen. In diesem Zusammenhang erinnert sich Herr Trimborn an die Einführung des Detektorradios. Um aber mit einem solchen Gerät einen Empfang zu erreichen, war eine Art Hochantenne erforderlich.

Sein Bruder bewältigte damals diese Aufgabe und stieg auf einen Leitungsmast, um die Antenne zu legen. Der damals übliche Kopfhörer reichte natürlich nicht für die ganze Familie. Vater Trimborn hatte daher eine Idee: als Reflektor nahm er einen Bowlentopf, um quasi den Klang damit zu konservieren. Die ganze Familie saß um

Hause sein. Dies war eine klare elterliche Anordnung. Ferdinand Trimborn hatte sie einmal vergessen, als er mit dem Schlitten in den Wald gegangen war. Prompt erhielt er bei der Heimkehr die einzige Ohrfeige seines Lebens, wie er heute sagt.

Zum sechsten Geburtstag durfte er einige Freunde nach Hause bringen. Große Geschenke wie heute gab es damals nicht. Die Kinder brachten jeder ein Stück Schokolade mit. Zur Zufriedenheit der Mutter wurde diese Schokolade freiwillig und aus eigenem Antrieb zwischen allen Kindern geteilt. Dies hatte er innerhalb der Familie schon früh gelernt, so daß es für ihn selbstverständlich war.

1929/1930 war Vater Trimborn vorübergehend arbeitslos. Das Haushaltsgeld wurde knapp, und aus diesem Grunde reichten die Mittel der Familie auch nicht dazu aus, den Besuch eines Gymnasiums zu finanzieren. Schulgeldfreiheit wie heute gab es damals nicht. Man mußte vielmehr ein Schulgeld von 20 Mark monatlich bezahlen. Ferdinand Trimborn blieb also keine andere Wahl, als auf den Besuch des Gymnasiums zu verzichten und sich seine Aus-

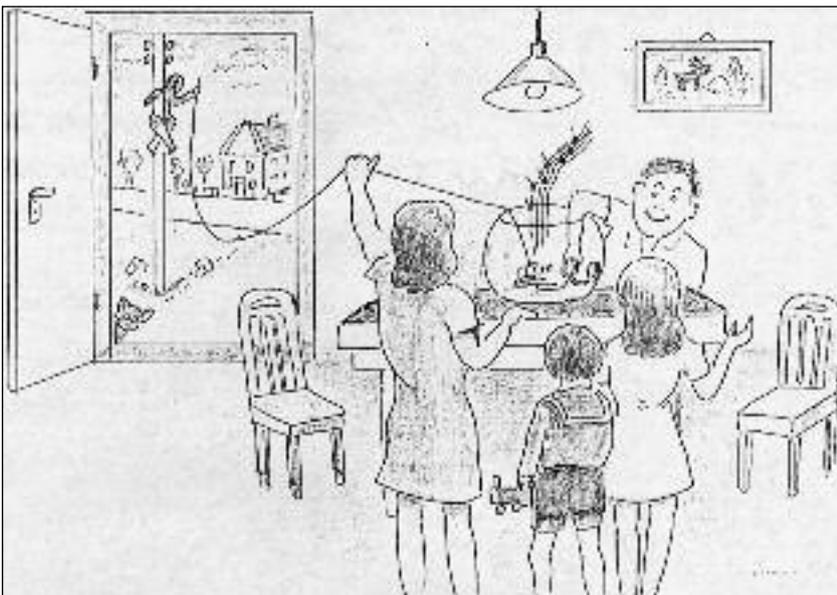
nat für 48–60 Stunden Arbeit pro Woche. Trotzdem machte ihm diese Ausbildung große Freude. Er war so begeistert, daß er auch im Urlaub an der Drehbank arbeiten wollte, um sich auf diese Weise zusätzliche Kenntnisse zu erwerben. Leider durfte er dies aber nicht. Der Urlaub von sechs Tagen im ersten und sieben Tagen im zweiten Lehrjahr war, laut Vorschrift der Handelskammer, unbedingt einzuhalten.

Die enge Abhängigkeit vom Elternhaus, auch in finanziellen Dingen, war damals viel größer als heute. Die zehn Mark brutto pro Monat, die er als Lehrling verdiente, mußte er zu Hause abgeben. Seine Eltern sparten das Geld für ihn. Sie wollten nicht, daß er mit einem so großen Betrag in der Tasche herumliefe.

So erhielt er als Junge und Lehrling sonntags 5 oder 10 Pfennig. Damit ging er gern zum „Büdecken“ – wie man damals sagte – und kaufte sich Salmiak- oder Veilchenpastillen. Vater Trimborn aber gefiel es nicht, daß er ständig diese 5 oder 10 Pfennig ausgab. Er hatte Besseres im Sinn und übergab seinem Sohn einen größeren Betrag von 10 Reichsmark zu treuen Händen. Dieses Geld war mit Datum versehen und zuverlässig eingepackt. Alle paar Wochen wurde vom Vater kontrolliert, ob das Geld noch existierte. Später mußte er dann auf Anordnung des Vaters für seinen knappen Verdienst ein Sparsbuch anlegen. Aus solchen Erlebnissen entwickelte sich schon sehr früh ein sorgfältiger und sparsamer Umgang mit Geld. Er hat kaum je viel ausgegeben.

1939 kam der Lehrabschluß. Ferdinand Trimborn blieb bei der Firma Kalthoff und Brauckmann in Duisburg als technisch-kaufmännischer Angestellter mit einem Monatsgehalt von 76 Mark 50. Doch schon nach kurzer Zeit kündigte er aus eigenem Entschluß, da nicht abzusehen war, daß sein Arbeitnehmer ihm jemals mehr bezahlen würde.

Zu seiner großen Freude erhielt er damals ein Angebot aus Düsseldorf von der Firma Halfen, wo er mit 19 Jahren bei einem Bruttogehalt von 200 Reichsmark anfang. Es erscheint mir übrigens gerecht-



den Tisch und hörte gemeinsam Musik.

Trotz einer gewissen Großzügigkeit der Eltern den Kindern gegenüber gab es auch unumstößliche Regeln: So mußten die Kinder am Abend zum Zeitpunkt des Anzündens der Straßenlaternen zu

bildung später selbst zu erarbeiten.

1936 begann er eine Lehre bei der Firma Kalthoff und Brauckmann, Metallgießerei und Amaturenfabrik in Duisburg, als kaufmännisch-technischer Lehrling. Er erhielt damals 10 Reichsmark brutto im Mo-

fertigt, immer wieder einmal das Lohn- und Preisniveau der damaligen Zeit zu erwähnen. Viele junge Menschen von heute können sich so etwas sicher kaum vorstellen. Zusätzlich erhielt er eine Freikarte 2. Klasse für die Fahrt von Duisburg nach Düsseldorf. In seiner neuen Stelle hatte er aber immerhin eine Verdienstverbesserung um mehr als das Doppelte erreicht, wenn man die absoluten Zahlen miteinander vergleicht.

1939 beendigten die Weltereignisse mit dem beginnenden Krieg auch dieses Arbeitsverhältnis.

1940 wurde Ferdinand Trimborn als Soldat eingezogen. Er war zunächst im Arbeitsdienst tätig. Im Herbst 1940 kam er dann zur Luftwaffe – und zwar zur Flakartillerie nach Dünkirchen.

der französischen Gefangenschaft in der Nähe des Kanals hörte er, daß einige Kameraden nach Großbritannien verlegt würden. Er war zufällig am Hafen in Dieppe und fragte die Vorbeikommenden: „Wo fahrt ihr denn hin?“ Die Antwort: „Wir fahren nach England.“

Da ging er einfach mit und quartierte sich als blinder Passagier auf einem Minenräumer ein, um auch nach England zu kommen.

In Großbritannien erfolgte dann eine völlig neue Einkleidung, und er wurde in ein Lager nach Sheffield gebracht, wo er mit sieben Italienern Küchendienst machte. Der diensthabende Sergeant beschwerte sich häufig über die unsauberen Kartoffeln der italienischen Mitgefangenen. Ferdinand Trimborn meinte: „Die Italiener essen doch nur Spaghetti. Wie sollen

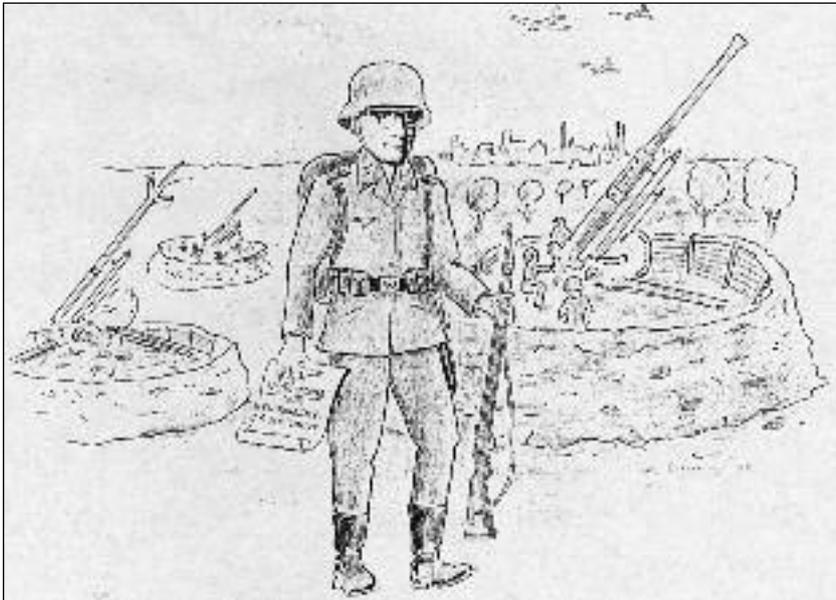
die denn etwas vom Kartoffelschälen verstehen?“

Daraufhin wurde er allein mit dieser Aufgabe betraut und stand so natürlich unter einem enormen Leistungsdruck. Um ungestört arbeiten zu können, ließ er sich in der Küche einschließen und stellte die Kartoffelschälmaschine auf doppelte Geschwindigkeit, so daß die Kartoffelaugen automatisch entfernt wurden. Dies geschah jedoch um den Preis sehr kleiner Kartoffeln. Trotzdem erhielt er großes Lob aus dem Offizierskasino für seine Leistungen als Kartoffelschäler.

Das Überleben im Gefangenenlager war unter anderem auch durch einen regen Tauschhandel möglich, wobei sowohl Zigarettenstangen als auch deutsche Fliegeruhren den Besitzer wechselten. Damals hatte er auch den Spitznamen „Mr. Watchmaker“.

Ferdinand Trimborn erinnert sich aber nicht nur an diese, eher lustig anmutenden Erlebnisse, sondern auch an schlimme Momente mit unmittelbarer Todesgefahr, so daß er glücklich war, nach Verlegung in ein anderes Gefangenenlager im April 1948 entlassen zu werden und in seine Heimatstadt Düsseldorf zurückkehren zu dürfen.

Damals wurde er wieder in seiner alten Firma als Eisenentrostler angestellt. In dieser Zeit lernte er auch seine Frau kennen. Sie mußte manchmal viele Stunden auf ihn warten, weil sein Chef ihn abends einfach nicht gehen ließ. Nach ei-



Dort wurde er ein erstes Mal durch einen Rohrkrepierer verwundet. 1941 erfolgte die zweite Verwundung durch Tiefflieger, so daß auch eine Versetzung mit einer zweijährigen Ausbildung am Funkmeßgerät erforderlich wurde. Seine damalige Einheit kam nach Rußland. Ferdinand Trimborn hatte jedoch das Glück, bis zur Gefangenschaft 1944 in Boulogne (Frankreich) bleiben zu dürfen. Nach der alliierten Invasion 1944 geriet er zunächst in kanadische, später in französische und zuletzt in englische Gefangenschaft. In Frankreich mußte er zwei Monate unter freiem Himmel leben und hatte damals zahlreiche Erkrankungen durchgemacht. Während



nem Jahr, im Oktober 1949, starb der Chef, und der Betrieb wurde auf dem Wege einer Erbschaft von holländischen Inhabern übernommen. Diese waren aber, wie er sich heute erinnert, nicht sachkundig, so daß in ihm ganz schnell der Wunsch entstand, sich selbständig zu machen. Dafür waren aber noch einige Voraussetzungen zu erfüllen. So besuchte er jeden Abend die technische Akademie auf der Graf-Adolf-Straße in Düsseldorf, dann die kaufmännisch-technische Abendschule auf der Kasernenstraße, wo Halbjahreskurse mit mathematisch-technischem Inhalt angeboten wurden. 1950 wurde er Betriebsleiter und hatte Verantwortung für 20 Mitarbeiter. Es war für ihn aber auf die Dauer nicht erträglich, trotz einer guten Position in einem nicht ihm gehörenden Betrieb arbeiten zu müssen. Daher machte er sich am 15. September 1957 endgültig selbständig. Vorher hatte er fristlos gekündigt. Eine Woche später erschienen schon die Prospekte für seine später berühmten Trimborn'schen Ankerschienen.

Doch der Anfang der Selbständigkeit war schwer! Jeden Morgen um 6.00 Uhr stand er an der Stanze seines Betriebes an der Westtangente in Ratingen.

Er mußte dort ein Jahr Miete im voraus zahlen. Das Geld hatte er als Angestellter verdient und gespart. Aufgrund seiner langjährigen Berufserfahrung konnte er die notwendigen Maschinen selbst installieren und war natürlich fast rund um die Uhr vor Ort.

Einziger Lichtblick war damals ein wohlverdientes Bier zum Feierabend im Restaurant „An der Lilie“, wo er jeden Abend im Blau- und mit schmutzigen Händen erschien. Die damalige Wirtin, Frau Grete Hohenfeld, hätte das Lokal nie geschlossen, wenn er noch nicht da gewesen wäre. Dann hieß es halt: „Der Ferdi kommt noch ...“

In den ersten Monaten der Selbständigkeit waren aber die Umsätze äußerst spärlich, sie begannen bei 250 bis 280 Mark, nur langsam kam er auf 1.500 DM pro Monat. Nur wenige Leute hatten Vertrauen zu seinen Produkten. Die meisten bestellten ihren Bedarf bei seinem früheren Arbeitgeber. So



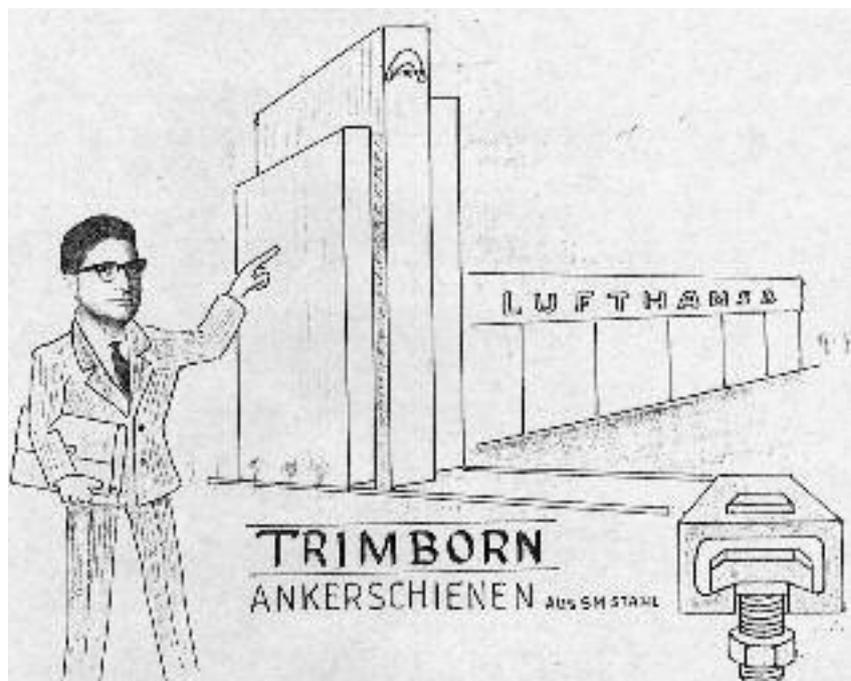
mußte er selbst Klinken putzen und darum bitten, ihm wenigstens kleinere Aufträge zu erteilen.

Am Heiligabend 1957 geschah das Wunder!

Er erhielt einen Auftragsbrief von der Firma Bayer Leverkusen, wie er sich heute noch genau erinnert. Darin war ein Auftrag über DM 40.000. Der Pferdefuß: Lieferzeit bis zum 5. Januar 1958. Jetzt wurde nicht lange überlegt. Alle Maschinen liefen heiß und er holte sich sogar einen Meister seiner Konkurrenz. Es wurde Weihnachten und Silvester gearbeitet. Am 5. Januar 1958 erfolgte die Auslieferung. Nach bangem Warten erhielt er einen Anruf von der Firma Bay-

er, in dem man ihm mitteilte, daß die Ware angekommen sei. Er solle sofort bei Bayer erscheinen. Dort teilte man ihm mit: „So etwas haben wir noch nie gesehen. Alles ist hervorragend verarbeitet. Ab heute sind Sie unser Haus- und Hoflieferant.“ Dies bezog sich sowohl auf die Firma Bayer, als auch auf die Erdölchemie in Dormagen. Es war endlich der große Durchbruch!

Ferdinand Trimborn konnte sofort ausreichend Personal einstellen. Er errichtete eine 1.500 m² große, neue Halle auf der Sandstraße 61, später dann auf der Boschstraße Nr. 10 eine 4.000 m² große Halle mit einem Bürohaus und einer Ver-



waltung von etwa 500 m². Dieser Betrieb war vollautomatisch, so daß fortan nur noch nach modernsten Kriterien gearbeitet wurde. Es kamen große Aufträge, unter anderem für den Bau des Thyssen-Hauses in Düsseldorf und für die Olympia-Halle in München, um nur zwei von vielen zu nennen.

Aber auch dieser große berufliche Erfolg veränderte Ferdinand Trimborn nicht. Er führte ein normales bürgerliches Leben und hatte jetzt auch etwas mehr Zeit, sich seiner lieben Frau, die so viele Entbehrungen auf sich genommen hatte, zu widmen. Neben der Musik war es auch der Sport, vor allen Dingen der Golfsport, der ihn stets faszinierte und als wohlverdienter Ausgleich für die tägliche Arbeit diente.

Im Urlaub fuhr er gerne nach Südtirol, um dort gemeinsam mit seiner Frau schöne Wanderungen zu unternehmen. Im Herzen der Natur fand er stets die Kraft dafür, sein strapaziöses Geschäftsleben gut durchzustehen.

In den frühen 70er Jahren hatten sich – wie er sich heute genau erinnert – die Geschäftsmethoden

schluß zu verkraften. Jedoch gelang es ihm trotzdem auch weiterhin, ein erfülltes Leben zu führen. Dabei halfen ihm der Sport, die Musik und die Kontakte zu lieben Menschen, die er schätzte, sowie eine reduzierte berufliche Aktivität in einem kleineren geschäftlichen Umfang. Ferdinand Trimborn wurde mehr und mehr in einem privaten, auch dem Gemeinwohl dienenden Rahmen tätig.

Er sah sich veranlaßt, mehrfach dort helfend einzugreifen, wo ihm bekannt wurde, daß wegen des Mangels an finanziellen Mitteln kirchliche und karitative Institutionen bestimmte Aufgaben nicht in ausreichendem Maße erfüllen konnten.

Den Anfang machte er im Augusta-Krankenhaus Düsseldorf-Rath, wo er für die kardiologische Abteilung wichtige Geräte finanzierte und auch die kardiologische Ausbildung eines ausländischen Arztes für ein Jahr unterstützte.



teilweise sehr nachteilig verändert. Dies war eine Entwicklung, auf die er persönlich gar keinen Einfluß nehmen konnte, so daß er sich am 1. Januar 1975 entschloß, seinen Betrieb zu verkaufen. Er brauchte über ein Jahr, um diesen Ent-

Für das Evangelische Fachkrankenhaus in Ratingen ermöglichte er den Einbau einer dritten, vom Land Nordrhein-Westfalen nicht zu finanzierenden Operationskabine innerhalb des 1997 eröffneten Großraum-Op's.

Ebenso verdanken wir ihm einen sogenannten Arthroskopieturm, d.h. einen kompletten Arbeitsplatz für die gelenkendoskopische operative Orthopädie.

Weitere wohltätige Spenden erhielten von Ferdinand Trimborn die evangelische Altenhilfe Ratingen, die katholische Herz-Jesu-Kirche, die Ratinger Jonges und andere.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, wenn ich hier eine solche Aufzählung vornehme, so tue ich dies ganz bewußt. Wir haben uns im öffentlichen und gemeinnützigen Bereich in den vergangenen Jahrzehnten immer mehr daran gewöhnt, daß die notwendigen Gelder aus Steuermitteln zur Verfügung gestellt werden.

Doch jeder, der in diesen Bereichen in der Verantwortung steht, weiß, daß es immer schwieriger wird, die notwendigen finanziellen Zuflüsse von staatlichen Stellen angesichts meist leerer Kassen in ausreichendem Maße zu erhalten. So werden in Zukunft gemeinnützige Einrichtungen zunehmend auch auf private Hilfe angewiesen sein.

Ferdinand Trimborn hat gemeinsam mit seiner Gattin ein hervorragendes und nachahmenswertes Beispiel gegeben. Ich würde mir für uns alle wünschen, daß sich mehr und mehr Bürger unserer Stadt und unseres Landes im Rahmen ihrer persönlichen Möglichkeiten auf diesem Gebiet engagieren, denn nur die Wiederentdeckung eines echten Gemeinnsinns anstatt ausschließlich persönlichen Vorteilsdenkens wird uns in Zukunft helfen, nicht nur berechtigte Wünsche, sondern soziale Notwendigkeiten zu erfüllen.

In diesem Sinne danke ich noch einmal dem Ehepaar Trimborn und schließe mit meinen besten Wünschen für gute Gesundheit und persönliches Glück. Ich danke Ihnen.

*Sichtlich gerührt dankte **Ferdinand Trimborn** anschließend für die ihm verliehene Auszeichnung.*

Er sagte:

Liebe Baas,
sehr verehrter Herr Bürgermeister,
verehrter Herr Stadtdirektor,
verehrter Herr Professor Dr. Oest,
meine Damen, meine Herren,

für die heutige Ehrung möchte ich
meinen Dank sagen. Ebenso
möchte ich mich für die so wun-
dervollen Worte von unserem Baas

Heinz Beyer sowie für die hervorra-
gende Laudatio von Herrn Profes-
sor Dr. Oest und für die feierliche
Untermalung durch die jungen
Schüler der Ratinger Musikschule
recht herzlich bedanken.

Der tiefere Sinn unseres Handelns
war die direkte Hilfe. Meine Frau
Irmgard und ich, wir wollten ganz
gezielt helfen, denn wir kannten die
großen Nöte. Nun durften wir er-

fahren, wie direkt und wirkungsvoll
diese Hilfen waren und ankamen.
Darüber sind wir froh und auch
sehr zufrieden.

Ich danke nochmals für die heutige
Ehrung.

(Alle Zeichnungen zur Laudatio, die bei der
Feierstunde als farbige Dias zu sehen
waren, stammen von dem Ratinger Erich
Marks).

Am 7. Juni 1999 wurde im Stadtarchiv Ratingen dem bekannten
Ratinger Pädagogen und Ehrenvorsitzenden des „Vereins für
Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen“, **Otto Samans**, der
Rheinlandtaler 1999 verliehen. Mit dem vom Landschaftsverband
Rheinland im Jahre 1976 gestifteten Rheinlandtaler werden all-
jährlich Persönlichkeiten ausgezeichnet, die sich in der Denkmal-
pflege, in der Archiv- und Museumspflege, in der Landesge-
schichte, Volkskunde, Mundartpflege und Sprachgeschichte, in
der Naturkunde und im Naturschutz besondere Verdienste um
ihre rheinische Heimat erworben haben. Über die Verleihung ent-
scheidet der Kulturausschuß der Landschaftsversammlung.

Nach der Begrüßung durch den Ratinger Bürgermeister **Wolfgang Diedrich** überreichte der stellvertretende Vorsitzende der
Landschaftsversammlung Rheinland und Landrat des Kreises
Mettmann, **Willi Müser**, dem „Jong vom Küster“ die hohe Aus-
zeichnung, nachdem er in seiner Laudatio die zahlreichen ehren-
amtlichen Tätigkeiten von Otto Samans sowie sein Bemühen, die
Geschichte seiner Heimatstadt Ratingen aufzuarbeiten und auf-
zuzeichnen, gewürdigt hatte:

Meine sehr verehrten Damen und
Herren!

Liebe Freunde und Verwandte
unseres Laureaten!

Verehrte Gäste!

Verehrter Herr Samans!

Viele Menschen verbinden das
Rheinland, eine geographisch
nicht so genau faßbare Region,
mit Karneval, dem Kölner Dom,
der touristisch schon im vorigen
Jahrhundert entdeckten „Rhein-
Romantik“ – da vielleicht beson-
ders mit dem Siebengebirge –,
sicher auch mit der Kohle- und
Stahlindustrie, einer Vielzahl
scheinbar zusammenhangloser
Assoziationen. Beim näheren Hin-
schauen stellen wir jedoch fest,
daß alle diese genannten Begriffe
Erscheinungsformen einer kultu-
rellen Eigenart dieses Landes sind,

die die besondere Lebensqualität
am Rhein ganz wesentlich mitge-
stalten. Und, meine sehr geehrten
Damen und Herren, der Landes-
gesetzgeber hat es erfreulicher-
weise so gewollt, daß die Land-
schaftsverbände damit betraut
wurden, sich der Pflege der rheini-
schen Kultur im weitesten Sinne
anzunehmen!

Unter der Überschrift „Kulturland-
schaftspflege“ sind ihnen vor
allem die ober- und unterirdischen
Denkmäler, die beweglichen und
schriftlichen Zeugnisse der Ge-
schichte und kulturgeschichtlichen
Entwicklung unseres Landes
zur Bewahrung und Pflege anver-
traut, die in besonderer Weise ge-
eignet sind, sich mit den kulturel-
len Werten unseres Landes zu
identifizieren.



Der stellvertretende Vorsitzende der
Landschaftsversammlung Rheinland und
Landrat des Kreises Mettmann,
Willi Müser, überreicht Otto Samans
die hohe Auszeichnung

Es ist daher sehr erfreulich, jedes
Jahr in der Bilanz unserer Arbeit
immer wieder feststellen zu kön-
nen, daß der Landschaftsverband
mit seinen vielfältigen Aktivitäten
und Projekten, seinen Museen und
Ausstellungen, den Publikationen,
wissenschaftlichen Veranstaltun-
gen, unzähligen Beratungsdien-
sten bis hin zum Umgang mit mo-
dernen Medien und finanziellen
Unterstützungen eine runde Milli-
on Menschen jedes Jahr in unse-
rem Lande erreicht.

Verantwortung für die regionale
Kulturarbeit wahrzunehmen be-
deutet aber nicht, daß der Land-
schaftsverband Rheinland diese
Aufgaben alleine mit den Kommu-
nen, zu dessen „Familie“ er von
seiner gesetzlichen Aufgabenstel-
lung und Struktur her gehört, be-

wältigen kann. Ohne Zusammenwirken mit einer unübersehbar großen Zahl von ehrenamtlich tätigen Persönlichkeiten und Vereinen wäre dies alles nicht möglich. Hunderte von Vereinen – Geschichtsvereine, Fördervereine der Museen, Mundart- und Sprachpflegevereine und -arbeitskreise, vielleicht die größte Bürgerinitiative unserer Gesellschaft, ohne daß dies in deren Bewußtsein auch so registriert wird – sorgen dafür, daß das Rheinland eine der lebendigsten Kulturregionen Europas ist.

Vieles dabei ist nicht aus sich heraus spektakulär, macht keine Schlagzeilen: Das Freilegen eines mittelalterlichen Dorfbrunnens, die Dokumentation der Ortsmundart, Orts- und Familiengeschichte, Konservierung einer Kulturlandschaft, Dokumentation der industriebedingten Umsiedlung eines Ortes, Dokumentation einer Industrieanlage, die eine Region einmal geprägt hat, aber auch die Fassung dieser Ereignisse in didaktische Medien, geschieht oft im Verborgenen, wenig gewürdigt, kaum gefördert, geschieht oft ehrenamtlich, mühselig und zeitaufwendig.

Lag es da nicht nahe, daß der Landschaftsverband Rheinland vor 22 Jahren, im Jahr 1976, den Rheinlandtaler als bisher einzige regionale Auszeichnung für ehrenamtliche, kulturelle Tätigkeit aus der Taufe hob, auch um die Öffentlichkeit auf den besonderen Wert dieser für unseren kulturellen Humus so wichtigen Arbeit aufmerksam zu machen?

Sie werden uns nachsehen, daß wir stolz darauf sind, daß heute, nach der Verleihung von fast 550 Rheinlandtalern, dieser eine ausgesprochen begehrte Auszeichnung ist.

Sie heute, sehr verehrter Herr Samans, in den Kreis der Persönlichkeiten aufzunehmen, die wir mit dem Rheinlandtaler ehren, ist mir natürlich eine ganz besondere Freude. Es ist schön, wieder einmal einen Bürger aus unserem Kreis für seine kulturellen Aktivitäten zu preisen. Dazu darf ich Ihnen auch Grüße und Glückwünsche von Landesdirektor Ferdinand Esser übermitteln.

„Ich war immer gern Zweiter“. Mit diesem Satz überschrieb die in Ratingen am meisten gelesene Tageszeitung das Interview mit Ihnen, lieber Herr Samans, zu Ihrem 80. Geburtstag im letzten Jahr. Zweiter sein zu wollen, dieser Wunsch ist, für sich allein betrachtet, nicht unbedingt etwas Positives. Er kann auch die fehlende Bereitschaft andeuten, Verantwortung zu übernehmen. Vor verantwortungsvollen Aufgaben, meine Damen und Herren, hat sich Otto Samans jedoch nie gedrückt. Er war stets zur Stelle, falls er gebraucht wurde, sei es im kirchlichen Bereich, in der Politik oder im Ratinger Vereinsleben. Nie hat er sich geweigert, auch die führende Position zu übernehmen, wenn die Situation es verlangte. Was ihm aber völlig fern lag, war das Vordringen in die erste Reihe, schon gar nicht auf Kosten anderer. Davor bewahrte ihn ein bis heute lebendig gebliebener Grundzug seines Charakters: seine Bescheidenheit.

Ein weiteres Wesensmerkmal von Otto Samans ist die Ausdauer. Sie ist bereits früh erkennbar. In der schlechten Zeit nach dem Ersten Weltkrieg geboren, „mit einem viel zu dickem Kopf, bei einem sonst recht schmächtigen Körper“, wie Otto Samans in einem familiengeschichtlichen Beitrag 1984 selbst schrieb, beginnt er als Schüler mit dem Dauerlauftraining und bringt es bis zur Kreismeisterschaft im Langstreckenlauf. Bei der folgenden Westdeutschen Meisterschaft ist es dann – so muß es wohl sein – der zweite Platz.

Wie viele Angehörige seiner Generation kann Otto Samans das erstrebte Berufsziel erst nach dem Zweiten Weltkrieg verwirklichen. Ihm bleibt nach der Soldatenzeit eine längere Gefangenschaft erspart, so daß er Anfang 1946 zu dem ersten Jahrgang der Katholischen Pädagogischen Akademie in Essen-Kupferdreh gehört. Lehrer wurde er dann in seiner Geburts- und Heimatstadt Ratingen. Von 1962 bis zu seiner Pensionierung 1980 war er Rektor der katholischen Grundschule an der Dürerstraße.

Die Erfahrungen des Dritten Reiches lassen Otto Samans fast zeitgleich mit dem Studienbeginn in

den gerade erst gegründeten Ortsverband der CDU in Ratingen eintreten. Bereits 1951 übernimmt er ein öffentliches Ehrenamt. Als einem von 20 Bezirksvorstehern obliegen ihm in seinem Bezirk unter anderem die Viehzählung, die Berichtspflicht über Mißstände gegenüber der Stadtvertretung und -verwaltung und andere Aufgaben. 1960 wird er Mitglied im Schulausschuß, und 1964 zieht er in den Stadtrat ein, dem er zwanzig Jahre lang angehört. Er leitet in dieser Zeit den Kultur- und den Sportausschuß. Von 1968–1974 führt er die CDU-Fraktion im Rat, auch damals wohl schon keine leichte Aufgabe! Danach ist er bis zu seinem Ausscheiden im Jahre 1984 Stellvertreter von Bürgermeister Dietrich. Doch er führt als „zweiter Mann“ kein Schattendasein. Vieles in dieser Zeit hat Ratingen unter anderem der Ausdauer und der hartnäckigen Argumentation Otto Samans' zu verdanken, so das beheizte Freibad, das Hallenbad und die damals zu groß erachtete Stadthalle. Früher als viele andere vertritt er innerhalb und außerhalb des Rates die Notwendigkeit einer behutsamen Stadtsanierung. Wenngleich Ratingen nicht ganz frei von städtebaulichen Sünden ist, so dürfte es nicht zuletzt das Verdienst von Otto Samans sein, daß der Neuerdrang der sechziger und siebziger Jahre an der Innenstadt Ratingens vergleichsweise glimpflich vorbeigegangen ist. Die Liebe zu seiner Stadt, die Sorge um den Verlust des Stadtbildes, der Wunsch nach einer funktionstüchtigen Innenstadt, all das läßt ihn auch nach seinem 1984 erfolgten Rückzug aus dem Rat nicht zur Ruhe kommen, nicht als Privatmann und nicht als Fraktionssprecher seiner Partei im Bezirksausschuß.

Manch einer beschäftigt sich nach seiner Pensionierung mit der Geschichte seiner Stadt und seiner Heimat, seiner Vorfahren. Er wird Hobbyhistoriker. Das ist beileibe nicht abwertend gemeint. Doch bei Otto Samans ist das anders. Er wird als Angehöriger einer seit langem in Ratingen ansässigen Familie, als „d'r Jong vom Küster“, mitten in die Geschichte hineingeboren, ist in den Mauern und Türen von Peter und Paul zu Hause. Sein Studium schließt er ganz

selbstverständlich mit einer heimatgeschichtlichen Arbeit ab. Als junger Lehrer setzt er sich für das Brauchtum ein, sammelt Geld für den Martinszug. 1961 ist er Mitbegründer der „Martinsfreunde“, die sich jährlich um die Ausrichtung und Organisation von 15 Martinszügen im Stadtgebiet kümmern. Von 1962–1996 ist er Vorsitzender der Vereinigung. Sein geschichtliches Interesse läßt Otto Samans 1957 Mitglied im „Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen“ werden. Den 1925 gegründeten Verein kann man ohne Übertreibung als das Rückgrat bei der Erforschung der Ratinger Stadtgeschichte bezeichnen. Er hat wesentlichen Anteil daran – neben dem Stadtarchiv –, daß Ratingen als die am besten erforschte Stadt des Kreises gilt. Zehn Jahre lang, von 1966–1976 ist Otto Samans als stellvertretender Vorsitzender wieder einmal Zweiter, dann aber steht er bis zu seiner Ernennung zum Ehrenvorsitzenden im Jahre 1992 an der Spitze des Vereins. Er prägt ihn nachdrücklich, er sorgt für gute Verbindungen zur Verwaltung und zu anderen Vereinen, ist selbst Mitglied bei den „Ratinger Jonges“ und fördert die Publikationen junger Nachwuchshistoriker. Zunehmend greift er selbst zur Feder. Die Themen der Aufsätze, die seit 1977 in der „Quecke“ und an-

derswo erscheinen, zeugen von dem breiten Interesse Otto Samans' an seiner Heimatstadt. Sie reichen geographisch von Eckamp über Tiefenbroich bis Eggerscheidt und thematisch von den Versorgungsproblemen im Ersten Weltkrieg zur Freiwilligen Feuerwehr. Deutlicher Schwerpunkt sind jedoch die Geschichten einzelner Ratinger Schulen. Da setzt sich der Schulmann durch. Das Urteil über die vielen Beiträge lautet einhellig: wissenschaftlich solide und trotzdem verständlich. Um beides geht es Otto Samans auch in seinen vielen Vorträgen und bei den bis in die jüngste Zeit durchgeführten Stadtrundgängen, auf denen er versucht, seine „liebenswerte Stadt“ auch Nicht-Ratingern nahezubringen. Dabei ist er immer dem Ziel treu geblieben, das er bereits als Dreißigjähriger in seiner Examensarbeit formuliert hat:

„Wenn es mir gelingen wird, ein paar Ratinger an die Heimat heranzuführen und sie so lieben zu lernen, wie ich das tue, sehe ich einen Teil meiner Lebensaufgabe erfüllt“.

Lieber Herr Samans, dieser Satz war für Sie „keine romantische Schwärmerei“, wie der Korrektor an den Rand der Arbeit schrieb, sondern er war stets die Richt-

schnur Ihres Handelns in allen Bereichen, in denen Sie sich engagiert haben. Ich glaube, es sind nicht nur ein paar, lieber Herr Samans, denen Sie geholfen haben, sich mit der Stadt Ratingen zu identifizieren und in ihnen ein Heimatbewußtsein zu entwickeln. Dafür schulden nicht nur die Betroffenen Ihnen Dank und Anerkennung.

Noch ein Wort zu Ihnen, Frau Samans. Jeder von uns, der sich im Vereinsleben, in der Politik, der Kirche oder sonst in der Gesellschaft engagiert, weiß nur zu gut, daß vieles nur dadurch möglich ist, daß uns der Rücken freigehalten wird. Das gilt ganz unabhängig davon, ob wir nun die erste oder zweite Position einnehmen oder nur zum einfachen Fußvolk gehören. Wir alle, die wir vom vielfältigen Wirken Ihres Mannes profitiert haben, schulden Ihnen, verehrte Frau Samans, tiefen Dank.

Auch wenn ich weiß, daß Sie, verehrter Herr Samans, selbst bei Ehrungen gern in der zweiten Reihe stehen, darf ich Sie nunmehr bitten, den Rheinlandtaler aus meiner Hand als Zeichen der Anerkennung Ihrer Verdienste entgegenzunehmen.

In launigen Worten bedankte sich Otto Samans anschließend bei allen Teilnehmern an der kleinen



Ideen für Ihre Raumgestaltung
kompetent aus einer Hand

Korb
**Raumausstattung
& Malerbetrieb**

*Gardinen Stoffe Tapeten Farben Bodenbeläge
Lamellenanlagen Rollos Markisen
Durchführung sämtlicher Maler- und Tapezierarbeiten
Aufarbeiten und Anfertigen von Polstermöbeln*

<p>Konrad-Adenauer-Platz 15 40885 Ratingen-Lintorf ☎ (02102) 3 18 17</p>	<p>Luegallee 9 40545 D-Oberkassel ☎ (0211) 55 787 11</p>	<p>Birkenstraße 97 40233 D-Flingern ☎ (0211) 66 29 16</p>
---	---	--

In Freiheit dressiert!

Mein Leben in Cromford von 1920–1950

In den letzten Monaten habe ich in meinen Erinnerungen gekramt. Aus den vielen Ereignissen habe ich mir manches aus der Zeit des Geschehens zusammengestellt, das ich Ihnen erzählen möchte. Ich hoffe, daß ich eine gute Auswahl getroffen habe.*)

Als meine Eltern Ende 1919 nach Ratingen kamen, war die Ära Brügelmann schon zu Ende. Der Besitzer des Betriebes war die Moritz Ribbert AG in Hohenlimburg. Wie schwer der Anfang war, geht aus den Briefen meiner Eltern an ihre Eltern in Freiburg hervor, die in meinem Besitz sind und zum Teil schon im „Ratinger Forum“ (Heft 4) veröffentlicht wurden.

Vieles aus meinen ersten Lebensjahren weiß ich nur aus Erzählungen. Wir lebten weit ab vor der Stadt und kamen als Kinder erst mit Beginn der Schulzeit aus unserem Paradies heraus.

Es gab das bewachte Tor zur Allee und das zum Privatweg, dem heutigen Brügelmannweg. Ein weites Feld für Streifzüge! Zur Schule ging es über den Privatweg, am „Sonnenbad“ vorbei über die Hauser Allee durch den Friedhof, wo



Blick aus dem Haupteingang des Herrenhauses über das Treppengeländer und durch das Tor zum Privatweg, dem heutigen Brügelmannweg. Rechts erkennt man so eben noch das Gebäude der von Moritz Brügelmann errichteten Weberei

uns besonders die Kindergräber interessierten, in Richtung Kirche und zur Schule I, der katholischen Schule an der Minoritenstraße. Das „Sonnenbad“ war eine Betreuung- und Erholungsstätte für Kinder.

Eine Sensation war 1926 das Stadtjubiläum, wo wir auf dem Wagen der Firma im Festzug mitfahren durften. Zu dieser Zeit wurde die Hauser Allee ausgebaut, und später bekam der Friedhof seinen heutigen Zaun.



Wagen der Baumwollspinnerei Cromford („Ratingen, die Wiege der deutschen Baumwollindustrie“) beim großen Festzug zum 650jährigen Stadtjubiläum im Jahre 1926

Wir bewohnten zum Teil den rechten Flügel des Herrenhauses. Irgendwann wurden die Öfen durch eine Zentralheizung ersetzt, und die Gaslampen wurden gegen elektrisches Licht eingetauscht. Die Toilette im ersten Stock (angebaut an das Haus, mit Abfluß in die Anger) wurde aufgestockt und es gab ein Bad mit Toilette auf der oberen Etage.

Wir hatten Hühner, Gänse, eine Ziege für die Milch und ein Pferd für den Transport der Waren zum Bahnhof West, eine geschlossene und eine offene Kutsche für die Fahrten zur Straßenbahn oder zum Vergnügen, z. B. für eine Kaffeeahrt nach Kaiserswerth. Es

gab einen großen Garten mit der Obstwiese und den Gemüsegärten mit dem Gewächshaus.

Da im Fundament des Gasometers ein Schwimmbad entstand, konnte ich, als ich zur Schule kam, schon schwimmen. Für die männlichen Arbeiter war nach Feierabend werktags das Baden ein besonderes Vergnügen. Das Becken war rund, hatte ca. 8 m Durchmesser, die Wassertiefe betrug ca. 2 m. Als es sich bewährte, baute man ein „Nichtschwimmer“

an, viereckig, 1 bis 1,50 m tief und in der Gesamtlänge 12,50 m. Der Luxus wurde komplett, als mein Bruder auf die geniale Idee kam, von der Dampfmaschine warmes Abwasser einzuleiten. So konnten wir von April bis Oktober schwimmen.

Nachdem die Familie Brügelmann ausgezogen war, wurden unser

*) Es handelt sich hier um einen Vortrag, den Frau Maja Tacke, geborene Gemmert, am 31. Januar 1999 im Industriemuseum Cromford, gehalten hat. Mit ihm wurden die „Cromfordgespräche“ eröffnet, eine Vortragsreihe der „Freunde und Förderer des Industriemuseums Cromford e.V.“



Bevor das erste Auto angeschafft wurde, fuhr die Familie Gemmert mit der Kutsche in die Stadt, zur Straßenbahn nach Düsseldorf oder zum Vergnügen nach Kaiserswerth

Wohnbereich vergrößert und die Büros modernisiert. Es entstanden weitere Wohnungen im linken Flügel. Das Vorhaus wurde Werksmuseum, und wir konnten unsere Feste im ausgemalten Saal feiern.

Geräte, die in einer aus Holz gefertigten Fabrik mit Dächern aufgebaut werden konnten.

Einmal gab es zu Weihnachten einen großen Kaufladen, der in der



Aus dem Fundament eines ehemaligen Gasometers wurde ein rundes Schwimmbad für die Familie und die Belegschaft der Fabrik. Später wurde ein viereckiges Nichtschwimmerbecken angebaut

Der Betrieb stand uns offen. In der Schreinerei konnten wir basteln, die Schlosser halfen uns, im Baumwollschuppen gab es viele Spielmöglichkeiten.

Schreinerei gefertigt wurde. Er hatte für meine Mutter einen großen Fehler: Acht Schubladen waren so groß, daß das Füllen eine zu teure Angelegenheit wurde.

Bei uns wurde sehr viel gebastelt. Noch jetzt erfreue ich mich an einer Puppenstube, die die Eltern einst für Weihnachten gebastelt hatten. Eine zerlegbare Fabrik habe ich auch noch. Das ist eine Kiste, in die alles hineinpaßte: Eine Dampfmaschine, Antrieb über Transmissionen, verschiedene

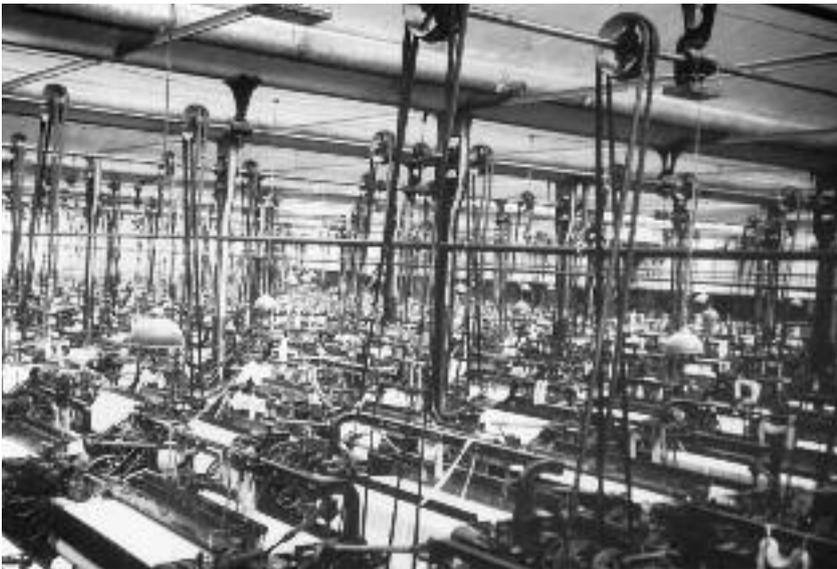
Eines Tages kam mein Bruder auf die Idee, uns eine eigene Bude in den Garten zu bauen. Im Gebüsch machten wir in einer Sandgrube das Fundament. Dann klauten wir im Betrieb einige Kisten, die für den Garnversand bestimmt waren, Dachpappe und was wir sonst noch brauchten. Als die Bude fer-

tig war, entdeckte unser Vater diese „Schandtat“. Unsere Strafe war furchtbar: Wir mußten die Bude abbauen und alle Sachen zurückbringen und den alten Zustand wieder herstellen. Nie wieder haben wir uns an „Firmeneigentum“ vergriffen.

Der Gleisanschluß wurde gebaut, und dazu gab es eine Diesellokomotive, um oben an der Angertalbahn die Waggons abzuholen. Wir durften mitfahren und fanden das sehr schön und verschmerzten den Verlust des Pferdes. Es gab ein Auto! Herr Blumenstein (der Blumensteinkonzern war der Besitzer Cromfords) kaufte sich ein neues, wir bekamen das alte, einen Benz als Werksauto! Wir lebten mit dem Betrieb und dem Fortschritt im Betrieb. Alles war uns vertraut und zugänglich!

Wie einfach und selbstverständlich wir lebten, zeigt folgendes Ereignis. Zu meiner Zeit ging man mit zehn Jahren zur Kommunion. Vor Weihnachten bekam man Beichtunterricht, nach Weihnachten dann Kommunionunterricht. Zu Weihnachten gab es für die Familie eine Filmkamera und einen Projektor für 16 mm-Filme. Etwas ganz Neues. Alles wurde uns erklärt, und wir erfuhren von der bevorstehenden Ankunft eines Babys. Meine Schwester hatte dafür gebetet und abends für den Klapperstorch Zucker auf die Fensterbank gelegt. Nach den Weihnachtsferien habe ich mich bei unserer Lehrerin für den Kommunionunterricht abgemeldet mit der Begründung: „Wir bekommen ein Baby, und zwei Feste können wir uns im Jahr nicht leisten“.

Bei dieser Lehrerin hatte ich vor Ostern einmal in der Schule Schwierigkeiten. Sie meinte, ich wäre der Nagel zu ihrem Sarg. Am Nachmittag kam sie über den Privatweg zu unserem Haus. Meine Mutter und ich sahen sie kommen. Ich wollte fliehen, denn ich hatte Angst. Meine Mutter hielt mich fest, und als die Lehrerin mich sah, sagte sie: „Ach, da ist ja auch die liebe Maja, sie macht mir so viel Freude.“ – Mir fiel ein Stein vom Herzen und meine Angst wich Erstaunen. Meine Lehrerin betreute die Kirche in Eckamp und wollte Blumen aus unserem Gewächshaus für den Altar holen.



Blick in die Weberei, in der bis zu 300 Webstühle in Betrieb waren

1930 bekam ich mein erstes Fahrrad, um besser zur Schule zu kommen. So kam ich endlich bei nassem Wetter mit sauberen Schuhen zur Schule. Es gab noch keine asphaltierte Straße auf dem Schulweg. Als wir Rollschuhe bekamen, durften wir das Laufen im Saal lernen. Dann ging es damit ab in die Fabrik, mit dem Erfolg, daß die Kugellager schnell voller Baumwollflusen waren und wir glücklicherweise in der Schlosserei Hilfe für die Reinigung bekamen.

Die Arbeiter, die auf der Cromforder Allee wohnten, hatten nicht nur geringe Mieten zu zahlen, sie konnten auch billige Gärten pachten. Sie waren so zwischen 400 und 450 m² groß und kosteten keine fünf Reichsmark, wenn ich mich recht entsinne. Dünger gab es aus den Gruben und dem Pferdestall. Strom gab es ohne Kosten, denn wir hatten ja eine eigene Turbine. Ebenso ging es mit dem Wasser. Es gab eine eigene Quelle für das Trinkwasser. Im Betrieb und den Gärten wurde gereinigtes Bachwasser gebraucht.

Der Textilindustrie ging es nicht gut, und besonders die Rohweber hatten sehr wenig Geld. Eine gute Weberin verdiente im Monat rund 150 Reichsmark. Es gibt im Stadtarchiv eine Betriebsangehörigenkartei, auf der alle Löhne verzeichnet sind. Daraus ist auch ersichtlich, daß mein Vater als Direktor nur ein Angestellter war. Wir wohnten zwar sehr großzügig, aber Geld war wie überall auch bei uns knapp.

Nun will ich endlich unsere Familie vorstellen:

Das waren Vater und Mutter, mein älterer Bruder Fränzel, meine jüngere Schwester Gretel, und 1930 kam noch mein Bruder Leo dazu. Zu unserer Familienhausgemeinschaft gehörte auch noch ein Mädchen, das sein Zimmer auch im oberen Stockwerk hatte. Alle Schlafzimmer waren also oben. Im ersten Stock gab es die Küche, unser „Kinderzimmer“, in dem ge-



Die Familie Gemmert auf der Treppe vor dem Haupteingang des Herrenhauses.

Von links nach rechts: Gretel, Maria Gemmert mit dem jüngsten Sohn Leo, Fränzel, Dr. Franz-Josef Gemmert und unsere Autorin Maja Tacke, geb. Gemmert. Das Foto wurde übrigens mit Selbstauslöser gemacht, d. h. Dr. Gemmert mußte in aller Eile die Treppe hinauf auf seinen Platz laufen

gessen und gearbeitet wurde, eine Bauernstube und das Herrenzimmer. Dort hatte mein Vater seine Bücher und seinen Schreibtisch. Dort war auch das Telefon. Wir hatten die Nr. 14. Später, als das Telefon zum Selbstwählen erweitert wurde, bekamen wir dann die Nr. 21 14. Diese vierstelligen Zahlen galten über den Krieg hinaus.

Unser Mädchen aß mit einem weiteren Mädchen, das zu ihrer Hilfe eingestellt war, in der Küche. Am Washtag kamen dazu noch die beiden Waschfrauen, die normalerweise in der Fabrik arbeiteten. Für die „schweren Arbeiten“, Fensterputzen, Teppichklopfen und ähnliches halfen den Frauen der Schreiner oder der Chauffeur.

Zwei Mädchen heirateten Betriebsangehörige. Die Hochzeiten richtete mit der Brautelternfamilie meine Mutter aus. Wir feierten in den Schulungsräumen für die Lehrlinge.

Fränzel bastelte besonders gerne. Eine Rechenmaschine war einmal nicht in Ordnung. Er wollte sie reparieren. Meinem Vater erschien das zu schwer und er verbot es. Als Vater kurz darauf für einige Tage geschäftlich verreisen mußte, sah Fränzel seine Zeit gekommen. Er nahm die Maschine mit in die Wohnung und zerlegte sie. Dabei entdeckte er, wie schwierig diese Arbeit war. Er machte eine Pause und überlegte. Da hörte er Vater kommen. Heimlich hoffte er, dieser würde schimpfen. Der Vater schaute auf die zerlegte Maschine und ging schweigend weiter. Da wußte mein Bruder, daß er mit großer Geduld das Gerät wieder zusammenbauen mußte.

Wir durften eigentlich alles tun, was uns Spaß machte, nur sollten wir nichts verderben und nur etwas anfangen, was wir auch ordentlich zu Ende brachten.

Ich besitze einen Stapel Briefe meines Bruders Fränzel, die er aus seiner Soldatenzeit nach Hause schickte. Aus ihnen kann man entnehmen, wie sehr er an Cromford hing. Leider kam er aus Rußland nicht mehr zurück und konnte seine Entwicklungspläne nicht in die Tat umsetzen.

Natürlich spielten wir auch Streiche! Wir hatten einen besonders neugierigen Portier. Der reizte uns

immer wieder. Eines Tages im Winter, zufällig hatte es heftig geschneit, machte er seine Wachrunde. Als er das Portierhäuschen verlassen hatte, mauerten wir seinen Kamin mit Schnee zu. Die Bude war schnell voller Qualm. Der Schnee schmolz und das Tropfwasser löschte seinen Ofen. Bis seine Runde fertig war, fand er seinen Raum voller Rauch und ohne Wärme wieder.

Einmal hatten wir ihn bei einer Runde erschreckt. An der Stechuhr hinter der Zettelei, eine Ecke der Gebäude, hatten wir ihm einen großen Kreis Öl-Benzin-Gemisch um den Platz an der Uhr gegossen. Wir waren auf der Lauer und als er sich an der Stechuhr zu schaffen machte, warfen wir ein brennendes Streichholz auf das Gemisch. Plötzlich stand er in einem Ring aus Feuer. Noch ehe er begriffen hatte, was da los war, war der Spuk verschwunden. Sein Gespensterglauben hatte neue Nahrung gefunden.

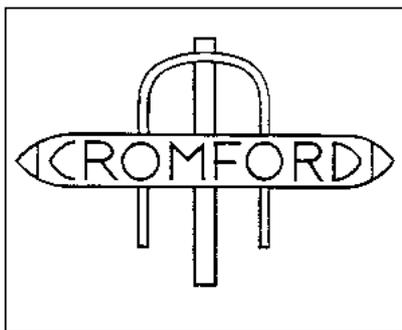
Bei solchen Streichen hatten wir oft Hilfe von den Mitarbeitern, denen so etwas selbst Spaß machte.

Selbst unsere Mutter machte einmal mit. Wir alle formten Unmengen von Schneebällen. Als besagter Portier auf seiner Runde an der Weberei vorbei kam, standen wir hinter den alten Linden und bewarfen ihn mit den Schneebällen. Unsere Mutter beendete die Schlacht und rief uns zu: „Halt, das ist nicht Fränzel, hört sofort auf!“ Er fühlte sich gerettet und

war glücklich, und wir erst recht. Der Streich war gelungen.

Haus und Fabrik waren unsere Welt. Nach der Gründung der Werksgenossenschaft bildete sich die große Werksfamilie! Es gab einmal im Jahr die Generalversammlung. Nach dem offiziellen Teil feierten wir ein Fest. Das brachte uns auf die Idee, in der alten Fabrik einen Festsaal zu gestalten. Es bildeten sich eine Theatergruppe und eine Volkstanzgruppe. Zum Auftakt der Ferien gab es einen großen Ausflug für alle. Mit Bussen, Bahn und Schiffen machten wir sehr schöne Werksfahrten. Irgendwann kam ein Filmabend auf's Programm. Wir liehen dazu Tonfilme von einem Verleih.

Nachdem meinem Vater die Gestaltung des schönen Firmensymbols mit der Spindel und dem



Das von Dr. Gemmert gestaltete Firmensymbol mit Spindel und Schiffchen

Schiffchen gelungen war, kamen wir auf die Idee, unser Auftreten nach draußen zu verändern. An Umzügen mußte die Firma teilneh-

men. Das wollten wir aber nicht hinter der Hakenkreuz-Fahne und gestalteten die neue, erlaubte Werksfahne. Sie zeigte unser Firmenzeichen auf weißem Grund und rundherum einen schwarz-weißbroten Streifen. Die Fahne ist erhalten geblieben.

Das große Betriebsfest war nicht am 1. Mai, sondern fand im Anschluß an die Generalversammlung im Herbst statt.

Der Betrieb machte im Sommer eine Woche Ferien. Da wurde Inventur gemacht. Ebenso notwendige Reparaturen oder Umstellungen der Maschinen. Die Männer reinigten den Turbinengraben, entschlammten den Teich usw.

Wir wuchsen in vollkommener Freiheit auf und lernten im Umgang mit unserer Welt, Sinn und Verständnis für sie zu entwickeln. Jeder war an seinem Platz zu seiner Zeit wichtig. Der Kohlenfahrer war genau so wichtig wie der Meister im Betrieb.

Nach Abschluß meiner Schulzeit begann ich am 01. 04. 1937 als Volontärin meine Ausbildung in Cromford. Meine Aufgaben wuchsen mit der Zeit und ich wurde, bedingt durch die Zeitumstände, mit immer neuen Arbeiten vertraut. Während des Krieges bekamen wir französische Kriegsgefangene als Arbeiter in die Weberei.

Der Krieg hat viele Dinge verändert, und die Zwangswirtschaft machte manches sehr schwierig. Im Wald wurde der Hilfszug Bayern eingerichtet. Das war ein Unternehmen, das Essen nach Bombenangriffen in die jeweiligen Städte lieferte. Der Strom für diese Einrichtung wurde von uns abgezweigt. Durch diese Beziehung bekamen wir für unsere Küche restliches Essen, das wir dann verteilen konnten. Dazu kam die Werksküche.

Nachdem es keine Baumwolle mehr gab, mußte neue Arbeit für die Belegschaft gefunden werden. Zuerst waren es Schrauben von der Eisenhütte, die für den Gleisbau gebraucht wurden. Dann sollten es Granatköpfe werden. Kriegsmaterial wollten wir aber nicht fertigen. Endlich bot die Firma Troisdorf eine Arbeit – „Brückenzünder für den Bergbau“. Als Hilfskräfte bot man uns russische Zivilarbeiterinnen an. Für sie mußte ein Lager geschaffen werden. Das entstand in der alten Fa-



Der Festsaal in der alten Fabrik, in dem Auftritte der Volkstanz- und der Theatergruppe stattfanden und in dem später auch Filme vorgeführt wurden

brik. Es gab Schlafräume, Aufenthaltsraum, Küche und Krankenzimmer. Betreut wurden die Russen durch unseren Werksarzt, Herrn Dr. Panföder. – Später kamen noch andere Russen in unser Lager. Die Mädchen aus der Ukraine und die neuen Russen aus Luga verstanden sich nicht. Die letzteren kamen mit den deutschen Truppen nach Deutschland zurück. Weil sie mit den Deutschen zusammengearbeitet hatten, hatten sie Angst vor ihren Landsleuten.

Wir hatten in der Wohnung schon lange Einquartierung. Ein wichtiger Feuerwehroberst bat um Unterbringung seiner Frau und seiner Tochter, weil er Düsseldorf für zu gefährlich für sie hielt.

1944 habe ich geheiratet. Meine Schwiegereltern wurden in Solingen ausgebombt und kamen auch noch nach Cromford. Ich selbst zog dann zu meinem Mann in die Krankenanstalten nach Düsseldorf ins Zimmer 100 auf der Privatstation der HNO-Klinik. Mein Arbeitsplatz war aber Cromford geblieben.

Den Luftangriff auf Ratingen habe ich selbst nicht miterlebt. Ich habe davon aber durch Oberst Wolff er-

fahren und bin gleich mit dem Rad nach Cromford gefahren. Ich konnte mich davon überzeugen, daß meine Familie lebte und alles andere war Nebensache.

Endlich hörte der Krieg auf, wir waren frei! Der Aufbau begann. Aufräumarbeiten gab es genug. Aber der Betrieb mußte weitergehen, die Leute mußten Verdienstmöglichkeiten haben. So kamen wir auf die Idee, die Firma Textor zu gründen. Wir kauften ein Fließband von einer Firma, die sich modernisieren wollte und begannen im „Festsaal“ mit der Hemdenproduktion. In dieser wirren Zeit begann der Streit zwischen der Grundstücksgesellschaft Johann Gottfried Brügelmann und uns. Die Spinnerei Cromford/Brügelmann hatte keine Spinnerei mehr. Das Metallwerk Cromford hatte sich erledigt, und die Zukunft sahen wir in der Wäschefabrik.

Als 1946 unsere Tochter geboren war, blieb ich mit ihr wieder in Cromford. Wir waren eine große Hausgemeinschaft. Das Zimmer in der Klinik mußte mein Mann räumen, denn auch dort mußten Kriegsschäden beseitigt werden.

1948 wurde unser erster Sohn geboren, und mein Mann machte

sich in einer eigenen Praxis selbstständig. In den Besucherzimmern des Büros eröffnete er in Cromford seine HNO-Praxis. Wenn starke Hilfe nötig war, kam ein Angestellter der Firma zur Hilfe.

Wir waren auch in dieser Zeit noch eine große Werksfamilie.

Im Sommer 1950 ging unsere Cromford-Zeit zu Ende. Ich bekam zum ersten Mal einen eigenen Haushalt. Der Betrieb war in eigene Räume umgezogen, d. h. die Arbeit ging weiter, und unter Cromford zog ich einen dicken Strich.

Ich hoffe, daß ich Ihnen vermitteln konnte, in welcher Freiheit ich aufgewachsen bin. Die Dressur kam nicht von einem Dompteur mit erhobenem Zeigefinger oder Peitsche. Das Leben und die Umgebung, der Respekt vor dem „alten Johann Gottfried“ sorgten dafür.

Heute fühle ich mich hier wieder wohl. Aus meinem finsternen Geburtshaus, das damals ganz mit Efeu bewachsen war, ist nach vielen Jahren voller Arbeit, Sorgen und Freuden ein schönes Museum geworden, dem ich viel Glück wünsche.

Maja Tacke, geb. Gemmert

Im Sonnenbad

Dat hammer och schon mol jehatt
en Ratinge: E „Sonnebad“.

Jewiß, dat wor vör lange Johr.
Ich weeß äwwer noch, wo et wor.

Bim „Huus zum Huus“, do in de Näh,
mit Blick op de Hauser Allee,
do stung dä Bau wohl op en Wies.
Et wor e Kengerparadies.

No vüüre russ wor dä Bau offe.
Do hätt ons Licht on Luft jetroffe.
On jov et mol ne Räjedaach
wormer och onger Dach on Fach.

Do hammer dann völl Sonn jehatt.
Et wor jo och e „Sonnebad“.
Do koemen Kenger, die noch kleen
on krank jewäse – jlöw ich – renn.

Ich denk, ich wor so öm vier Johr
wie ich dodren jewäse wor.
Jenau kann ich dat nimmi sage.
Doch wormer all noch kleene Blage.
Mer hannt jespillt, sin römjesprunge.
Et wouhd och ab on zu jesunge.
Bejestert wore mer dobei
bim Leed der „Verkehrspolizei“.

On eene, wie dat ja so iss,
dä spillden Verkehrspolizist,
stung op e Stöhlche, stolz wie nie.
Emol wor et dat Hänse I.

He doat de Ärme eifrich schwenke
on dä Verkehr janz richtich lenke.
Mol reihts, mol links, he jov fein acht
wie et im Text wor anjesacht.

On meddachs jov et lecker Esse.
Bis hütt hann ich se nit verjesse
die Nudelzupp. On denk ich dran,
denk ich och an Frau Eisermann.

Wie schon jesaat, dat is lang her.
Rund 70 Johr so unjefähr.
Ich doat och noch paar Lütt befrage,
doch kinner kunnt mich reiht wat sage,

wat et he mit dem Sonnebad
damals wohl för'n Bewandtnis hatt.
Falls eene us de Leserschar
wat weeß, fänd ich dat wunderbar.

Lore Schmidt

Im Amtsgericht Schutz gesucht

Als ich vor einiger Zeit in der Zeitung las, daß das gute alte Ratinger Amtsgericht an der Düsseldorfer Straße möglicherweise über kurz oder lang einer geplanten Gerichtsreform in Nordrhein-Westfalen zum Opfer fallen wird, erinnerte ich mich plötzlich, daß es einmal eine Zeit gab, in der ich häufig dort weilte. Nicht direkt freiwillig und keinesfalls zum Vergnügen. Aber ein Ort des Vergnügens ist ein Amtsgericht ja wohl nie. Nun, die Zeit meiner dortigen Aufenthalte war ja auch etwas ungewöhnlich. Es war Krieg, und im Amtsgericht waren die Kellerräume für die Bewohner der Umgebung, die in kellerlosen Häusern wohnten, als Luftschutzräume ausgewiesen.

Ich wohnte damals im Lörchen, und dort gab es auch keine Keller. Oft und oft sind wir, meine Mutter, mein kleiner, um acht Jahre jüngerer Bruder und ich, zu nächstlicher Stunde zum Amtsgericht gewandert, d.h. eigentlich mehr gerannt, meistens jedenfalls, und das manchmal mehrmals in einer Nacht und oftmals auch nicht rechtzeitig. Das bedeutet, daß manchmal die Nacht schon von Scheinwerfern erhellt war und Geschützdonner und auch Bombeneinschläge vernehmbar waren, ehe man das rettende Ziel, eben das Amtsgericht, erreichte.

Einmal während einer Nacht aufstehen und wandern zu müssen, war schon schlimm. Mehrmals dieses „Spielchen“ hintereinander zu exerzieren – mit An- und Ausziehen versteht sich – das war schon schauerlich. Und das im doppelten Sinne. Schließlich rannte man ja um sein Leben.



Das in den Jahren 1914/15 erbaute Ratinger Amtsgericht an der Düsseldorfer Straße

Dabei gab es unterwegs – der Weg für uns betrug ca. zehn Minuten – auch hier und da noch kleine Pannen. Infolge der Eile, die ja meist geboten war, war mein Bruder (Jahrg. 1932) oft nur notdürftig angezogen, weil er nur äußerst mühsam hochgebracht werden konnte. Irgendwann, es muß wohl gegen Ende des Krieges gewesen sein, hatte er keine Schuhe mehr und trug stattdessen „Blotschen“ (Holzschuhe). Dabei stellte sich dann einmal, als wir das Amtsgericht mit hängender Zunge erreicht hatten, heraus, daß er diese „Blotschen“ unterwegs im Schnee verloren hatte. Das war kein Wunder, schließlich zerrten meine Mutter und ich den fast schlafenden Jungen hinter uns her. Die Blotschen haben wir dann auf dem Rückweg, Gott sei Dank, wiedergefunden. Es wäre auch ein großer Verlust gewesen. Wie gesagt, Schuhe gab es nicht. Ein anderes Mal riß ich mir dann an von einer Mauer herabhängendem Stacheldraht das

Gesicht blutig. Aber da hieß es nur: „Weiter, weiter.“ Um so etwas konnte man sich erst später kümmern.

Im Keller des Amtsgerichts saß man dann mit vielen, ebenfalls „kellerlosen“ Menschen beisammen, die teils schlafend, teils strickend oder auch sich unterhaltend die Zeit hier verbrachten. Manchmal lauschte man auch angstvoll dem von draußen her eindringenden todbringenden Getöse explodierender Bomben und Luftminen, wobei man hoffte, daß bald „Entwarnung“ gegeben würde.

Nein, meine Erinnerungen an das Amtsgericht kann man keineswegs als angenehm bezeichnen. Aber wie man sieht, habe ich das Inferno, wie viele meiner Zeitgenossen auch, überstanden.

Lore Schmidt

Der Ratinger Stadtsoldat - ein Opfer der „Entmilitarisierung“?

Ratingen gehört im weiten Umkreis zu den Städten mit einer besonders langen und überdies auch bemerkenswerten Vergangenheit. Man braucht nur daran zu denken, daß Ratingen schon zwölf Jahre vor Düsseldorf die Stadtrechte besaß, daß vor mehr als 900 Jahren den Düsseldorfern empfohlen wurde, sich in Rechts- und Marktfragen bei den Ratingern Rat zu holen, daß Ratingen Gerichtsort und Sitz des Scharfrichters für das ganze Bergische Land war. Wer in Ratingen aber sichtbare Zeugnisse solcher Vergangenheit sucht, tut sich ein wenig schwer. Ratingen hat zwar - zum Glück noch - aus jener großen Zeit die altherwürdige Pfarrkirche St. Peter und Paul, die Wasserburg Haus zum Haus und drei mehr oder weniger gut erhaltene Stadttürme und ein wenig Stadtmauer, aber dann wird es schon ein wenig spärlich. Erst recht aber wird bei dieser Suche nach der historisch großen Vergangenheit der Mangel an später erstellten Zeugnissen deutlich. Nach alten Fotos erinnert man sich allenfalls an den mit erhobener Fahne voran stürmenden Krieger von Anno 1870/71, der über die Jahrhundertwende hinweg den Marktplatz beherrschte, aber schon im Ersten Weltkrieg beseitigt wurde. Dafür schuf die Stadt im Ehrenfriedhof an der Lintorfer Straße das Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges. Nachdem es von Bomben zerstört war, wurde im Ehrenfriedhof das heutige Mahnmal für die Opfer von Krieg und Gewalt errichtet. Aber andere bedeutsame Standbilder und Plastiken, mit denen andere Städte vielleicht aus Mangel an Vergangenheit gerne protzen, sucht man - abgesehen von ein paar Brunnen und den jüngsten Bemühungen der Ratinger Jonges - in Ratingen vergeblich. Nicht zuletzt deshalb ist es unverständlich, daß von drei historischen Standbildern, die 1944 in der Stadt aufgestellt wurden, zwei seit vielen Jahren gänzlich aus dem Stadtbild verschwunden sind. Mitten im letzten Krieg gaben

die Ratinger Stadtväter dem Düsseldorf Bildhauer Ernst Reiss-Schmidt den Auftrag für drei Steinplastiken mit historischen Themen. Im Sommer 1944 wurden die drei in Muschelkalk gearbeiteten Standbilder aufgestellt: Der Bergische Löwe bekam seinen Platz auf der Mauer vor dem Turm von St. Peter und Paul, der „Dumeklemmer“ wurde im alten Stadtgraben vor der Mauer in der Grabenstraße aufgestellt, und der „Stadtsoldat“ - wo er hingehörte - vor dem Dicken Turm. Den schweren Luftangriff im März 1945 und die Einnahme der Stadt haben die drei Plastiken gut überstanden, aber dann begann ihre „Leidensgeschichte“.



Vor dem Turm von St. Peter und Paul steht der Bergische Löwe, als hätte er hier schon seit Jahrhunderten seinen Platz. Den Kindern ist er ein guter Spielkamerad

Am besten erging es ohne Zweifel dem Bergischen Löwen, der auf einer kleinen Mauer entlang der zum Markt führenden Kirchtreppe von St. Peter und Paul auf seinen Hintertatzen aufrecht stehend den Ratinger Wappenschild hält. Vor den Auswirkungen der Luftmine, die am 22. März 1945 das Schiff der alten rheinischen Hallenkirche zerstörte, bewahrte ihn das starke

Mauerwerk des großen Westturms. Obwohl der Bildhauer bei der Gestaltung des Bergischen Löwen auf alle historisierenden Tricks verzichtete und vermutlich ganz bewußt das erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts von Kaiser Wilhelm eigenhändig genehmigte Stadtwappen verwendete, kam es den Ratingern schon nach ein paar Jahren vor, als hätte der Löwe schon seit urdenklichen Zeiten auf seinem Platz gestanden. Mitte der 50er Jahre, also gerade ein Jahrzehnt nach der Aufstellung, ließ die Rheinische Post in einer Bildunterschrift den „alten Löwen“ verwundert das „moderne Leben“ vor St. Peter und Paul betrachten. Und an dieser An- und Aufgenommenheit hat sich für den Bergischen Löwen seither nichts geändert. Vor allem für die Kinder ist er ein lieber Spielgefährte, wie man immer wieder beobachten kann. Die Kleineren trippeln vorsichtig über die Mauer zu ihm hin und kraulen ihm die Mähne, und für die Größeren ist er ein richtiger Spielkamerad. Es ist eben so, als hätte der Löwe schon seit jeher an dieser Stelle gestanden.

Der etwa einen Meter große „Dumeklemmer“, der an die Suitbertussage und die Daumenschrauben erinnernd seine „platten Dumen“ zeigt, kam in die Grabenstraße, an den alten Stadtgraben. Der war in den Jahren 1938/39 - also gerade noch vor dem Zweiten Weltkrieg - als Löschwasserreservoir eingefafßt und mit einer kleinen Grünanlage umgeben worden. Der „Dumeklemmer“ führte hier ein recht bescheidenes Leben, fiel kaum in Augenschein, so daß auch kaum jemand davon Notiz nahm, als er verschwand. Es war die Zeit, in der im Zuge der Vorbereitungen für den Rathausneubau das Gelände vor der Stadtmauer bereinigt und der Wassergraben eingeebnet wurde, um Platz für eine Zufahrt zu schaffen. Der „Dumeklemmer“ kam auf den Städtischen Bauhof, wo er nun seit Jahrzehnten zwischen Steinhaufen auf eine bessere Zukunft wartet.



Immer recht unscheinbar stand der kleine „Dumeklemmer“ an dem vor dem Zweiten Weltkrieg ausgebauten Stadtgraben in der Grabenstraße

Die bewegteste Geschichte aber hatte der „Stadtsoldat“, eine lebensgroße Steinfigur, die in der kleinen Anlage vor dem Dicken Turm aufgestellt worden war. Man hätte sich gerade in dieser kriegerischen Zeit gut vorstellen können, daß der „wehrhafte Bürger“, der sich mit energischem Blick den Helm festband, schon wieder voll in Aktion war. Denn gerade hinter ihm, in dem vom Stadtgraben her zugänglichen unteren Verließ des Dicken Turms, war bei den sich von Tag zu Tag häufenden Fliegeralarmen die Luftschutz-Leitstelle untergebracht. Den schweren Bombenangriff überstand auch er,



Vor dem Dicken Turm rüstete sich der Stadtsoldat zum Einsatz für seine Stadt und schnallte sich den Helm fest

aber als dann wenige Wochen später der Krieg zu Ende war, „paßte er nicht mehr in die Zeit“. Im Zuge der allgemeinen „Entmilitarisierung“ wurde der Stadtsoldat eines Tages von seinem Sockel entfernt und ausgerechnet im unteren Verließ des Dicken Turms, das nun ja nicht mehr als Luftschutz-Leitstelle gebraucht wurde, deponiert. Offenbar hatte er dann in der Folgezeit vor allem in den Abend- und Nachtstunden regen Besuch. Diese „nächtlichen Umtriebe“ erregten - wie in einer Ratssitzung beklagt wurde - öffentliches Ärgernis, weshalb auf Anweisung der Verwaltung die schwere Eichentüre verschlossen und verrammelt wurde. Und damit war die Plastik, mit der man - wie die Ratinger Zeitung rückblickend schrieb - „in dieser Zeit ohnehin nichts Rechtes anzufangen wußte“, für ein paar Jahre der Öffentlichkeit entzogen, bis man im Frühjahr 1952 wieder auf sie stieß. Die Ratinger Zeitung schrieb darüber: „Jetzt waren die Stadtväter mutig genug zu beschließen, den Stadtsoldaten, der an die Zeit erinnert, da die Ratinger Bürger ihre Stadt auf den Mauern verteidigten, wieder am Dicken Turm aufzustellen“. Tatsächlich hatte der „Stadtsoldat“ mit dem verpönten „Militarismus“ überhaupt nichts zu tun, weil er nämlich im Grunde den wehrhaften Bürger darstellt, wie er in der „Verordnung über die Bürgerwehr zu Ratingen“ vom 6. März

1442 gefordert wird. Bürgermeister, Schöffen und Rat bestimmen in dieser Urkunde, daß jeder, der in Ratingen Meister werden will, seinen eigenen Harnisch haben muß, den er weder verhandeln noch gegen welche Schuld auch immer verpfänden darf. Und von jedem eingeborenen oder zugewanderten Bürger wird im nächsten Satz verlangt, „de soll zo voerens haven eyn pantzer, eyne hontzkogell und einen Iserenhoyt, dat syn eigen sy...“. Also jeder Bürger mußte seinen eigenen Panzer (Harnisch) haben, dazu eine „Hontzkogel“, nämlich einen kapuzenartigen Überwurf, der Kopf, Hals und Schultern bedeckte, und einen Eisenhut. In allen Jahrhunderten bis in den 30jährigen Krieg hinein mußten die so bewehrten Bürger auf den Mauern unter Einsatz ihres Lebens die Stadt und ihre Bewohner verteidigen und Feinde abwehren.

Eigentlich war der „Stadtsoldat“ also ein Denkmal für den engagierten und wehrhaften Bürger, der für seine Stadt und seine Mitbürger oft genug Leib und Leben einsetzte. Aber das hinderte in den 60er Jahren einen späten Nachfahren nicht daran, dem Denkmal den Kopf abzuschlagen. Eines Tages stellte man im Vorbeigehen diesen Frevel fest. Wahrscheinlich landete der Kopf als „Trophäe“ in irgendeinem Partykeller, jedenfalls tauchte er bis heute nicht wieder auf. Der Rumpf des geköpften Standbildes stand noch einige Zeit an seinem Platz, wurde dann aber eines Tages abgeräumt und ebenfalls auf den städtischen Bauhof verfrachtet.

Vielleicht - so könnte man hoffen - hat nach nunmehr rund 30 Jahren der heutige Inhaber des Kopfes sich lange genug seiner „Trophäe“ erfreut und ist bereit, sie über eine neutrale und unverfängliche Stelle wieder der Allgemeinheit zurückzugeben. Ein geschickter Steinmetz oder Bildhauer könnte ohne große Umstände Kopf und Rumpf wieder zusammenfügen, und der „Stadtsoldat“ könnte als „Denkmal für den wehrhaften und engagierten Bürger“ früherer Zeiten zum 725. Stadtjubiläum im Jahre 2001 wieder seinen Platz vor dem Dicken Turm einnehmen. Sollte der Kopf allerdings nicht mehr auftauchen, wäre es sicher der Über-



Der Düsseldorfer Bildhauer
Ernst Reiss-Schmidt

legung wert, ob die Stadt nicht einen handwerklich versierten Künstler damit beauftragen sollte, den Kopf nach den vorhandenen Abbildungen nachzubilden und damit die Plastik wieder zu vervollständigen. Für das „Denkmal des Ratinger Bürgers“ wäre es sicher zu vertreten, ohne jetzt lange in eine große Diskussion über den - nach heutiger Anschauung - künstlerischen Wert des Standbilds einzutreten. Immerhin handelte es sich bei dem Künstler, dem am 15. November 1902 in Düsseldorf geborenen Bildhauer Ernst Reiss-Schmidt, um einen vielseitig begabten und engagier-

ten Mann, der auch in der Nachkriegszeit noch als Erfinder, Architekt und Designer von sich Reden machte. Die Luftangriffe und das Kriegsende hatten ihn in das bayerische Kiefersfelden verschlagen, wo der Rheinländer seinem Hobby als leidenschaftlicher Skifahrer frönen konnte, daneben sich aber immer auch dem Zwang ausgesetzt sah, seine Familie mit Frau und drei Kindern zu ernähren. Und da er aus Passion und Beruf auch „Bastler und Erfinder“ war, machte er sich Gedanken darüber, wie man das Skifahren bequemer und zugleich gefahrloser gestalten könnte. Er dachte als „Flachländer“ an das Fahrrad, konstruierte einen mit einer Lenkstange versehenen einspurigen Schlitten, von dem aus der Fahrer mit zwei Kurz-



Das war 1950: Der Erfinder des Skibobs,
Ernst Reiss-Schmidt,
mit einer attraktiven „Besetzung“

ski an den Füßen ohne Sturzgefahr gleich drei Spuren im Schnee ziehen konnte - und hatte den Skibob erfunden. Ernst Reiss-Schmidt ließ seine Erfindung beim Patentamt in München eintragen und in einer Skiwerkstatt die ersten Skibobs bauen, die - wie er später lachend erzählte - gerade einmal 78 Mark kosteten. Aber die Wochenschau wurde darauf aufmerksam, die Zeitungen berichteten darüber. Bald holten sich die Amerikaner die ersten Skibobs, und selbst Schah Reza Pahlewi, damals noch Winterstammgast in der Schweiz, soll sich ein Dutzend mit nach Iran genommen haben. Nach vielen nationalen Wettbewerben wurden 1957 in Innsbruck die ersten Weltmeisterschaften im Skibob ausgetragen, bei denen in Schußfahrten bis zu 120 Stundenkilometer erreicht worden sein sollen. Um die Mitte der 70er Jahre wurde die Zahl der Skibobfahrer allein in der Bundesrepublik dann schon auf über 40 000 geschätzt. Aber dieser Erfolg holte Ernst Reiss-Schmidt nicht mehr ein. Er hatte seine Erfindung vorher „für ein Taschengeld“ an einen Skifabrikanten verkauft und war nach Düsseldorf zurückgekehrt, wo er als Architekt und Designer für renommierte Firmen im In- und Ausland arbeitete. Aber im Alter zog es ihn dann doch wieder in die Berge und in den Schnee zurück. Ab 1978 verbrachte er zusammen mit seiner Frau seinen Lebensabend in Bad Tölz.

Dr. Richard Baumann

HERZLICH WILLKOMMEN IM ANGERLAND

IHR PERSÖNLICHES HOTEL IN LINTORF.

RUHIGE LAGE UND HOHER SCHLAFKOMFORT.

GOURMET-FRÜHSTÜCKSBÜFFET.

FAMILIENFREUNDLICHE WOCHENENDTARIFE.

HOTEL ANGERLAND GARNI
INH. I. HASSEL

LINTORFER MARKT 10
40885 RATINGEN-LINTORF
TEL. (02102)30 24-0
FAX (02102)3 64 15

Süd-Dakota und die Ratinger Partnerstadt Vermillion

Als ich 1978 nach meiner Referenzzeit durch Amerika trampelte, fragte mich ein Autofahrer fassungslos: „Wo willst du hin, nach Süd-Dakota?? Da fährt man doch höchstens durch, wenn man an die Westküste will.“ So ähnlich reagierten auch indianische Teenager, die nicht verstehen konnten, daß man extra von weit her, aus den großen Städten, wo das Leben tobt, in die fast menschenleere Weite der Great Plains kommen konnte, um dort seinen Urlaub zu verbringen oder freiwillig dort zu leben. Wer Disneyland liebt oder Einkaufsparadiese, Schickimicki und Unterhaltung rund um die Uhr wird von Süd-Dakota enttäuscht sein. Wer jedoch Ruhe, eine grandiose Natur und Ursprünglichkeit sucht, für den ist dieser Präriestaat im Mittleren Westen ein lohnendes Reiseziel.

Der Hollywood-Film „Der mit dem Wolf tanzt“ hat das Image des Staates mittlerweile etwas aufpoliert, ehemalige Drehorte des Films wurden zusätzliche Touristenattraktionen.

Süd-Dakota liegt etwa in der Mitte der USA, zwischen dem Atlantik und dem Pazifik, ziemlich weit im Norden, inmitten der großen Ebenen, auf denen noch bis zur Mitte des 19. Jh. riesige Büffelherden grasten.

Die **Black Hills**, ganz im Nordwesten des Bundesstaates Süd-Dakota, an der Grenze zu Wyoming gelegen, sind vermutlich das älteste Gebirge des nordamerikanischen Kontinents und die einzige größere Erhebung in den **Great Plains**, dem berühmten Grasland, das vom Missouri langsam aber stetig bis zu den Rocky Mountains ansteigt.

Die Präsidentenköpfe des **Mt. Rushmore** sowie das seit 50 Jahren im Bau befindliche **Crazy-Horse-Monument** (amerikantypisch im XXL-Format) in den **Black Hills** sind allgemein bekannte Touristenziele. **Tashunka Witko** (Crazy Horse), der zusammen mit Sitting Bull in der berühm-



Eine Delegation des Rates der Stadt Ratingen und deutsche Studenten der University of South Dakota mit der Autorin am Mount Rushmore im Oktober 1998

ten Schlacht am Little Big Horn General Custer schlug und zum meistgehaßten Indianer avancierte, soll von Weißen durch dieses größte Denkmal der Welt geehrt werden. Zur Ehre eines Mannes, der sich sein Leben lang dafür einsetzte, die Erde unberührt zu erhalten, wird ein ganzer Berg mit Dynamit zersprengt. Dies auch noch in den heiligen Bergen der Lakota, die ihnen nach dem Vertrag von Fort Laramie immer noch gehören. Dieses Monument zeigt meiner Ansicht nach beispielhaft die Fragwürdigkeit solcher Unternehmungen.

Eine weitere Touristenattraktion in den Black Hills, die an die Zeiten des Wilden Westens erinnert, ist die alte Goldgräberstadt **Deadwood** im Norden. Namen von Revolverhelden und Glücksrittern wie Wyatt Earp, Wild Bill Hickock und Calamity Jane begründeten neben dem Gold den Ruf von Deadwood. Auch heute noch vergnügen sich die meisten Besucher in den zahlreichen Glücksspielhallen.

Im Süden der Black Hills erstreckt sich der **Custer-State-Park**, wo heute wieder größere Bisonherden, Pronghornantilopen und verschiedene Hirscharten grasen.

Nahe der kleinen Stadt Edgemont am Südrand der Black Hills gibt es Uranvorkommen, weswegen der frühere US-Präsident Jimmy Carter die Black Hills zur „National Sacrifice Area“ erklären wollte. Dies hätte bedeutet, das Gebirge zu zerstören, um alle Bodenschätze auszubeuten, zum „Wohle der Nation“. Heute schützt die Black Hills der Titel „National Forest“. Im Norden waren bis zur Abrüstung Interkontinentalraketen stationiert, jetzt sind die Silos leer.

Nordöstlich von Sturgis erhebt sich ein eindrucksvoller Berg aus dem Grasland, der **Bear Butte**, für die historischen und heutigen Lakota der bedeutendste spirituelle Ort in den Black Hills. Während der Sommermonate finden dort wichtige religiöse Zeremonien statt. Präsident Nixon erließ ein Gesetz, das allen Bekenntnissen freie Religionsausübung gestattet, seit dieser Zeit können auch die verschiedenen indianischen Völker ihre angestammten Religionen wieder frei ausüben.

Vor 75 Millionen Jahren bedeckte ein flaches Meer das Gebiet der heutigen **Great Plains**. Später hob sich die Erde durch tektonische



Der Bear Butte in den Black Hills, der bedeutendste spirituelle Ort der Lakota-Indianer

Verschiebungen der Kontinentalplatten. Das Meer zog sich zurück und für mehrere Millionen Jahre herrschte nun subtropisches Klima. Langsam wurde das Klima kühler und trockener, es entwickelte sich eine Savanne und schließlich das Grasland, wie es heute existiert. Inmitten der Great Plains, östlich der Black Hills, erstrecken sich die **Badlands**, eine Landschaft der Extreme: absolut heiße Tage, sehr kalte Nächte, heftigste Gewitterstürme. Durch Erosion entstand eine in das Grasland gleichsam eingefressene Mondlandschaft von weißer, bröseliger Konsistenz. Steile Canyons, scharfe Grate, Schluchten, Gipfel und runde Hügel formen eine bizarre Landschaft. Der berühmte Architekt Frank Lloyd Wright schrieb 1935: „... ich war total unvorbereitet für die Erhebungen, welche die **Dakota Badlands** genannt werden. ...Was ich sah, gab mir ein unglaubliches Gefühl für ein allgegenwärtiges Geheimnis, eine ferne Architektur, etherisch, ... eine endlose übernatürliche Welt, spiritueller als die Erde, aber aus ihr heraus geschaffen.“ Für Geologen und Paläontologen sind die Badlands eine wahre Fundgrube für Fossilien. Biologen können hier eine selten gewordene Fauna und Flora studieren. So wurde z.B. das schwarzfüßige Frettchen 1981 in den Badlands wieder gesichtet, das die Wissenschaftler schon für ausgestorben hielten. 1939 erhielten die Badlands den Titel eines „National Monument“, 1978 wurden sie vom Kongreß zum Natio-



Die Badlands östlich der Black Hills sind eine Landschaft der Extreme



Die Gedenkstätte von Wounded Knee im Pine Ridge Reservat erinnert an das Massaker vom 29. Dezember 1890, bei dem etwa 300 alte Männer, Frauen und Kinder der Lakota von Soldaten getötet wurden

nalpark erhoben, was die einzigartige Landschaft noch besser schützt.

Etwa die Hälfte dieses Nationalparks (53.986 Hektar) liegt auf dem Gebiet der **Pine Ridge Indian Reservation**. Wichtige Ereignisse in der Geschichte der Lakota haben dort stattgefunden. Die Geistertänze am Strohhold Table im Jahre 1890 waren der Auftakt zu dem blutigen Massaker am **Wounded Knee**. Die Gedenkstätte mit dem Massengrab liegt 25 Meilen südlich vom White River Besucherzentrum.

Obwohl die Badlands auf den ersten Blick unbewohnbar erscheinen, haben dort schon vor über

12.000 Jahren Menschen gelebt. Die **Arikara** waren der erste Indianerstamm, der in dieser Gegend siedelte. Ab Mitte des 18. Jh. kamen die Lakota, die dort rasch die Vorherrschaft erlangten. Nachdem sie Ende des 18. Jh. Pferde erhielten, entwickelten sie die berühmte Büffeljägerskultur, die unser Bild von den Indianern Nordamerikas geprägt hat. Nach 40jährigem zähen Widerstand, der in dem oben erwähnten Massaker von Wounded Knee endete, wurden die stolzen Krieger und Jäger abhängige Münder der Regierung.

Von der einstigen **Great Sioux Reservation** sind lediglich sechs kleinere Stückchen übrig geblieben: **Pine Ridge, Rosebud, Lower Brulé, Crow Creek, Cheyenne River** und **Standing Rock**. Die auf den Landkarten angegebenen Größen täuschen über die wahren Gegebenheiten, die größten Teile des Reservationslandes sind mit langfristigen Verträgen an weiße Farmer verpachtet, zudem sind sich der Bund und der jeweilige Bundesstaat nicht einmal einig über die genauen Größen. Die Reservationsen liegen abseits der großen Verkehrswege und gehören meist nicht zum offiziellen Besuchsprogramm. Der Bezirk Shannon in der Pine Ridge Reser-

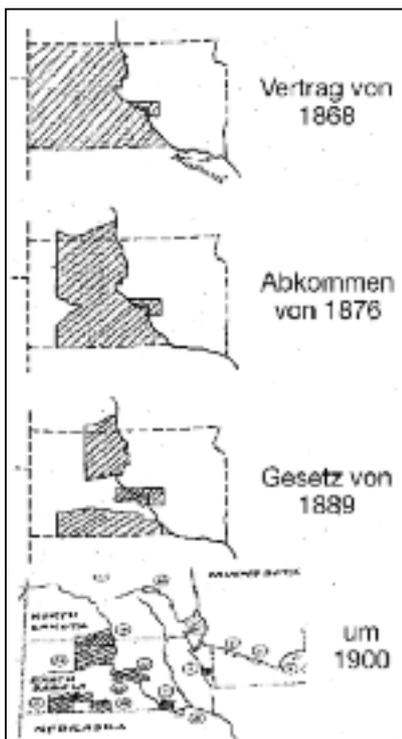
vation ist der ärmste Bezirk der USA. Mit eigener Anstrengung der Indianer und Hilfe von auswärtigen Freunden verbessert sich die Lebenssituation langsam. So gibt es in Pine Ridge das **Oglala-Lakota-College** und in Rosebud das **Sinte-Gleshka-College**, die die Studenten bis zum Bachelor (unterster akademischer Grad) bringen. Ebenfalls in Pine Ridge betreiben die Oglala Lakota eine eigene Radiostation - **Kili-Radio** -, das im ganzen westlichen Süd-Dakota und im nordwestlichen Nebraska empfangen werden kann.

Über den Status einer Reservation herrscht vielfach noch Unkenntnis. In der 2. Hälfte des 19. Jh. wurden auch in Süd-Dakota Reservationsen eingerichtet, damit die nomadisierenden Büffeljäger besser zu kontrollieren waren. Um sie von ihrer traditionellen Lebensweise abzubringen, wurden ihnen kleine, meist unfruchtbare Teile ihres einstigen Landes zugewiesen und das übrige Stammesgebiet zur Besiedelung durch Weiße freigegeben. Für die Büffelnomaden waren die Reservationsen wie Gefängnisse, die sie zur Seßhaftigkeit und damit Untätigkeit verdammt, für die heutigen Indianer ist es das einzige Land, das ihnen noch gehört. Selbst wer in den Städten seinen Lebensunterhalt verdient, fühlt sich der Reservation als Heimat verbunden. Dorthin kehrt er immer wieder zurück, z. B. zu den zahlreich stattfindenden **Powwows**, traditionellen, farbenprächtigen Tanzfesten, die auch

immer zahlreiche Touristen anlocken.

Straßenschilder zeigen an, wo das Gebiet der Reservation beginnt. Über die Reservation verstreut liegen meist mehrere kleine Ortschaften, im Hauptort befinden sich das (weiße) **BIA (Bureau of Indian Affairs)**, sowie die **Tribal Headquarters** (rote Stammesverwaltungen), die in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen haben. Die allgegenwärtigen Zäune sind nur Viehschutzzäune, damit grasende Rinder oder Pferde nicht unvermittelt auf die Straße laufen können und Unfälle verursachen.

In den letzten Jahren wurden große Programme für den Hausbau aufgelegt. Viele der jüngeren Indianer haben die Politik und die Medien für sich entdeckt. Sie sind unter den NGOs (nicht regierungsgebundene Organisationen) bei der UNO vertreten. Jüngere Indianer in verantwortlichen Positionen versuchen aus eigener Kraft, in Übereinstimmung mit ihren eigenen Werten, ihrer Tradition und ihrem Verständnis vom Leben Anschluß an die Erfordernisse des 20./21. Jh. zu finden. Sie berufen sich dabei auf ihre Vorfäter, die auch das Pferd und vieles andere mehr vom weißen Mann übernahmen und doch Indianer blieben. Trotz aller eigenen und fremden Anstrengungen ist die allgemeine Lebenssituation in den Reservationsen alles andere als rosig. Die Arbeitslosenrate erreicht teilweise 80%, Alkoholiker gibt es in jeder Familie, die Lebenserwartung liegt



Die Auflösung der „Great Sioux-Reservation“



Die zahlreich stattfindenden Powwows, traditionelle, farbenprächige Tanzfeste der Indianer, ziehen viele Touristen an

etwa bei der Hälfte der durchschnittlichen Lebenserwartung der weißen Amerikaner, die Selbstmordrate indianischer Teenager ist doppelt so hoch.

Nach 100 Jahren haben sie sich noch nicht endgültig von der Traumatisierung der Unterwerfung erholt. Das ist auch nicht so verwunderlich, wenn man bedenkt, daß sie nicht nur ihr Land und ihre Lebensweise abrupt verloren, sondern ihnen auch die Sprache, Religion, ihr Stolz genommen wurden. Erst sehr spät hat Washington Teile seiner Indianerpolitik revidiert, auch die indianischen Religionen per Gesetz geschützt sowie zugelassen, daß die jeweiligen Stammessprachen wieder gesprochen werden dürfen.

In einigen Reservationen gibt es wieder Büffelherden. Es gibt auch schon weiße Rancher, die Büffel züchten, da diese an das trockene, extreme Klima besser angepaßt sind als Kühe, und ihr Fleisch bei Feinschmeckern begehrt ist.

Gegenwärtig sind etwa 18% der Einwohner Süd-Dakotas Indianer, stellen aber etwa 60% der Gefängnisinsassen. Sie sind zum größten Teil Angehörige des Volkes der Lakota, das sich in einzelne Untergruppierungen gliedert. Erst seit 1924 sind sie Bürger der Vereinigten Staaten! Solange sie auf den Reservationen leben, unterliegen sie indianischem und Bundesrecht, außerhalb der Reservationen dem Recht des jewei-

ligen Staates. Das führt manchmal zu grotesken Situationen.

Süd-Dakota ist etwa so groß wie die Bundesländer Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Bayern und Baden-Württemberg zusammen und hat nur ca 700.000 Einwohner. Mitten durch das Land geht eine Zeitzonengrenze, so daß im östlichen Landesteil die Central Time und im westlichen die Mountain Time gilt. Der Missouri durchfließt Süd-Dakota von Nordwesten nach Südosten und teilt den Staat in zwei etwa gleich große Teile. Entlang des Missouri zieht sich der historische **Lewis-and Clark-Trail**. Lewis und Clark waren zwei Entdecker, die in den Jahren 1804 - 1806 den We-

sten erforschten und bis zum Pazifik vorstießen. Die Mandan-Indianerin Sacagawea half ihnen dabei als Dolmetscherin und Führerin.

Das Gebiet östlich des Missouri ist dichter besiedelt, die Straßen verlaufen wie mit dem Lineal gezogen und rechtwinklig zueinander. In den Westen führen fünf Straßen: ganz im Norden die Highways Nr. 12 und 212, etwa in der Mitte des Staates der Highway Nr. 14, über Pierre, die Hauptstadt, die Interstate Nr. 90 von Sioux Falls nach Rapid City, und dann noch der Highway Nr. 18, parallel zur Grenze nach Nebraska.

Bei meinem Besuch hatte ich das Gefühl, daß sich die Zeit in diesem



Grasende Büffel im Custer State Park



Stadtplan von Ratingens Partnerstadt Vermillion

Land zu verlangsamen scheint. Die Straßen sind riesig breit, die Geschwindigkeit für Autos ist begrenzt und die Landschaft wirkt auf den ersten Blick wenig strukturiert. So scheint es, als gleite man im Zeitlupentempo dahin. Trotz des allgegenwärtigen Fernsehens entwickelt das Land einen eigenen Rhythmus, man wird ruhiger, die Hektik fällt ab.

Im südöstlichsten Zipfel Süd-Dakotas liegt die kleine Universitätsstadt **Vermillion**. Sie ist seit 1968 mit Ratingen durch eine Städtepartnerschaft verbunden.

Vermillion wurde 1859 gegründet und liegt am gleichnamigen Fluß. Der Vermillion (so nannten die ersten französischen Pelzhändler

den Fluß) mündet nahe der Stadt in den Missouri. Die Stadt liegt noch östlich des Missouri, der die ehemaligen Prärien, den heutigen Weizengürtel im Osten, von den Great Plains, dem einstigen Büffel- und Indianerland im Westen, trennt.

Sowohl der Name Vermillion (frz. vermilion = zinnberrot) als auch der Name des Bezirks, **Clay-County** (=Lehm-Bezirk), weisen auf die rote Erde hin, die es hier gibt, und aus der die historischen Indianer ihren roten Farbstoff herstellten.

Im Vertrag von Fort Laramie (1868) wurde alles Land westlich des Missouri zur **Great Sioux Reservation** erklärt und sollte für alle Zeiten den Lakota gehören. Diese Ewigkeit dauerte gerade mal vier Jahre, bis man in den heiligen **Paha sapa** der Lakota, den Black Hills, Gold fand und dadurch einen Ansturm von Glücksrittern auslöste. Die Lakota und die verbündeten Stämme reagierten erbost auf diesen Vertragsbruch. Zur „Klärung“ der Situation wurde die Armee losgeschickt. Im Jahr der Weltausstellung in Philadelphia und des Centennials wollte sich George A. Custer die Gelegenheit nicht entgehen lassen, im Kampf gegen die Indianer Ruhm zu ernten. Die Schlacht am Little Big Horn war ei-

ne der wenigen, die die Indianer gewannen. Doch anschließend wurden sie erbarmungslos gejagt. Sitting Bull flüchtete mit seinen Leuten nach Canada. Nach der Kapitulation von Crazy Horse 1877 gab es in ganz Süddakota keinen freien Indianer mehr. Nach den Goldsuchern drängten die Farmer ins Land und so wurde die Great Sioux Reservation in die sechs bereits erwähnten Einzelreservierungen aufgeteilt.

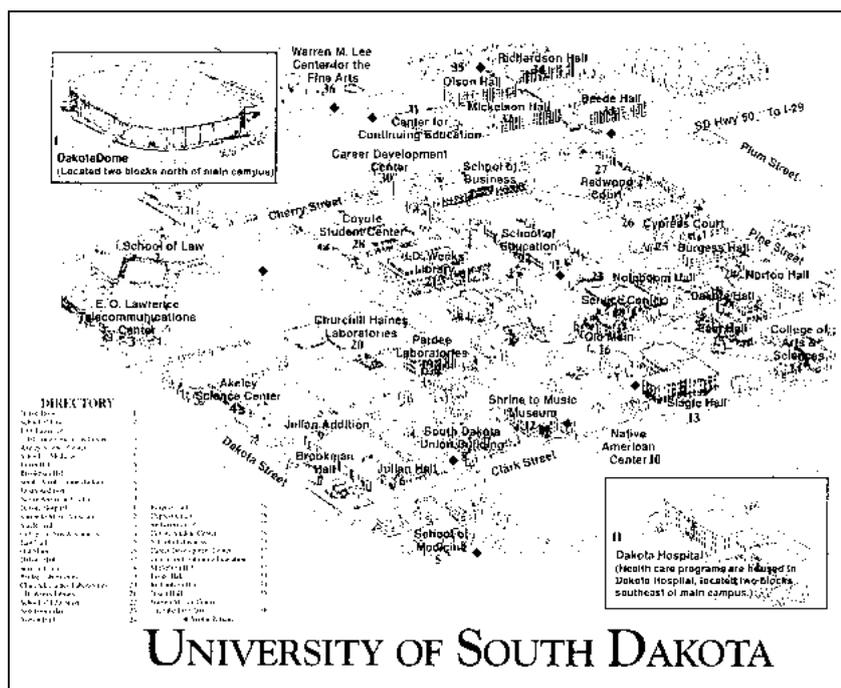
In der Touristenwerbung nennt sich Vermillion das östliche Tor zum **Oyate-Pfad**. „Oyate“ ist ein

Wort aus der Sprache der Lakota und heißt „Volk“. Solche Werbung, die den tatsächlichen Gegebenheiten wenig entspricht, findet man sehr häufig.

Heute hat Vermillion etwa 10.000 Einwohner und 7.500 Studenten. Der größte Komplex in diesem Präriestädtchen ist die **Universität**. Sie wurde 1862 von der territorialen gesetzgebenden Versammlung von Dakota gegründet und ist daher älter als der Staat Süd-Dakota. Der Universitätsbetrieb startete mit 69 Studenten im Bezirksgefängnis.



Gerüst einer indianischen Schwitzhütte in der Nähe des Bear Butte (Black Hills)



Das Universitätsgelände (Campus) der University of South Dakota in Vermillion

Zu dieser Zeit gab es im Dakota-Territorium weder eine Grundschule noch eine weiterführende Schule. Im Jahre 1881, zwei Jahre bevor das Dakota-Territorium als die beiden Staaten Nord- und Süd-Dakota in die Union aufgenommen wurde, übergab der Kongress der Universität 72 Stücke öffentlichen Landes. Die Bürger von Clay-County gründeten eine Gesellschaft und sammelten 10.000 \$, um ein eigenes Universitäts-Gebäude zu errichten. Den Campus in der Größe von 20 acres (ca. 8.100 ha) spendeten engagierte Bürger. Die ersten Vorlesungen auf dem Campus wurden 1883 im heute so genannten **Old Main** abgehalten. Dieses Gebäude brannte 1889 ab, wurde 1893 wiederaufgebaut und 1973 geschlossen. Ursprünglich beherbergte es die gesamte Universität: Schlafräume, Unterrichtsräume,

Büros und Speisesäle. Von 1995-97 wurde das Gebäude renoviert und es wird jetzt liebevoll das „Capitol Building of Higher Education“ genannt.

Heute ist die **Universität von Süddakota (USD)** eine der besten Bildungseinrichtungen des ganzen Staates. Man kann dort Medizin, Jura, Journalismus, Erziehungswissenschaften, Wirtschaftswissenschaften, Biologie, Chemie, Neue Sprachen, Soziologie, Amerikanistik, bildende Kunst, Musik und Schauspielkunst studieren. Die einzelnen Universitätsgebäude sind nach ehemaligen Professoren, Dekanen oder Förderern der USD benannt. Chemie und Biologie werden seit 1915 gelehrt, Medizin seit 1907. Seit 1927 bietet die USD Wirtschaftswissenschaften an. Sie ist die einzige wirtschaftswissenschaftliche Fakultät in den beiden Dakotas und genießt bundesweit einen guten Ruf.

Die Lehre an der USD scheint ein richtiger Jungbrunnen zu sein. Zwei der ehemaligen Professoren wurden 100 Jahre alt, einer von ihnen, Arthur Haines, lehrte bis zu seinem Tode im Jahre 1975.

Von der **Patterson Hall**, wo die wirtschaftswissenschaftliche Fakultät untergebracht ist, führt die **Ratingen Street** zum **Warren M. Lee Center of Arts**. Dort befinden sich die Kunstakademie, die Musikhochschule und die Schauspielschule. Das Gebäude wurde 1973 fertiggestellt. Aus Energiepargründen hat man auf die Fenster verzichtet. Bei meinem Besuch kam ich mir vor wie in einem Präriehundebau. Ansonsten ist die Ausstattung vergleichbar mit deutschen Kunstakademien: Werkstätten für alle künstlerischen Techniken, Malklassen, Bildhauerwerkstatt, Zeichenräume, usw.

Ich war etwas verwundert darüber, daß so wenige Studenten im Freien gearbeitet haben. Das Licht ist dort ideal, keine Luftverschmutzung trübt den Lichteinfall, Himmel und Wolken bieten oft ein faszinierendes Schauspiel. Um Licht- und Farbphänomene zu studieren, müßte es doch bei solchen natürlichen Lichtverhältnissen die Studenten nach draußen ziehen.

Das deutsche und amerikanische Bildungswesen unterscheiden sich stark. Von der High School wechselt man in den USA nach der 12. Klasse aufs College. Dieses College-Studium dauert vier Jahre. Die einzelnen Jahrgänge haben Namen: Eingangsemester sind die **Freshmen**, die Studenten des 2. Jahrganges heißen **Sophomores**, im 3. Collegejahr wird man **Junior**, um dann nach dem 4. Jahr als **Senior** seinen Bachelor's Degree zu machen. Während der ersten zwei Jahre verfolgt man mehr ein Studium Generale, und man wählt seinen eigentlichen Schwerpunkt in den letzten beiden Jahren.

Daran schließt sich die University an, der erste mögliche Abschluß ist hier der Master's (Magister).

Die Studenten haben Anwesenheitspflicht, es gibt Pflichtkurse, die belegt werden müssen und benotet werden. Das führt zu einer - nach unseren Verhältnissen - starken Verschulung in den Eingangsemestern. Allerdings gibt es auch keine Aufnahmeprüfung, jeder kann z.B. Kunst belegen. Auch Studenten anderer Studiengänge müssen ein oder zwei Semester Kunst studieren, das drückt in den Eingangsemestern natürlich das künstlerische Niveau. Nach meinem Eindruck lag die Qualität der Arbeiten größtenteils im Bereich von Oberstufen-Grundkursen in Deutschland. In den höheren Semestern ist das Kunststudium mehr von der Eigeninitiative und der Eigenverantwortung der Stu-

denten geprägt. Dann studieren nur noch diejenigen am College of Fine Arts, die sich ernsthaft mit Kunst beschäftigen wollen. Entsprechend qualitativ sind dann auch die Arbeiten. Als Abschlüsse bietet das College of Fine Arts den Bachelor of Arts und den Master of Art.

Die Kunsthochschule ist 24 Stunden am Tag geöffnet, jeder kann also seinem ganz individuellen Rhythmus entsprechend arbeiten. Da auf Grund der Fensterlosigkeit des Gebäudes immer Kunstlicht herrscht, macht die Tageszeit keinen Unterschied. Ich war dagegen immer ganz glücklich, wenn ich wieder ans Tageslicht kam und den herrlichen Indian Summer sah.

Innerhalb der Kunsthochschule gibt es zwei Ausstellungsräume: Die **Main Gallery**, die für Ausstellungen eine Vorlaufzeit von etwa zwei Jahren hat, und die kleine **Gallery 110**, die ca. ein halbes Jahr Vorlaufzeit hat. Die Galerien sind auch 24 Stunden am Tag zugänglich. Wenn z.B. eine Theateraufführung ist, schauen sich die Besucher in den Pausen Kunst an.

Neben dem üblichen Studienangebot gibt es noch weitere zahlreiche Veranstaltungen für die Studenten. Das College hat ein Budget für „visiting artists“, um den Studenten Anregungen zu bieten und sie auf den Kunstmarkt vorzubereiten. In der Woche, in der ich da war, waren noch zwei weitere „visiting artists“ da zu Dia-Vorträ-



In dem heute „Old Main“ genannten Gebäude wurden 1883 die ersten Vorlesungen gehalten. Es beherbergte ursprünglich die gesamte Universität: Schlafräume, Unterrichtsräume, Büros und Speisesäle

gen und Diskussionen mit Studenten. Die Absolventen werden nach meinem Eindruck besser auf die Gegebenheiten des Kunstmarktes vorbereitet, als das hier in Deutschland der Fall ist.

Der lokale Kunstheroe ist der Sioux-Maler **Oscar Howe** (1915 – 1983), der als erster Native American Kunstprofessor wurde. Es gibt in der Stadt eine große eigene Oscar-Howe-Sammlung. Das war für mich ein sehr heikles Kapitel, weil Rot und Weiß gleichermaßen stolz auf ihn sind und ich seine Kunst von der Thematik und der Wahl der künstlerischen Mittel als schwierig empfinde. Der weiße Blick von außerhalb auf den vergangenen Alltag der Plainsindianer, geprägt von der „Schule von Santa Fe“.

Trotz aller künstlerischen Vorbehalte ist Oscar Howe eine herausragende Persönlichkeit, dessen Biografie und pädagogisches Wirken vielen jungen Indianern geholfen hat, ihren eigenen künstlerischen Weg zu gehen. Vor allem hat er viel für die Anerkennung seines Volkes bewirkt. Schon vor seinem Abschluß in „The Studio“, der Kunstschule, die Dorothy Dunn in Santa Fe gegründet hatte, um gefangene Indianer ein wenig aus ihrer Lethargie zu reißen, stellte er in den USA, in London und in Paris aus. 1940 malte er die Kuppel der Carnegie-Bücherei in Mitchell aus. 1948 wurde er „Artist-in-Residence“ der Wesleyan University in Mitchell, SD, wo er lehrte und seinen Bachelor erwarb. 1954 erhielt er seinen Masters of Art von der University of Oklahoma. Ab 1957 war er Assistenz-Professor an der USD in Vermillion. Er gestaltete Entwürfe für den berühmten Corn Palace in Mitchell. 1980 emeritierte er.

Die USD hat die spezielle Mission, Native Americans auszubilden und die Kultur der Northern Plains-Stämme zu erforschen und zu bewahren. Es gibt seit 1955 ein „**Institute of American Indian Studies**“. Dieses Institut beherbergt das Hauptfach American Indian Studies, das Süd-Dakota-Zentrum für mündliche Geschichte (mit über 5.200 aufgezeichneten Interviews) und das Midlands American Indian Studies Council. Finanziell unterstützt wird das In-

stitut durch die General-Mills-Stiftung sowie die Stiftung der USD.

Etwas außerhalb des Campus befindet sich das **Native American Center**, der Treffpunkt der indianischen Studenten. Trotz des speziellen Auftrages der USD, sich in besonderer Weise um die Ausbildung der indianischen Jugend zu kümmern und vor allem auch das indianische Erbe zu bewahren und zu erforschen, ist das Verhältnis zwischen Rot und Weiß nicht ungetrübt. Es wird immer die eigene Meßlatte angelegt. „Alle Chancen hätten die, alles was Amerika so bietet, aber die wollen nicht! Die sind feindlich. Die wollen partout eine Extrawurst.“ Es ist der Mehrzahl der weißen Amerikaner völlig unverständlich, daß man freiwillig nicht am „American way of life“ teilnehmen will. In der Tourismuswerbung sind die Indianer sehr beliebt, auch als folkloristisches Element, aber im alltäglichen Zusammenleben zwischen Indianern und Weißen knirscht es noch, vor allem außerhalb des Campus.

Das **W.H. Over Museum** beschäftigt sich mit der Vor- und Frühgeschichte des Mittleren Westens. In der historischen Abteilung zeigen Dioramen das Leben der Präriestämme während des 19. Jh. Viele Gegenstände des täglichen Gebrauchs der Indianer stammen aus Privatsammlungen.

Ein wahres Schatzkästlein ist das **Shrine-to-Music-Museum**. Es wurde 1919 als Universitätsbi-

bliothek gebaut mit Hilfe einer 40.000 \$ – Spende von Andrew Carnegie. 1985 wurde das Gebäude renoviert und beherbergt heute eine wundervolle Sammlung von Musikinstrumenten aus allen Gebieten der Erde, sowie die Arne B. Larson Konzerthalle, in der herausragende Konzerte stattfinden.

Der große Stolz der Universität ist der **Dakota Dome**, eine riesige Sporthalle, die 1979 erbaut wurde. Sie bietet Platz für 11.000 Zuschauer.

Die Stadt Vermillion ist geprägt von netten, gepflegten Einfamilienhäusern und einigen älteren Gebäuden. Die städtische Bücherei stammt aus dem Jahre 1903; 10.000 \$ stiftete Andrew Carnegie hierfür. Seit dieser Zeit finanziert die Stadt mit Unterstützung des Landes die Bibliothek. 1978 wurde ein neues Gebäude neben dem alten errichtet. Weitere historische Gebäude sind das **Austin Whittemore Haus**, in dem die Historische Gesellschaft von Clay County ihren Sitz hat, das Clay-County-Gerichtsgebäude und die erste Schule von Vermillion. Das eigentliche Stadtzentrum liegt zwischen Cherry Street und Main Street. Dort kann man einkaufen und essen gehen. Für Gäste stehen mehrere Motels zur Auswahl, die liegen allerdings etwas außerhalb des eigentlichen Stadtzentrums. Der größte Arbeitgeber der Stadt ist die Universität.

Die Entwürfe zu den Bildern am Corn Palace in Mitchell stammen von dem indianischen Künstler Oscar Howe. Sie bestehen aus verschiedenfarbigen Maiskörnern



Die „Main Street“, die Hauptstraße von Vermillion mit Blick nach Westen

Die treibenden Kräfte in dem Bemühen, die Städtepartnerschaft nicht einschlafen zu lassen, waren die Professoren Benno Wymar von der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät und Werner Kitzler, der Deutsch lehrt. Im Herbst 1991 reiste Frau Dr. Mildner, die Leiterin des Museums der Stadt Ratingen, nach Vermillion, um die geplante Lakota-Ausstellung – anlässlich des Columbusjahres 1992 - vorzubereiten. Ich hatte damals die Möglichkeit, sie auf eigene Kosten zu begleiten. Im Laufe der Recherche kamen wir auch ins College of Fine Arts. Prof. Dennis Navrat, zuständig für Auslandsbeziehungen, war sehr interessiert an einem Austausch mit dem Museum der Stadt Ratingen und den hier ansässigen Künstlern. Doch gut Ding will Weile haben. So tat sich erst einmal gar nichts in Sachen Künstleraus-tausch. Zur Feier des Melchior-Jahres 1997 kamen dann die Professoren Kitzler und Navrat nach Ratingen. Sie brachten eine Mappe mit Arbeiten mit von Professoren und Studenten des College of Fine Arts. Diese Papierarbeiten wurden im Museum der Stadt Ratingen gezeigt. Im folgenden Frühjahr kamen zwei Studenten zu Anatol auf die Insel Hombroich, und Prof. Don Boyd besuchte Ratingen und Düsseldorf und stattete auch seinen Studenten auf der Insel Hombroich einen Besuch ab. Im Sommer 1998 war dann die Gemeinschaftsausstellung von

Dennis Navrat und Anatol im Museum der Stadt Ratingen zu sehen.



Professor Dennis Navrat vom College of Fine Arts der Universität stellte 1998 zusammen mit Anatol im Museum der Stadt Ratingen aus



Roswitha Riebe-Beicht beim Aufbau ihrer Ausstellung „Tierische Ansichten“ in der University of South Dakota

Bei seinem Besuch in Ratingen lud mich Prof. Navrat ein, im Herbst 1998 eine Ausstellung in der Universität von Süd-Dakota zu zeigen und dort Vorlesungen über die aktuelle Kunstszene von Düsseldorf zu halten sowie über die Arbeits- und Lebensbedingungen von Künstlern in Deutschland zu informieren. Etwa zeitgleich war auch die erste Delegation des Rates der Stadt Ratingen zu Besuch in Vermillion.

Als Höhepunkt ihrer Reise war eine Wochenendtour in den Westen geplant. Zu dieser Fahrt waren auch die Austauschstudenten der Unis von Oldenburg und Jena eingeladen. Ich konnte an der Fahrt ebenfalls teilnehmen, da am Wochenende kein Vorlesungsbetrieb stattfand. Mit von der Partie in den Westen war die gebürtige Ratingerin Silke Hansen, die an der USD arbeitet und studiert.

Weil es in der Ratinger Presse falsch dargestellt wurde, sei mir an dieser Stelle die Bemerkung erlaubt, daß alle Teilnehmer die Kosten aus eigener Tasche bezahlten.

Die Fahrt führte über kleinere Straßen bis zur Interstate 90, wobei wir lernten, daß es in SD deutsche, tschechische usw. Ecken gibt, je nachdem, woher die Einwanderer ursprünglich kamen. Werner Kitzler, in ganz SD bekannt wie der sprichwörtliche bunte Hund, hatte das Programm in Absprache mit den örtlichen Honoratioren diverser Städte geplant. Doch die Zeit war so kurz und das Land ist so groß, daß die Fahrt eigentlich nur als Appetitanreger für mehr SD dienen konnte. Zwei Nächte verbrachten wir in komfortabel eingerichteten Blockhütten einer Ferienanlage in den Black Hills und erkundeten von da aus die Sehenswürdigkeiten der Black Hills, wobei uns der Bürgermeister von **Custer**, Bob Shillings, eigenhändig kutscherte. Am Sonntag wurden wir dann von der Staatssekretärin Joyce Hazeltine zu Ehrenbürgern von SD ernannt. Über Deadwood führte die Fahrt nach **Pierre**, der Landeshauptstadt. Dort traf ich eine Austauschschülerin aus Chemnitz. Wir kamen ins Gespräch und sie erzählte mir, was sie alles schon gesehen hatte. Ich fragte sie, ob sie auch schon in einer Reservation gewesen sei. O nein, antwortete sie, das wollten ihre Gasteltern nicht; sie hätten erzählt, man müsse darauf gefaßt sein, skalpiert zu werden. Ich war entgeistert und meinte, wir würden nun doch im 20. Jahrhundert leben. Sie konnte nichts sagen, als daß ihr das so erzählt worden sei. Mir wurde schon mal empfohlen, doch ins Gefängnis zu gehen, wenn ich Indianer treffen wolle.

Nach Besichtigung der Hauptstadt stand noch der Besuch des **Big Bend-Staudamms** bei Chamberlain auf dem Programm. Ein gigantischer Damm staut hier den Missouri und liefert Strom. Drei riesige Brücken führen parallel über den gestauten Missouri, zwei für Autos und eine für die Eisenbahn. Danach blieb nur noch Zeit für eine Stipp-Visite im **Akta Lakota Museum**.



Die Bürgermeister Bob Shillings (Custer, Süd-Dakota) und Wolfgang Diedrich (Ratingen) vor dem Mount Rushmore Monument

Für diese ganze Strecke müßte man sich eigentlich viel mehr Zeit nehmen und die einzelnen Sehenswürdigkeiten genießen: durch die Badlands wandern, im Custer State Park warten, bis abends die Büffel kommen, an klaren Bergseen sitzen, sich auf die „Indian time“ einlassen.

Nach dieser Mammut-Tour war ich froh, nochmal für einen Tag ins Uni-Leben eintauchen zu können. Mit einem Barbecue bei Janice und Werner Kitzler klang dann der Aufenthalt in Vermillion aus.

Für deutsche Verhältnisse ziemlich unverständlich ist die amerikanische Beziehung zu Handfeuerwaffen. In den Supermärkten stehen direkt neben dem anderen Warenangebot viele Meter Munition sämtlicher Kaliber. Eine Familie, die keine Schießbeisen im Haus hat, ist in SD eine seltene Ausnahme. Einer unserer amerikanischen Begleiter während der Wochenendtour in den Westen hatte einen Revolver und eine Pistole dabei; zu Hause ein Gewehr (gun) für die Jagd und eine Flinte (rifle) für alle Fälle. Er erzählte uns, daß er jeden Präriehund (ein kleines Nagetier, ähnlich dem europäischen Murmeltier) den er sähe, abschießen würde. „Just for the sake of killing.“ Selbst kleine Kinder werden schon auf die Jagd mitgenommen. Massaker, die von kleinen Rambos in Schulen veranstaltet werden, werden von manchen hartgesottenen Waffenfanatikern als „Preis der Freiheit“ (Originalität) achselzuckend abgetan.

Ebenso gewöhnungsbedürftig ist der amerikanische Umgang mit Energie und Wasser und anderen Rohstoffen. Bedenkt man, daß sämtliche Rohstoffe der Erde innerhalb von 2¹/₂ Jahren verbraucht wären, würde jeder Erdenbewohner soviel verbrauchen wie ein Einwohner von New York, dann wird einem doch mulmig zumute bei soviel Bedenkenlosigkeit.

Süd-Dakota ist ein rauhes, hartes Land mit Dürre und großer Hitze im Sommer, extremer Kälte im



Sonnenuntergang am Missouri

Winter, mit Blizzards und sintflutartigen Regenfällen, mit atemberaubenden Sonnenuntergängen, einem unglaublichen Sternenhimmel, mit einer beeindruckenden Vielfalt seltener Tiere und Pflanzen, ursprünglichen Landschaften und sehr freundlichen Menschen. Ein Land, wo man den Herzschlag der Erde noch spüren kann.

Für Studenten bietet Vermillion alle Vorteile einer kleinen Universitätsstadt; jeder der deutschen Austauschstudenten war mit seinen Erfahrungen voll und ganz zufrieden.

Weitere Informationen zu Vermillion, der Universität und Süd-Dakota findet man im Internet unter:

www.usd.edu,
www.usd.edu/iais,
www.state.sd.us.

Filme, die sich mit der Lebenssituation der heutigen Indianer beschäftigen sind u.a.:

Zwei Cheyenne auf dem Highway, Halblut und der kanadische Film **Dance me outside**, der in Deutschland leider den reißerischen Titel hat **Tanz mit einem Mörder**.

Als Literatur kann ich empfehlen: Die Romane von Louise Erdrich: **Liebeszauber, Spuren** und **Der Bingopalast**, die zwar auf einer Chippewa-Reservation in Nord-Dakota spielen, aber einen guten Einblick in das Leben der heutigen Indianer bieten.

Außerdem von Werner Müller: **Indianische Welterfahrung** und **Geliebte Erde**, sowie das vom Museum der Stadt Ratingen herausgegebene Buch: **Indianer – Mythos und Wirklichkeit der Lakota**.

Roswitha Riebe-Beicht

Wir Sioux denken oft und viel über alltägliche Dinge nach, für uns haben sie eine Seele. Die Welt um uns ist voller Symbole, die uns den Sinn des Lebens lehren. Ihr Weißen, so sagen wir, seid wohl auf einem Auge blind, weil ihr so wenig seht.

Lame Deer

Entweder man hat es, oder man braucht es...

...das Netz der fantastischen Möglichkeiten!

ISDN

Vom Papierkram bis zur Installation erledigen wir alles für Sie.

Nur vorbeikommen müssen Sie selbst.

Wir beraten Sie ausführlich, erledigen alle Formalitäten für Sie und installieren Ihre ISDN-Anlage schnell und fachgerecht.

Hildebrandt

**TV - VIDEO - HiFi - SAT-ANLAGEN - Kabelfernsehen
Handy - Telefon - ISDN - Zubehör**

Telefon 0 21 02 / 70 31 70

Telefax 0 21 02 / 70 31 71 • Lintorfer Markt 9 • 40885 Ratingen

Montag-Freitag 9 - 18.30 Uhr, Samstag 9 - 13 Uhr

Von der Notwendigkeit der Poesie

Wouter Kotte in memoriam

Man horchte auf, wenn Wouter Kotte das Wort ergriff – so auch, als er am 1. November 1998 einen Vortrag mit dem Titel „Von der Notwendigkeit der Poesie“ hielt.

Nach diesem Vortrag – es sollte sein letzter sein, wenige Wochen vor seinem Tod am 8. Dezember 1998 – war es für seine Zuhörer einleuchtend, daß Dichtung nicht nur eine Kunstform, sondern auch eine Denkform, ja sogar eine Existenzform sein kann.

»Sand ist trockenes Wasser – genauso warm und kalt wie jede andere Unsicherheit«

Wouter Kottes Biografie verzeichnet als Hauptberuf »Direktor des Museums für Gegenwartskunst in Utrecht«, er selbst jedoch hat seine wichtigste Lebensleistung in der Dichtung gesehen.

Schon als Schüler begeisterte er sich für Literatur, besonders für Dichtung, als 18jähriger publizierte er seinen ersten Lyrikband, dem dann 16 weitere Bände in seiner niederländischen Heimat und in Flandern folgten.

Sein berufliches Arbeitsfeld war die bildende Kunst, und die hat nicht nur sein Auge für unterschiedliche Kunstrichtungen und Stile geschult, sondern seine Wahrnehmung sensibel gemacht für das Wesen der Gegenwartskunst insgesamt. Ob Malerei, Bildhauerei, Musik oder Lyrik – er konnte sie in Beziehung bringen, weil er gemeinsame Grundmuster und Motive erkannte. Diesem ganzheitlichen Ansatz folgend entwickelte er Methoden, die nonfigurative Kunst zu erklären und Verständnis für noch nicht etablierte Richtungen und Sonderwege zu wecken, auch für Provokationen und Deformationen.

Seinen edukativen Enthusiasmus hatte er aus dem seiner Museumslaufbahn vorangegangenen Schuldienst mitgebracht, und rückblickend scheint es folgerichtig, daß man früh auf seine innovative Arbeit mit Kindern aufmerksam wurde, auch daß er sich



Wouter Kotte, am 30. Dezember 1933 in Arnheim geboren, ging nach dem Studium der Geschichte, Kunstgeschichte und Filmästhetik in Nimwegen einige Jahre in den Schuldienst und war dann von 1969 bis 1989 Direktor des Museums für Gegenwartskunst in Utrecht. Nach seinem Ausscheiden aus dem Dienst verlegte Kotte seinen Wohnsitz nach Düsseldorf, wo er mit seiner Frau Dr. Ursula Mildner, der Leiterin des Museums der Stadt Ratingen, bis zu seinem Tod am 8. Dezember 1998 lebte
Foto: Torsten Behr, Düsseldorf

schon mit seinem ersten Großprojekt »Erziehungswerkstatt für zeitgenössische Kunst« internationale Anerkennung erwarb.

Kotte legte eine Kunstsammlung an, bei der er auf Beispiele der »Neuen Figuration« den Schwerpunkt legte, mit dem Ziel, die Verbindung von Kunst und gesellschaftlichem Leben aufzuzeigen.

Mit dem amerikanischen Fotorealismus, den er 1971 systematisch zu sammeln begann, erweiterte er seine Fragestellung um die Aspekte der Wahrnehmungsformen und Denkstrukturen zeitgenössischer Künstler. Er beteiligte sich an der Realismus-Debatte und legte in mehreren Aufsätzen dar, warum moderne Kunst nicht mehr Abbildung, also Reproduktion sichtbarer Wirklichkeit, sondern eine eigene Wirklichkeit ist, auch und

um so mehr, wenn sie abstrakt ist.

1982 erfolgte eine Hinwendung zur engagierten Kunst mit Werken von Keith Haring, Jörg Immendorf, Eduardo Arroyo und Erro. Ebenso förderte er die religiöse Kunst, etwa von Jan Knap.

Mit dem Museum der Stadt Ratingen gründete er in den 80er Jahren eine Deutsch-Niederländische Museumsschriften-Reihe. Unter den ersten sieben Titeln findet man seine wegweisenden Texte zu Marcel Duchamp und Joseph Beuys.

Auch im Rahmen seiner Ausstellungen setzte sich Wouter Kotte mit den divergierenden zeitgenössischen Kunstströmungen auseinander. Er verfolgte Außenseiterpositionen, holte als erster Jörg Immendorf nach Utrecht und war auch der erste, der Alfred Hrdlicka in den Niederlanden ausstellte und dessen Werk mit Otto Dix in Verbindung brachte.

»Wir müssen das Denken fotografieren«

Nach seiner Pensionierung ging Wouter Kotte von Utrecht nach Ratingen. Hier im neuen Land faszinierte ihn das »Seßhaftwerden« in einer anderen Sprache. Es gelang ihm, eine neue kontemplative Mitte zu finden und, nun hauptberuflich, Dichter zu sein.

»Wanderungen unternehmen, die zu dir selber zurückführen, um herauszufinden, ob du in deiner Jugend erwachsener warst«. Sich Antworten und Rechenschaft geben, biografisch so genau wie möglich, machte er sich zur Aufgabe, aber er schrieb keinen Bericht und keinen Roman. Er schrieb Gedichte, also überpersönliche, autonome Texte, in denen Sprache nicht dem Inhalt untergeordnet ist.

Warum er nicht die narrative, sondern diese Form wählte, beantworteten schon indirekt seine kunsttheoretischen Schriften, insbesondere dort, wo er sich mit seinem Lieblingsthema, der Ab-

bildlichkeit von Wirklichkeit, auseinanderzusetzen. Wer sowohl seine wissenschaftlichen Aufsätze als auch seine Lyrik liest, kann nachempfinden, daß seine dichterische Kreativität in gewisser Weise das verifiziert, was ihn an der bildenden Kunst so fasziniert und was er an vielen einzelnen Kunstwerken exemplarisch analysiert hat: Wie das Bild reproduziert auch das Gedicht nicht mehr nur Sichtbares und Vorgegebenes, sondern repräsentiert etwas substantiell Neues. »Das Wort ist eine Erscheinungsform des Bildes« lautet ein Schlüsselsatz in »Wort & Bild«, einer Abhandlung über die Parallelität von Denk- und Bildformen.

Diese Parallelität erklärt er hauptsächlich damit, daß Sprach- und Bildinhalte tief im Unbewußten und nahe beieinander liegen, in einem Zentrum, welches er die poetische Phantasie nennt. Denken ist für ihn der Willensakt zwischen dem Chaos des Nicht- und Ungenügendgedachten und dem ausgebildeten Gedanken – der sich dann in Visuellgestaltetem oder Verbalgestaltetem äußert. Und Dichten ist eine intensive Form des Denkens. Einen anderen Satz in diesem Komplex, »Wir müssen das Denken fotografieren«, kann man als Forderung verstehen, dem spezifisch modernen Bild gerecht zu werden, indem man es als Manifestation bestimmter Denkformen interpretiert. Hier klingt aber auch schon ganz deutlich mit, warum die Poesie Lebensbedeutsamkeit für ihn hat: Wenn Fotografieren eine Technik ist, der man sich bedient, um möglichst genau und umfassend Abbilder der Realität zu erhalten und festzuhalten, dann ist »Denken–Fotografieren« die Technik, der man sich bedient, um die innere Welt zum Bild werden zu lassen.

Wen überrascht es, daß gerade Wouter Kotte einen Schlüssel zum Werk von Joseph Beuys fand und daß seine Aufsätze viel zum Verständnis des erweiterten Kunstbegriffes beitrugen? »In der Kunst des 20. Jahrhunderts sind Wort und Bild zwei Seiten derselben Medaille« – eine Erkenntnis, welcher die Lehre von Joseph Beuys recht genau entspricht: »Sprache ist die erste Sorte von Skulptur. Man formt den Gedanken in einem

Ausdrucksmittel. Das ist die Sprache« (zitiert in »Wort & Bild«).

Kottes Sprache lebt von einem ungeheuer reichen Bildervorrat aus äußerem und innerem Erleben – »gibt es wirklich einen Graben zwischen dem Sicht- und dem Unsichtbaren?« – dem Bildervorrat mehrerer alter und romanischer Sprachen und einer umfassenden humanistischen Bildung, die ihm auch die klassische Kunst und die klassischen Landschaften zu erschließen halfen. In der Moderne leben und in der Antike fest verwurzelt sein, das war für ihn natürlich kein Gegensatz. »Tradition ist nicht Vergangenheit, sagt er einmal in der Rezension eines Kunstkinderbuches, »sondern Kultur-reichtum und selbstverständlicher Boden unseres Lebens«. Daß es ihm in dem schon zitierten Buch »Wort & Bild« gelang, plausibel zu machen, warum Platon einiges von Joseph Beuys sehr gut gefallen hätte, ist ein anschaulicher, schöner Beweis dafür.

»Augen blicken in eine andere Welt«

Schreiben will im Unsichtbaren ankommen – eines der wichtigen Kennzeichen moderner Literatur, das man besonders ausgeprägt in Kottes Gedichten findet. »Meine Poesie schreibt die Nacht« heißt ein Vers in der »Blinden Sonnenuhr«. Der Platon-Kenner braucht nicht die Psychowissenschaften zu bemühen. Für ihn hat das Homerische Sehen unabänderliche Gültigkeit. Mit dem Schauen des blinden Sehers, welches nicht die täglichen Erscheinungen, sondern das Archetypische wahrnimmt und sich damit den ewigen Ideen nähert, beginnt für ihn der komplizierte Prozeß des Erkennens. Ein Prozeß, der sich – je mehr die Wissenschaften erklären – im Widerstand gegen die Allgewalt der Realität, gegen Positivismus und Fortschritt vollzieht. Die Nacht hat Vorrang vor dem Tag, »sie ist das Auge des Himmels, und eine Überflut an Brotteig, aus dem Licht gebacken wird ... Tageslicht ist ein tägliches Straflager, wo ich meine Wehrpflicht erfülle«.

Die Tag-Nacht-Antithese, die wie ein Leitmotiv in seinen Gedichten auftaucht, entspricht seinem Mißtrauen gegenüber »dem

Schein, dem Blondem, Weißen, Leuchtenden«.

Er nennt die Sicherheit des Tages oberflächlich und den Fortschritt banal. »Das Irrlicht, das tagtäglich brennt, bindet uns an jeden schönen Schein, worüber wir stracheln.«

Dunkelheit ist jedoch nicht nur Synonym für Psyche und Innenwelt. Kottes Visionen richten sich in transzendente Bereiche und begründen eine Teilhabe an dem, was über den Menschen hinausweist.

Liturgisch leise erzählt die Nacht über die Logik des Universums.

»Nicht am Horizont endet die Erde«

Oft begegnet uns als Motiv zeitgenössischer Kunst ein Lebensgefühl, das von Rat- und Haltlosigkeit geprägt ist und alle Prinzipien in Frage stellt. Mit Regellosigkeit, offener Form und Sprachexperimenten antworten Dichter des 20. Jahrhunderts auf eine Welt, die relativiert, und auf eine Wirklichkeit, die entzaubert ist.

Existentielle Zweifel einerseits und Sehnsucht nach Spiritualität andererseits sind seit der Romantik in der Malerei und seit Baudelaire und Rimbaud in der Lyrik nicht mehr zu übersehen und zu überhören. Aber an ihnen leiden keineswegs allein übersensible Künstler. Im Hinblick auf Häufigkeit und Verbreitung hat einmal der Psychiater Victor Frankl »das Leiden an Sinnlosigkeit und Leere« als die Krankheit des 20. Jahrhunderts diagnostiziert.

Auch Kottes »33 apokalyptische Gedichte für das Jahr 2000« blicken bitterböse auf manches Unheil unserer Kultur und manche Katastrophe unseres Fortschritts. Sie setzen »dem Leiden an Sinnlosigkeit und Leere« die Überzeugung entgegen, daß Verlorenheit und Verlassenheit des modernen Menschen selbstverschuldete Orientierungslosigkeit ist. Und dennoch verbreiten sie weder Melancholie noch verharren sie in Endzeitstimmung, weil sie spirituelle und seelische Bereiche zurückgewinnen, die viele Menschen in unserem Jahrhundert nicht mehr betreten konnten.

Alle Leere ruft nach Gott

Er kommt sie erfüllen
und nur deswegen ist unsere
Seele
leer und immateriell.

»Wir müssen das Denken fotografieren«. Poesie ist ein Mittel, auch ein Heilmittel, gegen das Vergessen, ein bewahrendes Erinnern von Erlebtem, das als diffuses Bild nur eine Weile präsent ist und sich verlieren würde, wenn es nicht Bild- oder Sprachgestalt erhielte. Sinn – das gewiß lernt man von Wouter Kotte – kann man sich

nicht geben lassen, Sinn muß man finden.

Indem er seine Leser sensibilisiert für die Authentizität der Wörter und die Macht ihrer Bilder und ihnen zeigt, wie das Unsichtbare als Realität wahrgenommen wird, hinterläßt er ihnen etwas sehr Wertvolles.

»Die Erkenntnis, daß es mehr Welt gibt, die man nicht sehen kann, als Welt, die man sieht« vertiefte seine Überzeugung von der Notwendigkeit, Visionen sichtbar zu ma-

chen und Sinn zu stiften: eben von der Notwendigkeit der Poesie.

Dr. Ulrike Asche-Zeit

Die Vers-Zitate sind folgenden Lyrik-Bänden entnommen:

Wouter Kotte, DIE BLINDE SONNENUHR, 1998 (ISBN 3-932005-05-8)

Wouter Kotte, 22 ZIEMLICHE GEDICHTE, 1998 (ISBN 3-932005-08-2)

Wouter Kotte, Die zweite Sintflut – 33 apokalyptische Gedichte für das Jahr 2000 (ISBN 3-932005-10-4)

Alle erschienen im Arachne Verlag Gelsenkirchen

XIII
für Jauchim

wir alle stehen einmal vor dem Auge des Nichts
und werden da sein woran wir nicht glauben:
alle haben wir die Gebote der Heiligen gegen Erolt
und den Hunger gegen Kaviar eingetauscht

wir haben die Armen um ihr Brot gebracht
uns selber mit Wohlfahrt betrogen
und die zu Habsucht gedrosselten Träume unter
den Farben der Nationalhymne eingeschläfert

die teuersten Gefühle haben wir in bares Geld
ungemünzt. wir werden unter dem Gewicht
unserer Silberketten zerbrechen während
Karawannen durch das Nadelhor hinausziehen.

Düsseldorf, 1. Sept. '98

Wouter Kotte

Luise und Michel im Bärenwald

„Ooh Tannenbaum!!!“ hieß die Weihnachtsausstellung 1998 im Museum der Stadt Ratingen, zu der 15 Ratinger KünstlerInnen eingeladen waren, einen eigenen Baum zu gestalten. Als Attraktion für Kinder und Spielzeugsammler - die häufigsten und dankbarsten Besucher des Museums - wurde ein verschneiter Weihnachtswald inszeniert, der mit Bären aus der hauseigenen Sammlung und Privatsammlungen „bespielt“ wurde. Gleichzeitig sollte bei dieser Gelegenheit auch die große Wachsrippe aus der Sammlung Saddler gezeigt werden, die bisher erst einmal vor zehn Jahren aufgestellt worden war. Am 5. Dezember 1998, am Nikolausabend, fand dann die erste Ratinger Museumsnacht statt. Für die Kinder begann sie bereits um 14.00 Uhr im Oberschlesischen Landesmuseum. Weiter ging es im Industriemuseum Cromford, und schließlich traf man sich bei einer Schnitzeljagd im Museum der Stadt Ratingen. Start war im Porzellankabinett mit den Figuren Johann Peter Melchiors. Die Kinder schauten sie sich genau an, um die Rätselaufgaben zu lösen, die sie anschließend durch die Puppen- und Spielzeugausstellung im ersten Stock und schließlich die Treppe hinunter in den Vortragsraum führen sollten, wo der Bärenwald in geheimnisvollem Dämmerlicht auf sie wartete. Dort überraschte der Nikolaus die Kinder mit einem Geschenk, und dort entdeckten sie auch die beiden Puppen wieder, die sie auf der Schnitzeljagd geleitet hatten: Melchiors „Michel“ und „Luise“ aus der Puppenabteilung, die durch den verschneiten Wald wanderten, weil sie von einem Wunder gehört hatten, das sich dort zugetragen haben sollte. Erklärter Liebling der Erwachsenen war jedoch ein Bär. Er war bekleidet mit einem Überwurf wie ein Scheich und trug in der Hand einen goldenen Stern. Um ihn entstand eine eigene Geschichte, „Die Geschichte des vierten Königs“, die im folgenden verkürzt wiedergegeben wird.

Warum der vierte König immer zu spät kommt.

Es war stockdunkel und bitterkalt. Er gähnte laut und begann sich ausgiebig und genußvoll zu kratzen. Dann sprang er mit einem Satz auf die Füße. Verflixt! Hatte er etwa schon wieder verschlafen? Sicher waren die anderen schon unterwegs. Nachdem er sich halbwegs so gekleidet hatte, wie man es von ihm erwartete, pustete der vierte König vorsichtig

den Staub von dem Stern herunter und machte sich auf den Weg.

Aber, ach! Unterwegs gab es soviel Interessantes zu sehen! Immer wieder blieb der vierte König stehen. Er half ein paar kleinen Jungen beim Schneemannbauen, hörte den Musikern zu, die „Oh Tannenbaum“ spielten, plauderte ein bißchen mit einer Mutter, die ihre Kinder auf einem Schlitten hinter sich herzog und konnte weder an dem Obststand

mit knackigen Äpfeln und schon gar nicht an dem mit gerösteten Kastanien vorbeigehen. Er war ein ausgesprochenes Leckermaul! „Beil dich!“ piepsten die Vögel auf den Zweigen des Tannenbaums, „sonst kommst du wieder zu spät!“ „Ja, ja!“ brummte der vierte König.

Doch da drang ihm schon wieder ein verführerischer Duft in die Nase. „Es ist die Kälte!“ redete er



sich ein, „ich muß mich aufwärmen!“ Er klingelte und stand gleich darauf in der Tür der kleinen gemütlich warmen Küche. „Hhmm!“ Genießerisch atmete er den Duft nach gebackenen Plätzchen und Bratäpfeln ein. „Wollen

Weiher unter den bewundernden Blicken einer jungen Dame seine eleganten Runden drehte. Die Schlittschuhkufen kratzten auf dem Eis. Auch der vierte König blieb stehen und sah zu. „Bravo!“ applaudierte er. Plumps! Das

te der vierte König gespannt. „Dort!“ Die Kinder zeigten nach vorn.

Zwischen den dunklen Tannen vor ihm ragte eine hohe Gestalt auf. Es war ein Hirte. Auf seiner



Sie nicht auch noch eine Tasse Tee?“ fragte ihn die Dame des Hauses. Sie hatte sowieso schon Besuch, da kam es auf einen mehr nicht mehr an. Natürlich wollte der vierte König. Die Uhr an der Wand tickte... Schließlich sprang er auf. „Du liebe Zeit!“ rief er erschrocken, „ich muß doch weiter!“

Hinter dem Haus begann der Wald. Ein Hase saß dort und beobachtete einen Schlittschuhläufer, der auf dem zugefrorenen

kratzen Geräusch brach jäh ab. Der Läufer saß auf dem Eis und rieb sich sein Hinterteil. „Mann, haben Sie mich erschreckt!“ sagte er ärgerlich. „Sehen Sie nicht, daß ich trainiere?“ Kleinlaut trotzte der vierte König weiter, immer tiefer in den Wald hinein.

Ganz tief drinnen im dunklen Wald begegnete er zwei Kindern. „Habt Ihr Euch verlaufen?“ fragte der vierte König. „Nein“, sagten die Kinder, „wir gehen das Wunder angucken!“ „Wo ist es?“ frag-

Schulter trug er ein Schäfchen. Es lag ganz ruhig und schaute den vierten König ohne Angst an.

Die Pferde waren an den Bäumen festgebunden. Er hörte sie leise schnauben. Ihre Nüstern dampften, und die Geschirre klirrten, wenn sie sich bewegten. Da vorne waren sie, die anderen, die immer dabei waren, nie zu spät kamen. Er konnte ihre kostbaren Gewänder und das funkelnde Geschmeide durch die Bäume und das Schneetreiben leuchten sehen.





Sie hatten ihre Knie gebeugt und ihre Schätze - Gold, Weihrauch, Myrrhe - zusammen mit duftenden Blüten und Rosenblättern vor dem Kind und seinen Eltern auf der Erde ausgebreitet.

Wieder einmal war er der letzte. „Warum gehst du nicht zu den anderen nach vorn?“ fragte ihn der Hirte. Unsicher sah er ihn an. „Ich komme doch immer zu spät!“ sagte er kläglich, „Er weiß doch gar nicht, wer ich bin und daß es mich, den vierten, überhaupt gibt!“ „Er weiß alles“, entgegnete der Hirte, „auch, daß du ein Bär bist. Und daß du nur deshalb immer zu spät kommst, weil Bären zu dieser Zeit normalerweise schlafen. Das ist schließlich deine Natur. Wer kennt sie besser als er? Wovor fürchtest du dich? - Hast du dem Kind denn nichts mitgebracht?“ Er war verlegen. „Ich bin doch nur ein Teddybär. Ich habe doch nichts - außer meiner Liebe!“ seufzte er. „Mehr kann ihm niemand geben!“ sagte der Hirte. Das Kind öffnete die Augen und lächelte den vierten König an.

Karin Schrey

Papeterie Milleville

Uli Stein, Nici
Karten, Geschenkpapier
Geschenkartikel

Ansichtskarten
aus Lintorf

NEU

Diddl Depot



Schreib- und Schulbedarf – Drucksachen
Papeterie Milleville, Speestraße 28, 40885 Ratingen-Lintorf, Telefon: 021 02 - 89 36 00

Neue Sammlung im Museum der Stadt Ratingen: Puppen von Hertwig & Co.

Im zehnten Jahr ihres Bestehens hat der Verein „Ratinger Puppen- und Spielzeugfreunde“ dem Museum der Stadt Ratingen ein ganz besonderes Geschenk gemacht: Eine private Sammlerin veräußerte die verbliebenen Bestände des Archivs der Firma Hertwig & Co. in Katzhütte/Thüringen. Die überwiegend kleinen Puppen sind alle vollständig im Originalzustand und noch fest auf den Musterkartons vernäht. Puppen in diesem, für Museen wünschenswerten Zustand sind ausgesprochen selten anzutreffen, und so zögerte der Vorstand des Vereins auch nicht, das gesamte Vereinsvermögen für den Erwerb der Sammlung auszugeben. Die Geschichte der Firma Hertwig & Co. ist typisch für viele Betriebe dieser Art in Thüringen und die Rettung der Restbestände beinahe ein Krimi:

kerung war insgesamt erbärmlich. Mangelhafte Ernährung und schlechte Wohnverhältnisse - viele der winzigen, überbevölkerten Häuser waren baufällig - brachten Krankheiten mit sich. Die Kindersterblichkeit war hoch.

Da kaufte Christoph Hertwig zusammen mit seinem Schwager Benjamin Beyermann und Carl Birkner die leerstehenden Gebäude des Eisenwerkes, um dort eine Porzellanmanufaktur einzurichten. Die Eintragung ins Handelsregister erfolgte am 1.7.1864. In der Folge wurden dort in zwei Brennöfen „Luxus- und Phantasie-Artikel“, Badekinder und Puppenköpfe gefertigt.

In den Anfangsjahren hatte die junge Firma mit enormen Schwierigkeiten zu kämpfen, die zu einem großen Teil auf innerbetriebliche

ten Körper) und verbesserte Transportmöglichkeiten durch Anbindung an die Eisenbahn sorgten in den Folgejahren für einen enormen wirtschaftlichen Aufschwung. Seit 1870 stellten Hertwig & Co. auch die Schachteln für ihre Puppen selbst her - was liebenswerte Details wie flache Puppenkopfreiefs ermöglichte, mit denen man die Deckel schmückte. Überhaupt bestechen die Produkte der Katzhütte durch Detailverliebtheit. Obwohl es sich fast ausnahmslos um kleine Puppen handelt, sind sie sehr sorgfältig bemalt - Lusterfar-



Perfektion in Zentimetern: Die 10 cm hohen Puppen sind noch im Originalzustand und fest auf den Musterkartons vernäht

In der Mitte des letzten Jahrhunderts sah es fast so aus, als sei die kleine Gemeinde Katzhütte im Thüringer Wald zum Aussterben verurteilt. Eine seit Jahrhunderten dort ansässige Eisenhütte hatte den Betrieb eingestellt. Der größte Teil der Einwohner war bettelarm. Im Sommer arbeiteten die Männer als Waldarbeiter, im Winter für eine Porzellanmanufaktur in einem Nachbarort. Die Lage der Bevöl-

Querelen und Zwistigkeiten zurückzuführen waren. Dieser Zustand änderte sich erst, als Christoph Hertwig allein über die Geschicke der Firma entscheiden konnte.

Gute Absatzmöglichkeiten in den USA für ihre „Nanking-Puppen (Glasierte Brustköpfe mit modellierten Haaren, Porzellanarmen und -beinen und einem aus Nanking-Stoff genähten und gestopf-



Liebe zum Detail: Flache Puppenkopfreiefs schmücken die Deckel der Kartons

be für Stiefelchen und goldene Riemchen an Schnallenschuhen entzückten damals sicherlich die Kinder und ebenso heutige Sammlerherzen. Die Kleidung ist bei allen Puppen verschieden. Spitze, auch schwarze, findet fast überall Verwendung, ebenso Litze und Borten. Sogar eine winzige Feder findet sich am Sepplhütchen eines gerade 10 cm großen Puppenstubenjungen! Doch nicht immer war die Kleidung der Puppen aus Stoff. Eine besondere Spezialität der Katzhütte waren Puppen, bei denen die Kleidung, oder wenigstens Teile davon, anmodelliert war. Beliebt und begehrt bei heutigen Sammlern sind „Bonnet-Dolls“, Puppen mit anmodellierter Kopfbedeckung, bei deren Gestaltung die Modelleure des Unternehmens ihrer Phantasie



Selbst die kleinsten Puppen sind sorgfältig bemalt und liebevoll gekleidet

freien Lauf ließen. Herausgekommen ist eine Vielzahl origineller, eigenwilliger Köpfe, deren Anblick nicht nur Modistinnen entzückt. Auf Musterkarten nebeneinander betrachtet, vermitteln sie einen guten Überblick über die damals gängige Hutmode. Selten jedoch findet man heute vollständig original erhaltene Bonnet-Dolls in der Mode ihrer Zeit! Auch insgesamt gesehen überrascht die Vielfalt der Katzhütte-Erzeugnisse, die durch die Produktionsbedingungen möglich waren: Obwohl in den wirtschaftlich erfolgreichsten Jahren nach wie vor Hunderte von Heimarbeitern in den umliegenden Ortschaften beschäftigt wurden, beherbergten Hertwig & Co. doch alle Bereiche der Puppenproduktion unter ihrem eigenen Dach. Nicht nur die Kartons wurden selbst gefertigt, die drei Stanzmaschinen konnten zehn Dutzend Teile auf einmal stanzen, so daß in

Spitzenzeiten 1.000 bis 2.000 Dutzend Puppen pro Tag hergestellt werden konnten. Hauptabnehmer waren die USA; von hier kamen auch Anregungen zu immer neuen, originellen Typen. Mit dem Beginn der Charakterpuppenzeit um 1910 wurden auch kewpieähnliche Puppen, „Snowbabies“ und Comicfiguren in das Programm aufgenommen. Mit dem wirtschaftlichen Erfolg der Firma begann auch der Ort aufzublühen, denn die Inhaber der Puppenfabrik taten vieles für das Gemeinwohl. 1930 hatte der Betrieb noch 500 Arbeiter und fünf Brennöfen. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg, bis 1953, wurde dort noch gearbeitet.

1938 wurden die noch vorhandenen Bestände an Musterkarten - es sollen mehr als 15.000 Stück gewesen sein - eingelagert. Was für ein Schatz das gewesen sein

muß! Was für ein Leckerbissen für jedes Museum! Leider wurde er Anfang der 80er Jahre gegen den erklärten Willen der Mitarbeiter des Nachfolge-Betriebes, der das Musterlager verwaltete, auseinandergerissen und in den Westen verkauft. Stasi-Leute drangen in das Archiv ein. (U.a. mit dem Verkauf ihrer Kulturgüter gegen Devisen schönte die DDR ihre marode Finanzlage.) Auf den ausdrücklichen Wunsch der Arbeiter gelang es dem damaligen Direktor des Spielzeugmuseums in Sonneberg, wenigstens einige Stücke für sein Haus zu retten. Das meiste gelangte im Westen in Auktionen und wurde größtenteils an private Sammler verkauft. Es bleibt nur zu hoffen, daß diese der Versuchung widerstehen können, die Puppen von den Kartons abzulösen, handelt es sich dabei doch um einmalige, letzte Dokumente einer ver-



„Rosenkinder“ in wunderschön bemalten Kartons wurden bei Tauf- und Hochzeitsfeiern den teilnehmenden Kindern geschenkt



Eine Rarität: Bonnet-Dolls im Originalkarton

sunkenen Zeit, über die sie nur so lange ein unverfälschtes Zeugnis ablegen können, so lange sie unberührt sind.

Die nun in Ratingen beheimateten Puppen wurden von einer Düsseldorfer Sammlerin für das Museum der Stadt Ratingen „gerettet.“ Darunter sind sehr seltene und bezaubernde Stücke, u.a. eine Nonnenschule und ein Leiterwagen mit Puppen und Ziege. Seit Mitte Oktober 1999 ist die Schenkung des Vereins „Rater Puppen- und Spielzeugfreunde e.V.“ in der Puppenabteilung des Museums der Stadt Ratingen zu besichtigen.

Karin Schrey

Eine menschliche Begegnung

Der Lintorfer Künstler Yildirim Denizli

Mein erstes Zusammentreffen mit dem Künstler Yildirim Denizli und seinen Werken hinterließen in mir ein sehr angenehmes Gefühl des *Wieder-Mensch-sein-Könnens*. Man betritt sein Atelier im Keller des Lintorfer Kettelerheims und fühlt sich sogleich in einer vertrauten Welt zwischen all den Holzskulpturen und Bildern, die sich ausschließlich mit dem Menschen und seinen Gefühlen beschäftigen.

Große, roh aus dem Baumstamm heraus gearbeitete Figuren bringen meine Ängste, Freude und Lustigkeit so deutlich zum Ausdruck, daß ich mich seit langem wieder zu Hause fühle. Ein Lachen kommt mir über meine Lippen, zeigen doch die Figuren allzu deutlich, was mir oft in der Vergangenheit bei all dem streßgeladenen Alltag verlorengegangen ist – das Mensch sein.

Wie hat alles angefangen?

Yildirim Denizli wurde 1946 in Erzurum im Hochland von Ostanatolien geboren. Er besuchte erst die Grundschule und absolvierte dann am Gymnasium von Erzurum sein Abitur. Schon während seiner Schulzeit gab es kaum einen freien Platz in seinen Lehrbüchern, der nicht mit irgendwelchen Zeichnungen versehen war. Man muß sich in seine Lage versetzen, um zu verstehen, daß es zu dieser Zeit kein Malwerkzeug wie Farbe oder Papier in seiner Umgebung, geschweige denn eine Maltradition gab. Erst sein Kunstlehrer machte ihn auf ein ungewöhnliches Teil aufmerksam, das sich für ihn später als Malpalette entpuppte.

Schon in dieser frühen Phase zeichnete er mit Vorliebe die Menschen auf der Straße.

Entgegen seiner Begabung begann er 1967 ein Wirtschaftsstudium an der Universität Erzurum, welches er aber schon nach einem Jahr beendete. Beeinflußt durch seinen Bruder, folgte nach bestandener Aufnahmeprüfung das Studium an der Staatlichen Hoch-



Yildirim Denizli mit seiner im Jahre 1998 entstandenen Holzskulptur „Sterngucker“

schule für Angewandte Kunst in Istanbul in den Fächern Bildhauerei und Keramik.

Hier in der Großstadt prallte er jedoch mit seiner Seele auf zwei Extreme. Zum einen seine Sehnsucht nach der unberührten Natur, und zum anderen die Künstlichkeit der Stadtmenschen. Kam er doch vom Hochland, wo jeder Tag auch Kampf mit der Natur bedeutete. Die Hochebene, die etwa 2000 Meter über dem Meeresspiegel liegt und auf der es kaum Gemüse oder Obst gibt, steht in größter Abhängigkeit zur Natur. Die Menschen leben nach den Jahreszeiten, die den Tagesablauf bestimmen. Überwiegend ist dort eisige Kälte bis zu -30°C wie am Nordpol. Die Menschen kommen abends im Café zusammen, um in der freien Zeit neben Essen und Schlafen einen geistigen Ausgleich in gegenseitiger Fröhlichkeit, Witzigkeit und Ironie zu finden.

Er, als Sohn eines Metzgers, mußte jeden Morgen um halb vier aufstehen und mit seinem Vater oder alleine zum Tiermarkt ziehen, um dort Tiere zu begutachten und zu kaufen. In dieser Zeit studierte er mit größter Freude die Anatomie der Tiere, die sich auch später in seinen Werken widerspiegelt. Im Jahre 1972 beendete er sein Studium und verspürte den unheimlichen Drang, die Werke der großen Meister, die er bisher nur auf Bildern oder in Büchern gesehen hatte, im Original zu erleben. Ein Jahr später bot sich ihm die Gelegenheit, ein Praktikum bei der Firma Keramag in Ratingen wahrzunehmen. Er reiste vom Orient nach Europa und begann, in Düsseldorf an der Staatlichen Kunstakademie zuerst bei Pro-

fessor Kricke und ab dem 3. Semester bei Professor Bobeck Bildhauerei zu studieren.

1978 beendete er sein Studium und arbeitet seitdem als freischaffender Künstler in Ratingen.

Die Entstehung der Holzskulpturen

Geht man in Lintorf am Kettelerheim vorbei, so schauen einen ganz unterschiedliche Gesichter, mal lachend, mal traurig, aber auch ganz auffordernd entgegen. Figuren mit grober oder glatter Oberfläche, aus einem Stück gearbeitet, meist aus einem Holzstamm, den der Künstler von befreundeten Nachbarn oder dem Förster geschenkt bekommen bzw. selbst gekauft hat.

Wird der Baumstamm angeliefert, so bleibt er erst eine Weile draußen vor dem Atelier zum Trocknen liegen und wird dann ins Atelier getragen. Erst dann tritt der



Yıldırım Denizlis Holzskulpturen „bewohnen“ die leerstehenden Zimmer des ehemaligen Kettelerheimes

Künstler in einen unausgesprochenen Dialog mit dem Material. „Wir beide machen uns vertraut, ich beobachte und lebe eine Zeit mit dem Material, damit ich seine Beschaffenheit und seine Geschichte erfahren kann.“ Später, zu einem nicht genau vorhersehbaren Zeitpunkt, ist es dann soweit, daß Yıldırım Denizli anfängt, das Material zu bearbeiten, um das Ergebnis seines Dialoges, seine Idee in Materie umzuwandeln. Bevor Denizli anfängt zu schnit-

zen, sind schon fast 80% seiner Vorstellungen festgelegt. Dann entstehen in vielen Schritten mehrere Einzelskulpturen, die später die „Endskulptur“ bilden.

„Konflikt und Drahtzieher“ (1997)

Material: Eichenholz, Asphaltlack (Teer), Metall, Leder und Knochen (Kuhschädel).

Die Arbeit besteht aus einer Gruppe von drei Figuren, einer lebensgroßen schwarzen Figur mit Hut, einem Mischtier (Schaf oder Ziege) und einem fahradähnlichen Metallgebilde mit einem aufgesetzten Tierschädel.

Die schwarze säulenhafte Figur ist aus grob bearbeitetem Holz und mit schwarzem Teer

bemalt. Der Kopf zeigt fast photographisch das Gesicht von Pablo Picasso. Vor dieser Figur steht ein aus einem Holzstamm herausgearbeitetes Tier mit schlanken schwarzen Beinen, kräftigen Hörnern und einem schwarzen Sattel als Gesicht mit Holzäugen. Daneben sehen wir ein aus Metall angefertigtes fahradähnliches Gebilde mit Lenker und einem Tierschädel, genau an der Stelle, an der sich beim Fahrrad der Sattel befinden würde.

Das Werk birgt für den Betrachter sehr viele Fragen, auf die ich an dieser Stelle etwas näher eingehen möchte.

Zum einen: „Warum sind die Köpfe der beiden Figuren vertauscht?“ Wie kann der Künstler einfach die bekannte Ordnung der Dinge durcheinanderbringen?

Zum anderen: „Was hat das Gesicht von Pablo Picasso mit dieser Gruppe bzw. mit diesem Konflikt zu tun?“

Der Künstler hat in dieser Arbeit einen Konflikt entfacht, in dem er seinen spielerischen Umgang mit den Dingen ohne Rücksicht auf die vorgegebenen Normen ausgelebt hat. Nicht die bekannte Zuordnung steht im Vordergrund, sondern gerade die Freiheit, die Dinge in einen neuen Zusammenhang zu bringen. Der Betrachter wird nun aufgefordert, sich auf einer ganz neuen Ebene mit der Intention des Künstlers auseinanderzusetzen. Er kommt nicht umhin, über das Gesehene neu nachzudenken.

Denken wir an dieser Stelle an Pablo Picasso, dessen Einfluß auf die Moderne Kunst so stark war, daß er alle landläufigen Vorstellungen in Frage stellte, die in seiner Zeit (1881 – 1973) seit der Renaissance das Verständnis der Kunst und der Malerei prägten. Alles, was der europäischen Kunsttradition widersprach, hat Picasso – von dem man aber auch sagen muß, daß er sie genau kannte und beherrschte – zu dieser Sache gemacht. Er hat das Prinzip des Widerspruchs selbst zu seiner Sache, zu seinem Stilprinzip erhoben.

Doch das schöpferische Prinzip des Widerspruchs wirkt viel tiefer und betrifft selbst die naturgegebene Wirklichkeit. Picasso begriff die Kunst als Gegenkraft zur Realität. Alles was ist – so scheint er sich gesagt zu haben – könnte auch anders sein, und der Künstler hat den Schlüssel zur Verwandlung der Naturordnung.

Das oft dissonante Prinzip des Widerspruchs fand seine harmonische Auflösung im Prinzip der Metamorphose. Und dafür läßt sich ein Werk Picassos nennen, das uns Inbegriff der künstlerischen Schöpfung ist: Der aus Sattel und Lenkstange eines Fahrrads zusammengesetzte „Stierschädel“



Vom Balkon des Kettelerheimes schauen Yıldırım Denizlis Holzskulpturen dem Lintorfer Schützenzug zu



von 1942, von dem Picasso gesagt haben soll: Wie schön, wenn einmal ein Radfahrer käme und das Kunstwerk auseinandernähme und mit Sattel und Lenkstange, die ihm gerade noch gefehlt hätten, von dannen führe... (Reinhold Hohl, Widerspruch als Stilprinzip, Ausstellungskatalog, Picasso, Sprengel-Museum Hannover)

Die Sichtweise Picassos ist sehr interessant und eröffnet eine ganz neue Freiheit für die Kunst. Sie ist aber Denizlis Ansicht zufolge auch sehr europäisch und steht nicht im genauen Einklang mit seiner Lebensphilosophie. Picasso steht hier als Drahtzieher im Mittelpunkt, der die Dinge aus seiner künstlerischen Freiheit heraus zusammenfügt und eine neue Realität schafft. Er stellt sich über die Dinge und die natürliche Ordnung der Natur. Denizli verweist zwar in seinem Werk auf Picasso, aber er legt seinen Gesamtwerken eine andere Lebensphilosophie zugrunde.

Zur Lebensphilosophie von Yildirim Denizli

Wie schon in der biographischen Beschreibung erwähnt, reiste Yildirim Denizli vom Orient (Türkei) nach Europa. Sein Glaube begründet sich aus dem Orientali-

schen, aus der Liebe zu allen Dingen, ohne unterschiedliche Gewichtung oder Bewertung: "Ich lebe nicht in der Mitte des Kosmos, sondern ich bin ein Teil des Kosmos und bringe allen Wesen, Menschen und Dingen meine Achtung entgegen. Egal ob es der Trinker im Park ist, er ist genauso wie ich, er trinkt, ich male halt oder schnitze. Ich habe nicht das Recht, mich über einen Menschen zu stellen, bloß weil er anders ist als ich, anders aussieht, andere Dinge tut oder einen anderen Weg geht." Dieser Lebensphilosophie standen auch oft die Lehrer und Professoren mit ihrem europäi-

schen Denken entgegen. Sie ließen nach Meinung Denizlis nicht den Freiraum, um aus sich heraus eigene Gefühle zu entwickeln und diese auch eigenständig umzusetzen.

Er entschloß sich, aus sich selbst heraus „Ernst“ mit der Kunst zu machen. Sein Verlangen, mit sich selbst im Einklang zu stehen und den Dingen mit Achtung entgegenzutreten, ist so stark, daß es zu seinem Lebensweg wurde.

Beziehe ich nun Denizlis Lebensphilosophie auf seine Arbeit „Konflikt und Drahtzieher“, so spielt sich der Konflikt zwischen den Figuren, dem Mischtier und dem fahrradähnlichen Gebilde ab. Sie haben nur ihre „Köpfe“ getauscht. Es ist fast ein spielerisch lustiger Konflikt zwischen den beiden Figuren. Sie treten sich gleichberechtigt gegenüber, mit Picasso im Hintergrund.

Picasso war zwar der Drahtzieher und Wegbereiter in der Kunst, aber in diesem Falle ist es der Künstler Denizli, der mit spielerischer Art das schon „Erkämpfte“ Picassos aufgreift und in einer fast ironischen Weise umsetzt.

„Nein und Nein“ (1995) Material: Holz und Metall

Auf einer Metallstange sehen wir sieben Gesichter aus grob bearbeitetem Holz, die auf den ersten Blick ähnlich erscheinen. Man erkennt jedoch zwei unterschiedliche Gruppen. Vier Gesichter auf der rechten Seite, die nebeneinander und ineinander übergehen und drei übereinander gesetzte Gesichter auf der linken Seite, die teilweise von oben nach unten



oder von unten nach oben schauen. Der Grundaufbau der Gesichter ist fast gleich: Mund, Nase und helle eingefügte Augen mit dunkler Iris. Doch bei genauerer Betrachtung erkennt man, daß sich die rechte Gruppe in den etwas großflächigeren Mündern und Nasen von denen der linken Gruppe unterscheidet. Auch schauen die Augen der rechten Gruppe überwiegend nach oben, wobei die linke Gruppe eher nach unten oder geradeaus blickt.

Welches „Nein und Nein“ ist hier gemeint?

In Europa schütteln die Menschen, wenn sie „Nein“ sagen den Kopf von rechts nach links.

Im Orient bewegen die Menschen den Kopf beim „Nein“ von unten nach oben. Obwohl beide das Gleiche meinen, machen sie vollkommen unterschiedliche Bewegungen.

Ein wunderschönes Beispiel für die Mißverständnisse untereinander, obwohl das Gleiche gemeint ist, aber je nach Ausführung vollkommen unterschiedlich verstanden werden kann. Doch jedes gemeinte „Nein“ steht gleichwertig neben dem anderen „Nein“ und ist deshalb nicht weniger oder mehr „Nein.“ Beim Betrachten ist man fast dazu geneigt zu schmunzeln, kann doch ein „Nein“ in der Darstellung so unterschiedlich sein, im Sinninhalt doch so gleich.

„Ritter“ (1995) Material:

Holz, Metall und Teer

Die Holzbüste ist aus grobem Holz gearbeitet und zeigt im Gesichtsbereich drei unterschiedliche Farbtöne. Besonders auffällig ist, daß um den Mund und die beiden Augen schwarze Holzflächen mit Metallschrauben über die darunterliegende Holzpartie aufgeschraubt sind.

Die Kopfform ist oval und wird nach oben hin, fast kapuzenähnlich und etwas spitzer zulaufend, abgeschlossen. Durch die schwarzen aufgeschraubten und unterschiedlich großen Holzflächen blicken uns zwei weiße mit schwarzer Iris gearbeitete Augen entgegen. Im unteren Mundbereich ragen einzelne schwarze Holzflächen über die Begrenzung



der roten Lippen hinaus, die teilweise auch mit Schrauben versehen sind.

Wenn wir an die mittelalterlichen Ritter denken, so sind diese oft mit Metallhemd, Schutzpanzer, Visier sowie Schild mit Lanze geschützt. Der Ritter von Yildirim Denizli zeigt zwar kein Visier oder Metallhemd, aber er schafft durch die Metallschrauben in Mund- und Augenpartie einen Bezug zur schützenden Funktion des mittelalterlichen Ritters. Sein Ritter hat nur eine schützende „Kleidung“ aus Holz, die mit Metallschrauben befestigt ist und an dieser Stelle als Symbol für das aufgesetzte Metallhemd steht. Denizli entführt uns hier zum einen spielerisch in die märchenhafte Welt des Orients und Mittelalters, zum anderen aber auch in unsere Gegenwart.

Allzu oft kommen wir in unserem Alltag in Situationen, in denen wir unsere „ritterliche Schutzkleidung“ anlegen. Wir schützen uns vor fragenden und bedrohlichen Blicken, die uns doch sehr schnell verletzen können. Worte werden nicht ausgesprochen, weil uns der Mund fast verschraubt erscheint, können wir doch Dinge sagen, die uns offenbaren, uns schutzlos machen und dem anderen die Möglichkeit einräumen, uns zu verletzen.

Die Ehrlichkeit der Kinder

Rufen wir uns noch einmal die Grundgedanken von Yildirim Denizli ins Gedächtnis, so wird klar, daß er allen Lebewesen und Dingen die gleiche Achtung entgegenbringen und sie nicht von oben herab betrachten oder beurteilen möchte. Er hat eine tiefe Sehnsucht nach Ehrlichkeit und aufrichtiger Freude.

All diese Sehnsucht wird im Zusammenreffen mit Kindern, die völlig unbefangen und sehr spontan mit ihm über seine Werke reden, gestillt. Sie sprechen ihre Empfindungen direkt aus, ohne sich zu verstellen. Ihr Lachen ist echt und sie haben ein Recht darauf, daß auch wir ehrlich zu ihnen sind. Wir können den Kindern Hilfestellungen geben, aber wir dürfen sie nicht in ihrer eigenen Entwicklung stören oder gar unterdrücken.

Diese Begeisterung Denizlis für die Arbeit mit Kindern hat mich auch dazu veranlaßt, ihn zu bitten, mit mir zusammen das Projekt „Kunst für Kindergartenkinder“ durchzuführen. Die Grundgedanken dieser Aktion waren, den Kindern den unbefangenen Umgang mit der Kunst schon in der frühen Vorschulphase, in der die Offenheit für neue Dinge und das Interesse für eigene Gefühle und Kreativität



Yildirim Denizli bei der Arbeit in seinem Atelier.
Die Kinder schauen ihm aufmerksam zu

am größten sind, zu ermöglichen. In vier Phasen besuchten wir erst das Atelier von Yildirim Denizli, um die Kinder mit dem Leben und dem Arbeiten eines Künstlers ver-

traut zu machen. Anschließend haben wir das Erlebte zusammen in einer Malaktion im Kindergarten verarbeitet. Es folgte die dritte Phase mit einem Museumsbesuch im Folkwang-Museum in Essen, wo wir uns die großen Werke der bekanntesten Künstler angeschaut haben und uns gemeinsam in einfacher Form einen Zugang zu den Inhalten geschaffen haben. Auch diese Eindrücke habe ich mit den Kindern in einer anschließenden Malaktion umgesetzt. Die Kunstwerke der Kinder wurden dann in einer kleinen Ausstellung, zu der auch Herr Denizli eingeladen war, den Eltern und Freunden gezeigt.

Für die Kinder war der Besuch bei Yildirim Denizli so ein großes Ereignis, daß sie selbst die Holzspäne, die Denizli während des Schnitzens als Abfall produzierte, eifrig aufgehoben haben und stolz den Eltern zu Hause zeigten.

Schlußbetrachtung

Mein kurzer Exkurs in die Welt der Holzskulpturen von Yildirim Denizli kann an dieser Stelle nur einen kleinen Einblick in sein Schaffen geben. Seine Bilder habe ich nicht in meine Betrachtung miteinbezogen, weil sie den Rahmen des Textes geprenzt hätten. Sie als Leser und Betrachter sind aber herzlich von Herrn Denizli eingeladen, vor Ort mit ihm über seine Bilder und Arbeiten zu sprechen.

Es geht dem Künstler Denizli nicht darum, Dinge zu schaffen, die keinen Bezug zu uns Menschen haben. Er möchte uns zum Lachen und Nachdenken bringen, denn so seine Worte: „Wir sind die einzigen Lebewesen, die lachen können, und wenn dies ehrlich ist, so strahlen wir auch Friedlichkeit aus“.

Oder wie Julian Freeman einmal bemerkte: „Kunst ist etwas, daß man mit dem Geist, dem Herzen und dem Bauch erlebt; dazu benötigt man kein abgeschlossenes Studium in Kunstgeschichte.“ (Julian Freemann, Kunst, München, Prestelverlag, 1999).

Petra Siebert, M.A.



Yildirim Denizli: „Abrahams Sohn“ – Öl auf Leinwand, 170x200, 1991

„Die Frau in Weiß“

Zur Geschichte des bürgerlichen Brautkleids von 1800 bis heute*)

Heute verbinden wir mit dem traditionellen Brautkleid ganz selbstverständlich ein langes und üppiges Kleid, - eine Wolke aus Tüll-, das mit Schleier und Blumenstrauß getragen wird. Und es ist selbstverständlich weiß. Die Geschichte des Brautkleids zeigt allerdings, dass neben den „Träumen in Weiß“ auch immer wieder farbige, leuchtendbunte oder schwarze Kleider getragen wurden. Allein daran kann man schon ablesen, dass es das weiße Kleid, wie wir es heute mit Hochzeit assoziieren, nicht immer, und vor allem nicht ausschließlich gegeben hat.

empfundener und so festlich begangen, wie es die Verhältnisse gerade zulassen. Zahlreiche Bräuche und Rituale begleiten die Vorbereitungen, den Gang zum Standesamt, zur Kirche und zum anschließenden Fest. In diesen Traditionen hat auch das Brautkleid seinen festen Platz. Ob schwarz, weiß oder bunt, lang oder kurz, mit oder ohne Schleier, ist es Ausdruck für die jeweilige Mode der Zeit und spiegelt zugleich das Selbstverständnis der Frauen in ihrer Epoche.

Bis 1800 wurde fast ausschließlich in farbigen Kleidern geheiratet, in

der vorbei war, traten die meisten Bürgerfrauen wieder im farbigen Gesellschaftskleid vor den Altar. Als Accessoires trugen sie – nicht wie man erwarten könnte – Schleier und Krone dazu, sondern man ging eher mit Schirm und Hut.

Erst im späten Biedermeier, den 1840er, 1850er Jahren, kommt der Typ des weißen, symbolgeladenen Brautkleids auf. Seit dieser Zeit gelten auch Schleier, Krone, Blumenschmuck, Ring etc. als unabdingbare Accessoires einer Brautausstattung. Schon bis Ende des Jahrhunderts hatte sich das weiße Kleid dann in der bürgerlichen Gesellschaft fest etabliert und gilt seither als ideal für die Brauttoilette. Jede Frau, die es sich leisten konnte, sich ein weißes Kleid nähen zu lassen, tat dies. Die übrigen gingen in ihrem Sonntagsstaat zur Trauung - also meist in schwarz. Lediglich aufgrund der Schleier, der weißen Handschuhe und des Blumenschmucks sind sie auf den Fotos als Bräute zu erkennen.



„Le Mariage au Château“ (Hochzeit im Schloss),
Modegrafik aus der „Gazette du Bon Ton“ vom Mai 1913

Mit dem Tag der Hochzeit beginnt für das Brautpaar ein neuer Lebensabschnitt. Mann und Frau treten vom ledigen in den verheirateten Stand über. Aber nicht nur das Brautpaar schließt einen Bund fürs Leben, auch ihre Familien gehen neue Verwandtschaftsverhältnisse ein. Und häufig war die Verbindung der Familien untereinander auch der Grund der Eheschließung, besonders dann, wenn Geld vorhanden und zu vererben war, Geschäftsbedingungen geknüpft oder vertieft werden sollten, ein sozialer Aufstieg mit der Heirat verbunden war, mit einem Wort, wenn es um eine gute Partie ging. Solche Geld- und Zweckheiraten gibt es - gerade in gutsituierten Kreisen - bis heute. Von allen Beteiligten wird der Hochzeitstag als herausragend

dem schönsten Festkleid, das man besaß. Aber es war noch nicht das ritualisierte Brautkleid mit hohem Symbolgehalt, wie wir es kennen. Um 1800, in der Zeit des Empire zogen die Damen plötzlich weiße Kleider zu ihrer Hochzeit an. Aber das ist zunächst lediglich ein Modephänomen. Weiß war die Farbe der Antike, die um 1800 Vorbild der Mode war. Weiß war die Modefarbe - also trug man auch weiße Festkleider, und die wiederum auch zur Hochzeit. Um die schlichten Hemdkleider, die Chemisen zu schmücken, wurde manchmal ein Spitzenschal dazu getragen, der locker über Schultern oder Kopf gelegt war, der aber nicht mit einem Schleier zu verwechseln ist. Als diese Weiß-Mode im Biedermeier, in den 1830er Jahren, wie-



Brautpaar, 1890er Jahre

Wie kam es zu diesem Siegeszug des weißen Kleids? Seit dem Untergang des Ancien Régime und

*) Erweiterte Fassung der Eröffnungsrede am 22.4.99 anlässlich der Sonderausstellung „Die Frau in Weiß“ - Die Geschichte des bürgerlichen Brautkleids von 1800 bis heute. Rheinisches Industriemuseum, Textilfabrik Cromford.

dem Aufstieg des Bürgertums im 19. Jahrhundert zur neuen gesellschaftlichen Führungsschicht etablierten sich nach und nach bürgerliche Verhaltens- und Moralvorstellungen und mit ihnen neue Kleidungsstandards. Das weiße Brautkleid ist ein Produkt dieses Wandels. Weiß wurde zum Zeichen der Unschuld, symbolisierte - ganz im Einklang mit der christlichen Moral - die Reinheit, Keuschheit und Jungfräulichkeit der Braut. Zuvor hatte die Farbe Weiß jahrhundertlang ausschließlich liturgische Bedeutung. Das Weiß der Messgewänder, der Altartücher, der Kerzen usw. symbolisierte Vollkommenheit, war Zeichen des Anfangs und der Erneuerung. Das Bürgertum erweiterte nun den Bedeutungsradius der Farbe Weiß über den Rahmen des Gottesdienstes hinaus. Weiß war jetzt das Symbol der Reinheit, des Guten, Schönen und Nützlichen schlechthin. Auch heute ist jedem die Bedeutung und Funktion des sauberen, weißen Hemdes, der weißen Bluse als Ausdruck der ordentlichen Bürgerlichkeit geläufig. Und diese Kennzeichen verband das Bürgertum untrennbar mit dem Ideal der tugendhaften (Ehe-)Frau.



Modegrafik aus dem „Moniteur de la Mode“ (1853)

Nur durch die symbolische Überhöhung von Weiß durch das Bürgertum in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist der durchschlagende Erfolg dieser Farbe in der Brautmode bis heute zu erklären.

Mit der Farbe Weiß setzten sich auch die dazu gehörigen Accessoires der Braut durch. Der Schleier wurde unentbehrlich, wiederum als Symbol der Jungfräulichkeit und Reinheit der Braut, bekrönt von einem Brautkranz. Dieser wurde nach bestimmten Regeln gesteckt aus verschiedenen Blüten und Zweigen, die als Reinheits-, Liebes- und Treuesymbole galten. Am beliebtesten waren neben Rosen, Lilien und Myrthen vor allem die Orangenblütenzweige, die mit ihren weißen Blüten für die Reinheit der Braut, mit den üppigen Früchten zugleich für ihre Fruchtbarkeit standen. Nur die unbescholtenen Bräute durften den geschlossenen Brautkranz tragen, die übrigen mussten ihn offen tragen. Auch der Ehering wurde erst jetzt ein unverzichtbares, wichtiges Requisit der Eheschließung, der durch sein magisches Rund für die Unauflösbarkeit der Ehe stand - auch dieses Symbol etablierte sich zunächst in bürgerlichen Kreisen.



Wer es sich in der 2. Hälfte des 19. Jh. leisten konnte, der heiratete „in Weiß“. Die weniger Begüterten trugen ein schwarzes Brautkleid, das erst durch den weißen Schleier und die weißen Handschuhe als solches zu erkennen war. Das hier gezeigte kostbare schwarze Kleid - Leihgabe einer Lintorfer Familie - stellt jedoch eine Besonderheit dar. Die Braut, die es um die Jahrhundertwende trug, stammte aus einer durchaus begüterten Familie, gehörte jedoch wie ihr Bräutigam der strenggläubig protestantischen Religionsgemeinschaft der Mennoniten an, denen der Glaube äußere Pracht verbietet und Bescheidenheit in irdischen Dingen anrät

Nachdem sich das weiße Kleid einmal durchgesetzt hatte, wurde es bis heute lediglich modisch angepasst. Mal hatte es einen Reifrock, dann eine Tournure, in den 20er Jahren wurde es abgeschnitten, in den 30er Jahren elegant. In den 50er Jahren wurden große Petticoats darunter getragen, in den 60ern waren die Kleider wieder kurz. Ein einschneidender Bruch passierte dann in den 1970er Jahren infolge des gesellschaftlichen Umbruchs nach 1968. Seither verschwindet allmählich die konventionelle Kleiderordnung. Selbst zur Hochzeit wird getragen, was gefällt. Heute gibt es eine sehr große Spannweite von denkbaren Hochzeitsoutfits, wobei im Moment Anleihen bei historischen Vorbildern aus dem Barock und Empire hoch im Kurs stehen.

Die Geschichte des Brautkleids zu erzählen ist nur interessant im Kontext der Geschichte derjenigen, die sie trugen: der Frauen. Denn die Brautkleider spiegeln immer auch sehr deutlich die Weiblichkeitsideale der jeweiligen Epoche. Die Rolle der Frauen hat sich in den letzten 200 Jahren immer wieder gewandelt. Während der Industrialisierung und der damit verbundenen Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft im 19. Jahrhundert haben sich Arbeitswelt und Privatsphäre voneinander gelöst. Der Mann ging seiner Erwerbstätigkeit, seinen Pflichten im öffentlichen Leben nach, die Aufgaben der bürgerlichen Frau beschränkten sich größtenteils auf den häuslichen Bereich. Hier waltete sie als Gattin, Hausfrau und Mutter. Heute sehen Frauen ihre Erfüllung nicht mehr allein in Ehe und Familie. Ausbildung und Berufstätigkeit sind weitgehend selbstverständlich geworden, wenn sich auch die Verbindung von Familie und Beruf selten ohne Probleme und Konflikte bewältigen läßt. Darüber hinaus hat sich die Beziehung der Geschlechter zueinander verändert. In vielen Fällen sind die Eheleute heute auch Partner, und prinzipielle Gleichberechtigung bestimmt ihr Verhältnis. Im 19. Jahrhundert hatte sich zwar die Liebesheirat, wie sie von den Romantikern propagiert wurde, als bürgerliches Ideal durchgesetzt, doch war die Liebe

in der Realität eher selten das Motiv für die Eheschließung. Diese Konstellation, der Widerspruch zwischen Ideal und Realität hatte immer wieder zu schweren Konflikten geführt, wie sie in zahlreichen Romanen der Zeit - man denke nur an Fontanes Effi Briest oder Flauberts Madame Bovary - geschildert wurden. Heute hat sich die Liebesheirat weitgehend durchgesetzt, und viele entschließen sich sogar gleich mehrfach dazu.

mantik zugleich der finanzielle Nachweis der gesellschaftlichen Zugehörigkeit der Braut. Schließlich konnte sich nur diejenige eine aufwendige Brautausstattung leisten, deren Familie das nötige Geld besaß. Damit spiegelt sich in dem Kleid zugleich der zeit-typische Widerspruch zwischen dem Ideal der Liebesheirat und der immer noch herrschenden Realität der Standes- und Geldhochzeit.

zu eigenständigen Persönlichkeiten geworden. Ihr Selbstverständnis und ihre Erwartungen an den Lebenspartner hatten sich gewandelt. Zudem konnten sie erstmals von den emanzipatorischen Errungenschaften dieser Zeit profitieren, von der rechtlichen Gleichstellung von Mann und Frau in der Weimarer Reichsverfassung von 1919, dem inzwischen durchgesetzten Frauenwahlrecht und den erweiterten Zugangsmöglichkeiten zu Universität und Beruf. Viele, insbesondere junge wachsenden Dienstleistungssektor Arbeit. Finanziell unabhängig, amüsierten sie sich in ihrer Freizeit im Kino oder Tanzlokal, sie rauchten in der Öffentlichkeit, fuhren Auto und trieben Sport. Zum ersten Mal konnte die Frau allein ihren Vergnügungen nachgehen, ohne ihren guten Ruf und ihr Ansehen zu verlieren. Häufig standen die ökonomisch unabhängigen Frauen der Ehe eher skeptisch gegenüber, empfanden die herkömmliche patriarchalische Form der Ehe als überholt. In der Öffentlichkeit wurden Reformmodelle wie die Kameradschaftsehe, die Ehe auf Probe oder die freie Ehe heftig diskutiert. Gemeinsam war diesen Modellen die Forderung nach einer auf gegenseitiger Liebe, Toleranz und Gleichberechtigung der Partner fußenden Lebensgemeinschaft.



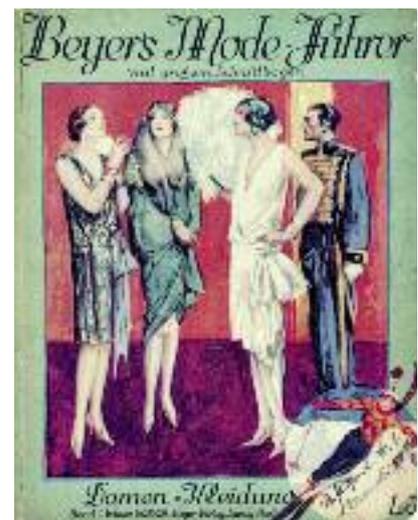
Grafik: Brauttoilette und Festkleider. Aus einem Bildermagazin von 1846

Die Brautmoden spiegeln diese Veränderungen des Frauenbildes, der Frauenrolle und auch die jeweiligen Wünsche und Erwartungen während der letzten 200 Jahre sehr deutlich wieder. Im 19. Jahrhundert galt als Traum-Ehefrau diejenige, die dem bürgerlichen Tugendkanon entsprach, die zart, unschuldig und schön, oder wie eine Zeitgenossin ironisch beschrieb: die „süß, hilflos und unwissend“ war. Dem romantischen Ideal verpflichtet, heiratete sie aus Liebe. Entsprechend wurde der Hochzeitstag zum Höhepunkt ihres Lebens stilisiert. In der Inszenierung der Braut mit all ihren Symbolen fand die idealisierte Vorstellung ihren deutlichsten Niederschlag. Und das maßgeschneiderte, nur einmal getragene weiße Kleid entsprach der Bedeutung des Hochzeitstages als einmaligem Ereignis.



Brautkleid aus Atlasseide, um 1875

Die in den 1920er Jahren vollzogene Abwendung von diesem Frauenbild hätte kaum drastischer sein können. „Süß, hilflos und unwissend“ wollten die „Neuen Frauen“, wie die emanzipierten und vielfach selbständigen Frauen der Weimarer Zeit genannt wurden, nicht mehr sein. Während der Kriegszeit, durch die Abwesenheit der Männer unfreiwillig zur Selbstständigkeit gezwungen, waren sie



Titelseite von „Beyers Modeführer“, Band 1, Winter 1928/29

Entsprechend der erstarkten gesellschaftlichen Position der Frau veränderte sich auch ihr äußeres Erscheinungsbild radikal. Das vor dem sehr weibliche Schönheits-

ideal, betont durch schnürende Korsetts und Turnüren, mußte der knabenhaft schlanken, sogenannten „Garçonne-Linie“ weichen. Die Folge war, dass nicht nur das lange Haar der Frauen der Schere zum Opfer fiel, sondern auch die Rocklänge. Bubikopf und kniekurze Hängerkleidchen, in denen der Busen und die Taille weitgehend unsichtbar waren, gehörten jetzt untrennbar zusammen. Die unkomplizierten Hängerkleidchen und der praktische Bubikopf kamen den Bedürfnissen der modernen Frau entgegen, die nun die Anforderungen von Haushalt und Beruf erfüllen mußte. Sehr schnell setzte sich die neue Mode in allen gesellschaftlichen Schichten durch. Auch zur Hochzeit ging die Frau im kniekurzen Hängerkleid. Dazu trug sie einen Hochzeitsschleier, der tief ins Gesicht gezogen und mit einem einfachen Kranz aus Myrte befestigt wurde. Zugleich spiegelt sich in dieser Mode auch eine Demokratisierung der Kleidung. Diese Kleider waren so einfach, dass sich ein weißes Brautkleid nun auch diejenigen kaufen oder selber nähen konnten, die wenig Geld besaßen.



Hochzeitspaar, um 1925

Der große Aufbruch der Frau währte nicht einmal ein Jahrzehnt. Während des Nationalsozialismus wurden die emanzipatorischen Errungenschaften der 1920er Jahre wieder vollständig zunichte gemacht. Eine neue Epoche der Familienideologie begann. Die Frau

wurde rechtlich und politisch zum Wesen zweiter Klasse degradiert. Die Ehe stand in erster Linie im Dienst der rassistischen Reproduktion. Reduziert auf ihre biologische Funktion, sollte die Frau als Mutter zukünftiger Soldaten Hüterin der arischen Rasse sein. Eine Fülle von Gesetzen und Vorschriften wie z.B. die Einführung des Ehestandsdarlehens oder das Blutschutzgesetz regelten Heirat, Familiengründung und -struktur entsprechend der nationalsozialistischen Ideologie. Auf ihre Rolle als ideale Hausfrau und Mutter wurden die Mädchen bereits an den Schulen und in NS-Organisationen wie dem „Bund deutscher Mädel“ (BDM) vorbereitet. Die kinderlose Frau, egal ob verheiratet oder nicht, wurde nicht als vollwertiges Mitglied der Volksgemeinschaft



Aus dem Prospekt „Deutsche Bräute“, 1930er Jahre

betrachtet. Dieser Mutterkult fand in der Verleihung des Mutterkreuzes seinen konkreten Ausdruck.

Der von den Nationalsozialisten propagierte „nordische Modestil“ - ungeschminkt, geflochtene Haartracht, weiblich-schlichte Kleidung - konnte sich hingegen nur eingeschränkt durchsetzen. In den 1930er Jahren war der vorwiegend von Frankreich lancierte elegante, feminine Modestil bestimmend. Das Modediktat lautete: Zurück zur Weiblichkeit. Damit war die freizügige, androgyne Garçonne-Mode endgültig passé. Diese äußerliche Veränderung war Ausdruck einer wieder positiveren Einstellung zu Familienleben und Häuslichkeit, die den Nationalsozialisten gut in ihr Konzept paßte. Ab 1939 etablierte sich eine den Uniformen entlehnte Moderichtung. Die Kleidung zeigte eine extrem kantige Silhouette, an der sich auch die Brautmode orientierte. Typisch war das züchtig hochgeschlossene, lange Kleid. In den zeitgenössischen Journalen finden sich durchweg Abbildungen von Bräuten, die ganz den Vorstellungen der nationalsozialistischen Ästhetik entsprachen - blond, heroisch und voller Pathos. Während des Krieges allerdings konnten sich aufgrund der Rohstoffknappheit zunehmend weniger Frauen ein Hochzeitskleid leisten. Stoffe waren rationiert und nur mit einer Kleiderkarte erhältlich. Wer Glück hatte, konnte sich ein Brautkleid leihen oder aus Fallschirmseide oder Stoffresten selber nähen. Trotz großer Mühen mußten die meisten Frauen jedoch



Hochzeit in Uniform, 1943

meistens in einem ganz alltäglichen Kleid heiraten.

Während des Zweiten Weltkrieges und der ersten Nachkriegszeit hatten die Frauen „ihren Mann“ gestanden und sich und ihre Kinder unter schwierigsten Umständen durch die Notzeit gebracht. Als die Männer aus Krieg und Gefangenschaft zurückkehrten, mussten die Frauen ihre Arbeitsplätze für die Heimkehrer freimachen. Die Frauen wurden in die klassische bürgerliche Rolle der Ehefrau, Hausfrau und Mutter zurückgedrängt. Mit der klassischen bürgerlichen Rollenverteilung schien die aus den Fugen geratene Gesellschaft wenigstens teilweise wieder in Ordnung.

Der wirtschaftliche Aufschwung, das „Wirtschaftswunder“, brachte in den 1960er Jahren das festgelegte Leben der Eheleute ins Schwanken. Um den hohen Bedarf an Arbeitskräften zu decken, holte man die Frauen ins Berufsleben zurück. Auch die verheiratete Frau und oftmals auch die Mutter verdienten ihr eigenes Geld. Die gesellschaftlichen Veränderungen infolge der Studentenbewegung Ende der 60er Jahre und vor allem die wenig später entstandene Frauenbewegung veränderten die deutsche Nachkriegsgesellschaft nachhaltig. Ihre Ablehnung der bürgerlichen Wert- und Moralvorstellungen machte auch vor der Ehe nicht halt. In den 70er und 80er Jahren emanzipierten sich immer mehr Frauen von der ihr traditionell zugewiesenen Rolle und hegten Misstrauen gegenüber der Institution Ehe. Neue Formen des Zusammenlebens, darunter auch die „Ehe ohne Trauschein“ wurden gesellschaftsfähig. Die Einführung der Antibabypille ermöglichte den Frauen einen freieren Umgang mit Sexualität, aber auch eine Lebens- und Familienplanung. Für die Frauen waren diese Jahrzehnte wichtige Meilensteine auf dem Weg zu einem selbstbestimmten Leben. Seit 1976 schließlich ist die Frau in der Bundesrepublik Deutschland auch familienrechtlich dem Mann gleichgestellt. Die gesellschaftlichen Umbrüche machten sich deutlich im Rückgang der Eheschließungen bemerkbar.

Das Brautkleid der letzten fünfzig Jahre blieb von den gesellschaftlichen Entwicklungen nicht un-

berührt. Im Gegenteil, in rascher Aufeinanderfolge wechselten sich die Moden ab und reagierten empfindlich auf jede Zeitströmung. Insgesamt nahm die Bedeutung des weißen Kleides als obligatorische Brautausstattung immer mehr ab.

In den 50er Jahren dominierte die neue Eleganz des „New Look“. 1947 hatte der französische Couturier Christian Dior diesen Modestil kreiert, der sich durch taillierte Oberteile und weite, schwingende, von Petticoats gestützte Röcke auszeichnete. In den 60er Jahren empfand die Frau die konventionelle Mode des letzten Jahrzehnts zunehmend als spießig, langweilig und unzeitgemäß. Sie bevorzugte eine bequeme, sportliche und lässige Kleidung, die ihrer neuen Situation als berufstätiger Frau besser entsprach. Zum erstenmal orientierte sich die Mode nicht mehr an der Haute Couture, sondern an den Trends der Jugendmode. Typisch wurden Miniröcke und kurze Hängerkleidchen. Auch die Brautmode zeigte einfache gerade Schnitte mit wenig Dekor.

War schon in den sechziger Jahren die kirchliche Heirat nicht mehr obligatorisch, so erst recht nicht in der folgenden Zeit. Unter dem Einfluss von Studenten- und Frauenbewegung lehnten immer mehr junge Leute zunehmend bürgerliche Werte und Moralvorstellungen ab. Die Ehe galt als reaktionär und der bürgerlichen Scheinmoral verpflichtet. Die Liebe allein zählte, nicht die Institution. Auch die kirchliche Eheschließung verlor ihre Bedeutung. Und wer noch vor den Altar trat, trug nicht mehr zwingend ein weißes Kleid. Ein bunter Hosenanzug konnte genauso gut getragen werden wie ein farbiges Kleid. Beliebt waren die großen Blumenmotive der Flower-Power-Bewegung oder orientalisches anmutende Schnitte. Auch das althergebrachte weiße Brautkleid wurde modisch verändert. Kapuze oder Kopftuch ersetzten häufig den Schleier. Das ritualisierte Brautkleid mit seiner symbolhaften Bedeutung gehörte endgültig der Vergangenheit an. Ausschlaggebend für die Wahl des Kleides war auch nicht mehr die soziale Zugehörigkeit, sondern die politische und gesellschaftliche Einstellung.



Hosenanzug, 1970er Jahre

In den 80er Jahren machte sich infolge der wirtschaftlichen Veränderungen eine Trendwende zum Konservatismus bemerkbar. Die Braut bevorzugte wieder das weiße Kleid, das sich oft an den Moden vergangener Epochen orientierte und betont romantisch war. Dabei orientierten sich viele Frauen an dem Vorbild von Lady Di. Die Traumphochzeit des Jahrzehnts zwischen dem englischen Thronfolger Prinz Charles und Lady Diana Spencer hatten Millionen von Frauen am Bildschirm verfolgt und Lady Di in ihrem Brautkleid mit weitem Rock und langer Schleppe bewundert.

Heute hat die Hochzeit viel von ihrer ursprünglichen Bedeutung verloren, da die Ehe nur noch selten als lebenslange Wirtschaftsgemeinschaft und als Ausgangspunkt für die Familiengründung angesehen wird. Selbst die gesellschaftliche Konvention verlangt meist keinen Trauschein mehr und die Heirat in der Kirche ist kaum noch religiös motiviert. Für die meisten Paare ändert sich mit der Hochzeit nicht viel. Oft leben sie schon seit Jahren zusammen und haben nicht selten Kinder, bevor sie sich zur Hochzeit entschließen. Wenn doch noch geheiratet wird, geht es oft um die romantische Vergewisserung der gegenseitigen Liebe. Oder vielleicht manchmal auch um eine ausgefallene Selbstinszenierung?

Die Hochzeit bietet den Anlass für ein außergewöhnliches Fest voller Gefühle, das für alle Beteiligten zu einem einzigartigen Erlebnis wer-



Der Gartensaal des Herrenhauses Cromford dient auch als Standesamt

den soll. Da der ursprüngliche Sinn der Hochzeitsrituale oft nicht mehr besteht oder bekannt ist, wird er abgewandelt. Standesamt und Kirche werden durch immer ausgefalleneren Veranstaltungsorte ersetzt. Als Kulisse für den schönsten Tag dienen die Segelyacht, der Zoo, das Schloss oder auch das Herrenhaus Cromford... Entsprechend kann auch das Brautkleid gehalten sein. Ob lang und weit, kurz und sexy, weiß oder bunt - erlaubt ist, was gefällt. Das weiße Brautkleid, ursprünglich für

die kirchliche Trauung gedacht, hat seine Bedeutung und seinen Raum verloren und kann heute überall getragen werden. Es ist nun das modische Outfit der Märchenprinzessin für einen Tag.

Claudia Gottfried
Andrea Steigerwald

Literatur:

Die Braut. Geliebt, verkauft, getauscht, geraubt. Zur Rolle der Frau im Kulturvergleich, herausgegeben von Gisela Völger und Karin v. Welck, Ausstellungskatalog, Köln 1985

Brautkleidung im Wandel. 220 Jahre regionale Identität und internationale Mode. Ausstellungskatalog, Braunschweig 1990

Bringemeier, Martha: Die Brautkleidung im 19. Jahrhundert, in: Martha Bringemeier, Mode und Tracht, Beiträge zur geistesgeschichtlichen und volkskundlichen Kleidungsforschung, Münster 1985, S.256 - 303

Frauenalltag und Frauenbewegung 1890 - 1980, herausgegeben vom Historischen Museum Frankfurt, Frankfurt a. M. 1981

Frevert, Ute: FrauenGeschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit, Frankfurt a. M. 1986

Ginsburg, Madeleine: Wedding Dress 1740 - 1970, London 1981

Hart und Zart. Frauenleben 1920 - 1970, herausgegeben von Kristine von Soden u. a., Berlin 1990

Hochzeit im Wandel, Volkskultur an Rhein und Maas Spezial 2 (1996)

Kraft, Sybille u.a.: Frauenleben in Bayern. Von der Jahrhundertwende bis zur Trümmerzeit, München 1993

Kuhn, Annette (Hrsg.): Frauenleben im NS-Alltag. Bonner Studien zur Frauengeschichte, Pfaffenweiler 1994

Murphy, Brian: The World of Weddings, London 1978

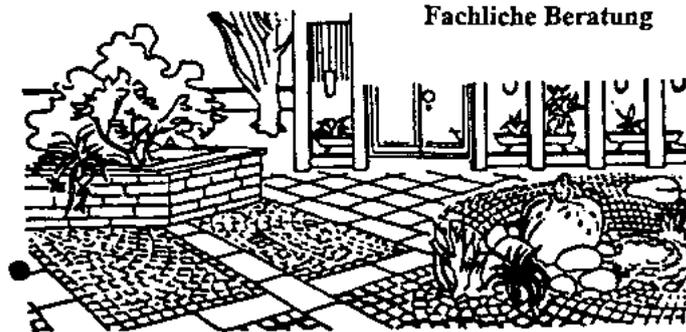
Nave-Herz: Die Hochzeit, ihre heutige Sinnschreibung seitens der Eheschließenden; eine empirisch-soziologische Studie, Würzburg 1997

Weber-Kellermann: Frauenleben im 19. Jahrhundert, München 1983

Wiswe, Mechthild: Brautkleidung im Wandel, 220 Jahre regionale Identität und internationale Mode, Braunschweig 1990

Alles für Haus und Garten

Fachliche Beratung



**Wir liefern Baustoffe für den Hausbau · Außenanlagen · Gartenbau
Isolierung und Innenausbau
Naturstein + Beton · Pflaster und Platten**

KÜPPERS BAUSTOFFE

Siemensstraße 33 · 40885 Ratingen-Lintorf · Tel. 93690 · Fax 936925

Internet: www.kueppers.com

Geöffnet Mo. bis Fr. 7.00 bis 17.00 Uhr, Sa. 8.00 bis 12.00 Uhr

15 Jahre Ratinger Kinderchor

Eine Erfolgsstory

„Der Ratinger Kinder- und Jugendchor kann in diesem Jahr stolz auf sein 15jähriges Bestehen zurückblicken. Zu diesem Jubiläum spreche ich allen jungen Sängerinnen und Sängern, Ihrem Chorleiter Werner Schürmann und seiner ebenso engagierten Frau und ‚rechten Hand‘, Brigitte Falke-Schürmann, sowie der städtischen Musikschule Ratingen meine herzlichen Glückwünsche aus,“ so Bürgermeister Wolfgang Diedrich in seinem Grußwort für die Chronik des Chores. Als Schirmherr des Chores stellt er fest, dass er auch „stolz auf die beeindruckenden Leistungen bis hin zum Sieg im Landeswettbewerb für den Chorgesang“ ist und er wünsche „den jungen Goldkehlen“ weiterhin viel Freude und Erfolg.

1984 – Die ersten Proben

In diesem Jahr fing sie an: die Erfolgsstory des Ratinger Kinder- und Jugendchores. Ortrun Erlekotte, Lehrerin an einem Ratinger Gymnasium und Mitglied des Schulausschusses der Stadt Ratingen, hatte als erste die Idee, in unserer Stadt einen Kinderchor zu gründen. Sie fragte Eltern, Kinder und wandte sich schließlich in einem Zeitungsauftrag an alle Interessierten. Und es kamen viele zur Gründungsversammlung. Die erste Probe fand am 12. November im Sitzungssaal des Lintorfer Rathauses statt, bis heute immer noch Domizil für die regelmäßige und intensive Probenarbeit. Damals versuchten etwa 80 Kinder auf den Chorleiter Werner Schürmann und die Musiklehrerin Brigitte Falke zu hören, um gleich mitsingen zu können.

1985 – Erster öffentlicher Auftritt

Das Ergebnis konnte sich bald hören lassen. Am 2. Juni gab der junge Chor bereits sein erstes Konzert in der Aula des Lintorfer Schulzentrums. Eine Zeitung schrieb damals: „Viele Zuschauer, vor allem stolze Eltern und Großeltern, aber auch Musikbegeisterte waren gekommen. Sie erfreuten sich an den Volksliedern, die die 77 Chorkinder, alle im Alter von vier bis 14 Jahren vortrugen. Die Aula war mit Blumen und Bühnenbildern, die der Vater eines Chor Kindes gemalt hatte, festlich geschmückt. Die jungen Sänger bewegten sich trotz einigem Lampenfieber – schließlich handelte es sich ja um den ersten öffentlichen Auftritt – ganz natürlich und ungekünstelt auf dem Podium.“ (Ulrike Esser in: *Rhein. Post* vom 4. 6. 1985)

Durch regelmäßige Konzerte und Auftritte wurde der Chor bald auch über die Grenzen Ratingens bekannt und zu besonderen Festlichkeiten verpflichtet.

1986 – „Max und Moritz“

In diesem Jahr führte der Chor am 13. Juli u.a. die szenische Kantate „Max und Moritz“ von Günther Kretschmar nach Texten von Wilhelm Busch auf. „Mehr als 350 Zuhörer überzeugten sich im Haus Anna in Lintorf davon“, so war am nächsten Tag in der Zeitung zu lesen, „daß die Mitglieder des Lintorfer Kinderchores wirklich ‚toll‘ singen können und in ihrer aktiven Sängerzeit unter Leitung von Werner Schürmann und Brigitte Falke schon viel gelernt haben.“ Der Zeitungsbericht beschreibt ausführlich den Ablauf der Vorstellung und fährt dann fort: „Musikalische Unterstützung erfuhren die Sänger ... durch die Instrumentalgruppe der Städtischen Musikschule Ratingen. Mit Flöten, Cello, Glockenspiel und Xylophon begleiteten sie das Spiel. Die Zusammenarbeit klappte hervorragend. Und über die Reaktion der zahlreichen Zuhörer heißt es, dass sie „herzlichen Applaus“ spendeten und damit „die Leistung der Sänger und Musiker“ würdigten.“ (Susanne Larisch in *Rhein. Post* vom 14. 7. 1986)

1987 – „Seefahrt nach Rio“

Am 17. Oktober diesen Jahres wurde an den Erfolg des Vorjahres angeknüpft. Auf dem Programm stand diesmal die „Seefahrt nach Rio“, eine Kantate von Heinz Geese nach Versen von James Krüss. Auch diesmal klappte die Zusammenarbeit mit dem Instrumentalkreis der Städtischen Musikschule sehr gut, wie Werner Schürmann, der Chorleiter, nach der Vorstellung freudig feststellte: „Obwohl wir nur zweimal mit dem Instrumentalkreis proben konnten, ist alles gut gegangen.“ Die Zeitung schrieb dazu: „Die Zuschauer schienen derselben Meinung zu sein, denn sie spendeten den Akteuren donnernden Applaus.“



Chorleiter Werner Schürmann und seine Frau Brigitte Falke-Schürmann, zuständig für die Betreuung der jungen Musiker und für das Konzertmanagement



Der Jugendchor

(*Rhein. Post vom 19. 10. 1999*)

Am 8. November gab es dann erneut viel Beifall für die „Tolle Lotte“, als der Chor sich noch einmal auf die musikalische „Seefahrt nach Rio“ begab, diesmal im Stadttheater in Ratingen aus Anlass des 25jährigen Bestehens der Städtischen Musikschule.

1988 – Der neue Schirmherr

Das wichtigste Ereignis in diesem Jahr war, dass der damalige Bürgermeister der Stadt Ratingen, Ernst Dietrich, die Schirmherrschaft für den Chor übernahm. Jetzt wurde auch der Name etwas geändert. Es hieß nicht mehr „Lintorfer Kinder- und Jugendchor“, sondern „Ratingen-Lintorfer Musikschulchor.“ Damit wurde deutlich gemacht, dass der junge Chor nun Teil der Städtischen Musikschule geworden war.

1989 – Ein Lied für die Weltmeisterschaft

Das neue Jahr begann einigermaßen aufregend. Am 29. Januar führen die Sängerinnen und Sänger zu einer Schallplattenaufnahme ins Tonstudio nach Bochum. Die Zeitung notierte: „Der über die Grenzen Ratingens bekannte Kinder- und Jugendchor der Städtischen Musikschule unter der bewährten Leitung von Herrn Werner Schürmann und seiner Assistentin Frau Brigitte Falke macht wieder von sich reden. Wieder einmal standen die jugendlichen Sänge-

rinnen und Sänger im Aufnahme-studio vor den Mikrofonen. Aufgenommen wurde der Erkennungssong für die Tischtennisweltmeisterschaft 1989 in Dortmund. Die Schallplatte dazu wird in wenigen Tagen erscheinen, wie der Komponist und Produzent Reinhard Neumann versichert.“ (*Rhein. Post. Jan. 89*)

Mit viel Aufregendem ging es weiter: Am 9. Juni war nämlich der bekannte Showmaster Wim Thoelke in der Stadthalle, und der Chor war mit dabei. Am 1. Dezember folgten Auftritte im Robert-Schumann-Saal in Düsseldorf und am 12. Dezember wiederum in der Stadthalle in Ratingen. Diesmal war der Stargast der Schlagersänger Vico Torriani, der zusammen mit anderen bekannten Künstlern der Volksmusik das Erfolgsprogramm „Kein schöner Land“ vorstellte.

Das am Ende des Jahres – wie in jedem Jahr – das Weihnachtskonzert wieder viele Zuhörer anlockte, war der schöne Schlusspunkt eines ereignisreichen Jahres.

1990 – Auf der Prager Burg

In diesem Jahr reiste der Chor zum internationalen Chorfestival nach Prag. Es war das Sommertreffen der Kinder- und Jugendchöre auf der Prager Burg. In der Chronik des Chores ist dazu zu lesen: „Das große Abschlußkonzert aller 25 Chöre mit 1200 Sängerinnen und Sängern ... findet auf dem Hradschin statt. Das „Hallelujah“ von Georg Friedrich Händel und die „Ode an die Freude“ von Ludwig

van Beethoven beschreiben deutlich die Gefühle aller.“

1991 – Bananen für die Zuschauer

„Dschungelbuch des Lintorfer Kinderchors war ein voller Erfolg“ war die Schlagzeile dieses Jahres. Denn dieses bekannte Musical wurde musikalisch und szenisch einstudiert: Nach intensiver Probenzeit war es soweit, und so konnte die Zeitung am nächsten Tag berichten: „Mit nicht enden wollendem rhythmischen Klatschen feierten die Zuschauer in Haus Anna die gelungene Aufführung des ‚Dschungelbuches‘ mit dem Lintorfer Kinderchor unter der Leitung von Werner Schürmann. Glücklich waren diejenigen, die am Sonntag nachmittag einen der 400 Sitzplätze ergattert hatten. Weitere 200 Besucher konnten die Aufführung nur noch stehend verfolgen. Die ganz kleinen Zuschauer hatten vor der ersten Reihe Platz genommen und verfolgten mit Spannung das Geschehen auf der Bühne. Vor allem sie waren es, die den kleinen Mogli, der im Dschungel viele Abenteuer zu bestehen hatte, anfeuerten. Sie ergatterten auch die Bananen, die der Affenkönig ‚King Louis‘ bei einer seiner zahlreichen Zugaben in die Menge warf. ‚Mit einem solchen Andrang‘, so Chorleiter Schürmann, ‚hatten wir nicht gerechnet. Viele Besucher mußten wir leider wieder nach Hause schicken.‘...“ (*Rhein. Post vom 8. 10. 1991*)



Der Konzertchor

1992 – Vor ausverkauftem Haus

„Die Affen rasten durch den Wald“. Das war die Schlagzeile zu Beginn des neuen Jahres, und die Enttäuschung über die nicht erlebte Aufführung des „Dschungelbuches“ währte nicht lange. Denn am 19. Januar wurde das Musical direkt zweimal im Stadttheater in Szene gesetzt. Die Zeitung berichtete: „Innerhalb von 14 Tagen war die Vorstellung... schon wieder ausverkauft. Deshalb findet eine zusätzliche Aufführung am selben Tag um 18 Uhr im Stadttheater statt...“ (WZ vom 15. 1. 1992). Auch diesmal war das Publikum begeistert. „Schwer zu sagen, worin das Geheimrezept der Aufführung lag“, fragte der Kommentator am nächsten Tag. „Aber daß der Erfolg mehrere Väter und Mütter hat, scheint sicher: In der schwungvollen Inszenierung des Chorleiters Werner Schürmann, in den phantasievollen Dekorationen, den liebevoll gemachten Kostümen und Masken, der Mitarbeit und dem Mitspielen vieler Eltern der Chorkinder, die die wochenlangen Proben begleiteten. Der lebhaft Applaus, den das Ensemble für die beiden Aufführungen am Sonntag bekam, gab der Bewunderung Ausdruck, den alle für das zauberhafte Programm empfanden.“ (Clemens Hoffmann in: Rhein. Post vom 20. 1. 1992)

Ein Ausruhen auf den Lorbeeren gab es nicht. Über eine Generalprobe zum nächsten Konzert gibt es einen Bericht, aus dem wir auszugsweise zitieren: „Werner Schürmann.... hatte am Samstag keinen leichten Stand. Nicht, weil er während der Generalprobe für das Konzert...des Kinderchores, das gestern (4. Oktober) unter dem Titel „Zauberhafte Melodien“ in der Aula der Anne-Frank-Schule aufgeführt wurde, auf einem wackligen Schemel balancierend den Kopf in der Schlinge am Papp-Baum legen mußte. Der angesichts des Generalproben-Stresses streng gestikulierende Chorleiter schlüpfte nämlich in die Rolle des Papageno und besang die schnöde Welt. Angetan mit buntem Federumhang und giftgrünem Perückenschopf hatte Schürmann alle Mühe, sich als musikalische Autorität durchzusetzen...“ Amüsiert erfährt der Leser weitere Einzelheiten: “Herje, wo ist denn



Der B-Chor

der Pianist‘. Schürmann stand der Schweiß auf der Stirn. Dann verpatzt der Chor den Einzug auf die Bühne, eine junge Sängerin findet ihren Ton nicht. Brigitte Falke lächelt: ‚Wenn in der Generalprobe etwas nicht klappt, das gehört einfach dazu. Es stimmt wirklich: Dann wird das Konzert meistens gut‘, sagt sie und eilt nochmals zur Bühne.“ (Andrea Teichmann in: Rhein.Post vom 5.10. 1992) Wie recht sollte Brigitte Falke behalten. Auch dieses Opern- und Musicalkonzert wurde ein voller Erfolg.

Neben den herausragenden Ereignissen stellte sich der Chor im März auch beim „Tag der offenen Tür“ der Musikschule einer breiteren Öffentlichkeit vor.

Ein Auftritt beim WDR in der „Volkstümlichen Matinee“ mit Hajo Jann im Juli zeigte an, wie bekannt der Chor inzwischen geworden war.

1993 – Von der Maus zu Paulus

Der Chor gönnte sich nach dem ereignisreichen Jahr 1992 zunächst eine Verschnaufpause und unternahm einen Ausflug in den Wuppertaler Zoo. Das ist ein Beispiel dafür, dass immer wieder neben der intensiven Chorarbeit die Gemeinschaft groß geschrieben wird.

Intensive Probenarbeit führte im November zu mehreren Aufführungen des Musicals „Klaus Klettermaus“, das wiederum mit großer Begeisterung von der Bevölkerung in Ratingen und in an-

deren Städten aufgenommen wurde. „Klettermaus war ein Publikumsmagnet“ und „Da ging die Maus tatsächlich in die Luft“ sind die Schlagzeilen der nächsten Tage. Ungefähr 2000 Zuschauer sahen „Klaus Klettermaus und die anderen Tiere im Hackebaldwald“. In der Presse wurde ausführlich berichtet: „...Allein das Bühnenbild mit den beweglichen Holzhäuschen und den langen bemalten Stoffbahnen ist sehenswert. Und die kleinen Darsteller können nicht nur singen, sie zeigen auch schauspielerisches Talent. Unterstützung bekamen die Kinder übrigens von drei Erwachsenen: Brigitte Falke, Rolf Berg und Lutz Meurer schlüpfen in die Rollen der großen Tiere. Sie spielen das Ehepaar Bär und den Fuchs...“ (Marita Jüngst in: Rhein. Post vom 8.11. 1993)

Die Mitwirkung bei dem Oratorium „Paulus“ von Felix Mendelsohn-Bartholdy in der Friedenskirche in Düsseldorf brachte in diesem Jahr den jungen Sängerinnen und Sängern auch die Kirchenmusik nahe. Der Leiter der Kantorei der Friedenskirche, Volker Ebers, schrieb nach dem Konzert einen Brief: „Liebe Mädchen und Jungen, die Ihr bei unserem Konzert in der Friedenskirche mitgewirkt habt ! Es war für alle unsere Chormitglieder eine große Freude, daß Ihr mit Eurem Singen zum Gelingen unserer Aufführung beigetragen habt. Ich danke sehr herzlich dafür Weil es ein so harmonisches Zusammenwirken war, lade ich

Euch ein, bei unserem nächsten Konzert wieder mitzumachen. Wir werden am Sonntag, den 20. März 1994 in der Friedenskirche die Matthäus-Passion von Johann Sebastian Bach zur Aufführung bringen... Ich hoffe sehr, daß Ihr ein zweites Mal mit uns singen wollt und könnt."

„Die Chorleitung heiratet !“ So steht es für dieses Jahr 1993 in der Chronik: „Und natürlich sind alle wieder dabei – der ganze Chor und die Eltern feiern einen wunderbaren Nachmittag lang...Die Kinder singen das Lied vom weitgereisten Mann, der endlich eine Frau gefunden hat.“

1994 – Der erste Platz

So war die Mitwirkung bei der Matthäus-Passion im März des neuen Jahres bereits als ein wichtiges Ereignis eingeplant. Zusammen mit der Jugendkantorei Hösel führte der Kinderchor dieselbe Passion wenige Tage später noch einmal auf. Diesmal in der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Ratingen.

„Jugendchor mit Gold in den Kehlen“ hieß es im Juni in der Presse. Im nachfolgenden Bericht konnte man u.a. lesen: „Gehofft hatten sie es natürlich, auch wenn sie ihr Licht im Hinblick auf den Sieg zunächst unter den Scheffel gestellt hatten. Umso größer war dann die Freude, als die 8- bis 14jährigen des Lintorfer Musikschulchores (A-Chor) erfuhren, daß sie beim ‚Wettbewerb Jugend singt 1994‘ den ersten Platz belegt hatten.“ (Cordula Wind in: Rhein. Post vom 25. Juni 1994).

Vor zehn Jahren war der Chor gegründet worden. Ein guter Grund zu feiern. Das geschah in einem angemessenen Rahmen, indem zum 1. Kinderchorfestival am Blauen See eingeladen wurde, und 350 Jungen und Mädchen machten mit.

Im September gab es dann noch eine „gute“ Note. Das gute Ergebnis beim Regionalwettbewerb „Jugend singt“ brachte eine Einladung nach Köln zur Landesauscheidung mit sich. Am 20. November fuhren die Jungen und Mädchen los, um im großen Sendesaal des Deutschlandfunks ihr Können unter Beweis zu stellen. Das Endergebnis hieß: „Mit gutem Erfolg teilgenommen“, wie auf der Urkunde nachzulesen ist.

Das traditionelle Weihnachtskonzert gab dem Jubiläumsjahr noch einmal einen besonderen Akzent: „Höhepunkt zum zehnjährigen Bestehen des Ratingen-Lintorfer Musikschulchores waren zwei Konzerte in Lintorfs Kirchen. Es war ein Fest der Kinder, die in ihren weißbestickten dunkelblauen Westen nicht nur einen entzückenden Anblick boten, sonderninnig, beschwingt und mit hervorragender Artikulation Advents- und Weihnachtslieder darboten.... Ohne Text und Notenblatt sangen übrigens alle Kinder – kein Problem nach soviel szenischen Auftritten in der Vergangenheit...“ (Gisela Schöttler in: Rhein. Post vom 19. Dezember 1994)

1995 – Produktion einer CD

In diesem Jahr wurde „Klaus Klettermaus“ für das Kinder- und Jugend-Festival der Sängerjugend in Nordrhein-Westfalen in Solingen erneut einstudiert. Gleichzeitig wurde die erste CD produziert mit dem Titel „Weihnachten in Ratingen“.

Auf viel Interesse stieß die Mitwirkung bei „Carmina burana“ von Carl Orff. Die Weihnachtskonzerte in Ratingen (Stadthalle) und Oberhausen sowie die Mitwirkung bei verschiedenen Veranstaltungen bildeten des Abschluss des Jahres.

1996 – 5.000 begeisterte Zuhörer und die Reise nach Ungarn

Beim internationalen Musikwettbewerb für die Jugend in Belgien im Mai erreichte der Chor in seiner Kategorie den zweiten Platz: „Die Fahrt zum größten europäischen Festival für Kinder- und Jugendchöre ins belgische Neerpelt hat sich für den Ratingen-Lintorfer Musikschulchor mehr als gelohnt. Vor 5.000 begeisterten Zuhörern belegte der Chor von Werner Schürmann am Sonntag in seiner Gruppe den zweiten Platz – und das gegen starke Konkurrenten aus insgesamt 21 Ländern. Doch noch beeindruckender als die tolle Platzierung war für die 35 Kinder der Rahmen des Festivals. ‚Das war wie eine Olympiade‘ erzählt Brigitte Schürmann, die den Chor am Klavier begleitete.“ (Ralf Jüngermann in: Rhein. Post, Mai 1996)



Der C-Chor

Im gleichen Jahr fand ein Chorwettbewerb mit großartigem Fest im Park von Schloss Hardenberg (Neviges) statt. Es folgten Chor Konzerte beim Bergischen Chorfest im Altenberger Dom sowie beim Jubiläumskonzert im Forum Niederberg in Velbert. Eine große Aufgabe war im Gedenkjahr von Anton Bruckner die Einstudierung seiner „C-Dur Messe“.

Ein einmaliges Erlebnis war die Konzert- und Ferienreise des Chores nach Ungarn im Herbst, bei der der Chor sowohl bei Kirchen- als auch bei weltlichen Konzerten viele Freunde gefunden hat. Den Abschluss des Jahres bildete auch diesmal das Weihnachtskonzert, bei dem die „Weihnachtsgeschichte“ von Carl Orff aufgeführt wurde.

1997 – Joseph von Ägypten, Anton Bruckner und Yassir Arafat

Das Jahr begann direkt mit sehr anstrengender Probenarbeit, um beim Musical „Joseph“ von Andrew Lloyd Webber im Colosseum in Essen mitwirken zu können. Die Premiere fand am 15. März statt. Bis zu den Sommerferien sangen, spielten und tanzten 50 Mädchen und Jungen des Chores zweimal wöchentlich vor jeweils 1.600 Zuschauern.

Ein Wunsch ging am Anfang des Jahres in Erfüllung: Die „C-Dur Messe“ von Anton Bruckner in

einer Ratinger Kirche zu singen. Der Chor sang im Sonntagsgottesdienst der katholischen Pfarrgemeinde St. Peter und Paul, die zu dem Zeitpunkt in der evangelischen Stadtkirche zu Gast war. In Anwesenheit des Komponisten Gerd Sorg aus Velbert wurde im gleichen Gottesdienst sein „Agnus Dei“ sehr einfühlsam interpretiert: „Bewundert wurden allgemein die Klarheit der Stimmführung, die Präzision der Aussprache (jedes gesungene Wort war zu verstehen) und die einfühlsame Interpretation des Werkes. Erstaunlich war, daß sich der Chorleiter mit seinem Chor an die lateinischen Texte gewagt hatte. Und das mit Erfolg! Der Chor hatte zusätzlich einige weitere liturgische Lieder einstudiert, darunter das ‚Agnus Dei‘ des Heiligenhauser Komponisten Gerd Sorg. Eine besondere Freude erlebte der Musikschulchor, als sich am Ende des Gottesdienstes ein Mann als Gerd Sorg vorstellte, Komponist des soeben gesungenen ‚Agnus Dei‘. Das schönste Lob war seine Begeisterung für die Gesamtleistung des Chores, aber auch vor allem über seine ‚hervorragend gesungene‘ Komposition: ‚Es war die schönste Interpretation, die ich bisher gehört habe.‘“ (Forum Kirche 2/97)

Im Juni fand der Ausflug nach Menden mit einem Kirchenkonzert in der dortigen St. Vincenz-Kirche statt.

Beim „Tag der Chöre“ in der BUNGA in Gelsenkirchen sangen die Jungen und Mädchen als erster Chor zur Begrüßung der vielen Gäste. Anschließend ging es sofort nach Ratingen zurück, denn man wollte ja auch beim jährlichen Musikschulfest dabei sein.

Noch in den Sommerferien kam die Anfrage einer Filmgesellschaft, ob der gesamte Chor in einem Spielfilm mitwirken möchte, der für das ZDF gedreht werden sollte. Für die meisten Sänger verwirklichte sich ein Traum. Sie sangen nämlich als „Filmschauspieler“ für den Kriminalfilm „Das Böse“ in der alten Stiftskirche zu Kleve die „C-Dur Messe“ von Anton Bruckner.

Die nächste interessante Aufgabe folgte gleich danach: Die Unesco-Botschafterin Ute Ohoven lud den Chor ein, bei der Benefiz-Gala-

Veranstaltung am 25. September in Neuss zur Eröffnung zu singen. „Und die Kinder genossen weidlich die Nähe der Prominenz, als sich Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth und Yassir Arafat zu ihnen setzten und mit ihnen plauderten.“ (Rhein. Post vom 26.10.1997)

In der Weihnachtszeit sang der Chor in verschiedenen Städten bei größeren weihnachtlichen Konzerten. Vor allem aber war am 20. Dezember in der vollbesetzten Ratinger Stadthalle wieder ein Konzert auf hohem Niveau zu hören.

1998 – Konzertreise in die Mitternachtssonne

Im März wirkte der Chor beim Oratorium „Elias“ von Felix Mendelssohn-Bartholdy mit. Im April folgte eine Benefiz-Gala für die Kinder-Aids-Hilfe in den Rheinterrassen in Düsseldorf.

Die intensive Vorbereitung auf den Landeswettbewerb „Jugend singt“ führte zum Erfolg: Erster Preis für den Ratinger Kinder- und Jugendchor.

Im Juni ging es wieder einmal auf eine große Konzertreise. Diesmal war Finnland das Ziel. Zusammen mit dem Bürgermeister der Stadt Ratingen, Wolfgang Diedrich, und dem Schuldezernenten Klaus Pesch stattete der Chor der Partnerstadt Kockola einen Besuch ab. Viele schöne Unternehmungen und vor allem die Konzerte führten zu zahlreichen Kontakten mit der Bevölkerung. Gesungen wurde in

der Felsenkirche von Helsinki, im Dom von Tampere, in Kaustinen und Kockola. Schließlich lud der deutsche Botschafter den Chor und seine Begleiter zu einem Empfang ein.

Im November erschien die neue CD: „Musikalische Reise mit dem Ratinger Kinder- und Jugendchor“. Ein repräsentativer Querschnitt des umfangreichen Repertoires. Ebenfalls im November wirkte der Chor beim Festakt „50 Jahre Deutsches Rotes Kreuz“ in den Rheinterrassen in Düsseldorf mit. Sechs Chorkinder wurden für die Jubiläumssendung der ZDF-Produktion „Siebenstein“ ausgewählt und konnten auf dem Bildschirm bewundert werden.

Neben dem großen Weihnachtskonzert in der Stadthalle fanden noch Auftritte und Konzerte in Hösel und in Mülheim statt.

1999 – Es kann gefeiert werden

Das Jubiläumsjahr begann mit einem Neujahrskonzert beim Empfang des Bürgermeisters im Foyer der Stadthalle. Es folgte im Februar die Mitwirkung bei der Eröffnung der zweiten Ratinger Kultur-tage.

Von Mai bis September traten 40 Chormitglieder erneut nach intensiver Probenarbeit beim Musical „Joseph“ in Essen auf.

Vom 14. bis 16. Mai fuhren die Sängerinnen und Sänger nach Limburg, um beim internationalen „Harmonie-Festival“ zusammen



Aktions- und Jubiläumsfest im Park des Industriemuseums Cromford am 15. August 1999

mit Chören aus der ganzen Welt teilzunehmen. Trotz der Erkrankung des Chorleiters Werner Schürmann wurde die Bronzemedaille errungen.

Vor den Sommerferien gab der Chor noch ein Konzert im Seniorenheim „Haus Salem“.

Das eigentliche Jubiläum wurde direkt nach den Sommerferien mit verschiedenen Aktivitäten gefeiert. Am 15. August fand ein „Aktions- und Jubiläumsfest“ im Park von Schloss Cromford statt. Viele Angehörige und Besucher waren gekommen und ließen sich durch Gesang, aber auch durch Spiele sowie gutes Essen und Trinken verwöhnen.

Ab 26. August war in der Schalterhalle der Sparkasse Ratingen eine Ausstellung zu besichtigen: „15 Jahre Rater Kinderchor in Wort und Bild“. Viele Besucher konnten sich 14 Tagen lang über die vielfältige Chorarbeit informieren.

„Vom Ave Maria bis zum Phantom der Oper“ (WZ vom 14. 9. 1999) Die Schlagzeile signalisierte einen

weiteren Höhepunkt des Jubiläumsfestes. Zusammen mit dem Jugendsymphonieorchester stellte der Chor am 11. September in der Stadthalle sein breites Repertoire vor. Standing ovations der zahlreichen Gäste machten deutlich, dass der „Festakt mit musikalischen Glanzlichtern“ angekommen war.

Die Arbeit hat sich gelohnt

Stellvertretend für die zahlreichen Sängerinnen und Sänger soll hier Sandra Peichl zu Wort kommen. Sie singt seit zweieinhalb Jahren im Chor und hat seitdem ihre ganz eigenen Erfahrungen gemacht. Sie zeichnet ein charakteristisches Bild der Chorgemeinschaft:

„...Schon allein in meiner Zeit sah ich viele kommen und einige auch wieder gehen. Natürlich wechselt die Besetzung unseres Chores hier und da ein wenig. Doch viele sind schon eine halbe Ewigkeit dabei. Und wenn man als Neuling in den Chor kommt, dann helfen gerade auch die Alten, dass man bei der

Chorgemeinschaft nicht außen vor bleibt.

Diese Gemeinschaft zwischen den einzelnen Chormitgliedern ist wohl auch ein Grund, warum man die manchmal furchtbar langen Proben und den aufkommenden Stress durchsteht. Vielen würde es ziemlich schwer fallen, den Chor zu verlassen. Es gibt etwas, was mich wirklich an diesen Chor bindet: ohne meinen Eintritt hätte ich nie zwei meiner besten Freunde kennengelernt. Und auch viele andere Freundschaften wären nie entstanden. Mein Leben sähe heute in vielem ganz anders aus.“

Hans Müskens

Quellen:

10 Jahre Ratingen-Lintorfer Musikschulchor (1994)

15 Jahre Rater Kinder- und Jugendchor der Städtischen Musikschule – Eine Chronik (1999)

Privates Archiv

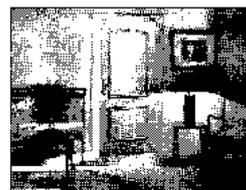
Allen Inserenten möchten wir herzlich danken.

Sie helfen uns, die Heimatzeitschrift „Die Quecke“ weiterhin zu veröffentlichen.

Den treuen Lesern wünschen wir zum Jahrtausendklang ein gesundes und erfolgreiches Jahr 2000.

**Verein
Lintorfer Heimatfreunde e.V.**

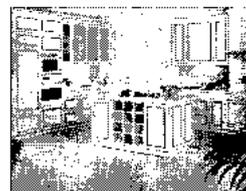
Große PORTAS-Ausstellung für Ihre Modernisierungswünsche!



Türen



Haustüren



Küchen



Badmöbel

Erleben Sie die Perfektion und Vielfalt der PORTAS-Renovierungstechnik am Beispiel von original renovierten und modernisierten Türen, Haustüren, Küchen und Badmöbeln. Wir beraten und demonstrieren. Sie werden von der Qualität und Verarbeitung begeistert sein.

PORTAS®

Gutes erhalten. Neues gestalten.

Besuchen Sie uns. Erleben Sie PORTAS. Der weiteste Weg lohnt sich!

Konrad Mende GmbH

Breitscheid, An der Pönt 51, ☎ 02102/17730

zwischen „Blumen Schley“ und dem SB-Warenhaus „real“

PORTAS® - Ihr Renovierer Nr. 1 - 500 x in Europa

Johann Wolfgang von Goethe

* Frankfurt am Main 28. 8. 1749 - † Weimar 22. 3. 1832



Porträt des Johann Wolfgang von Goethe
Höchster Biskuit, 1997,
nach einem Modell Johann Peter Melchiors von 1774 / 75

Herbstgefühl

Fetter grüne, du Laub,
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäuselt

Des holden Himmels
Fruchtende Fülle,
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch betauen, ach!
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollschwellende Tränen.

Das Gedicht entstand 1775, zu der Zeit, als Melchior Goethe porträtierte

Herzlichen Glückwunsch, Herr Geheimrat!

In diesem Jahr würden Sie zwei-hundertfünfzig Jahre alt, wenn nicht diese dumme Geschichte mit Ihrem Tod dazwischengekommen wäre.

Aber dieses traurige Ereignis ist ein Glücksfall für mich, wäre ich sonst jemals in die Lage gekommen, diese ehrfurchtsschwangere Luft in Ihrer Nähe atmen zu können? Es war sicher schon damals für einen Mann aus dem Volke nicht ganz einfach, einen Termin bei Ihnen zu erhalten. Wie lange hat sich doch Herr von Schiller in Geduld üben müssen, bis er endlich in Ihr Antlitz schauen durfte! Gott, war der Junge sauer! Haben Sie ihn tatsächlich als Konkurrenten betrachtet? Das darf doch wohl nicht wahr sein! Na ja, wer weiß? Wenn der gesundheitlich besser drauf gewesen wäre und noch dreißig Jahre länger gelebt hätte, dann...

Einen guten Namen hatte er bereits und sein Fleiß war nicht zu bremsen. Aber Ihrer doch auch nicht! Hand aufs Herz, Herr Geheimrat, haben Sie den Schiller wirklich gemocht? Zu Anfang, meine ich, später ja sowieso. Es war schon richtig, daß Sie ihn dann doch noch vorgelassen haben, weil es sich für die PR nach wie vor gut macht, wenn der ältere den jüngeren Kollegen unter seine Fittiche nimmt, und Sie beide sind dann ja auch wohl dicke Freunde geworden und haben sich künstlerisch befruchtet. Vorsichtshalber sollen Sie ja über Ihren Freund eine Akte angelegt haben, wie das unter Freunden so üblich ist. Der Schiller hatte ja auch so was Rebellisches. Aber sehr umfangreich ist die Akte schließlich nicht geworden, dafür hat sein früher Tod gesorgt. Soll Sie damals sehr getroffen haben, verehrter Herr von Goethe, ging doch damit eine gute gemeinsame Schaffensperiode zu Ende.

Aber machen Sie sich nichts aus dieser Aktengeschichte, die Behauptung stammt bekanntlich von dem amerikanischen Professor Wilson, und den wollen wir

nicht ganz so ernst nehmen. Der schreibt ja auch, Sie hätten Zuchthäusler nach Amerika verkauft. So ein Unsinn! Haben nicht überall und zu allen Zeiten die Regierenden mehr Geld ausgegeben, als sie hatten? Die einen verkaufen die Post und die Bahn, und die anderen Menschen. Außerdem gibt es den Befehlsnotstand, darauf berufen sich heutzutage alle!

Jedenfalls, verglichen mit dem Herrn von Schiller, waren Sie zweifelsfrei der Größere. Das hat das Volk ja auch klar erkannt. Hätte man Sie sonst auf dem Denkmal vor dem Nationaltheater ein klein wenig größer gemacht, wo doch der Schiller in natura ein paar Zentimeter länger war als Sie?

Ja, Exzellenz, wenn ich Ihnen so gegenüberstehe, drängt sich mir eine Fülle von Fragen auf, aber in einer Gruft darf man sich als Besucher nicht endlos aufhalten. Zudem ist fast alles über Ihr Leben und Ihr Werk von unzähligen Experten in unterschiedlichsten Versionen aufgeschrieben worden. Durch mehr als hundertdreißig Bände kann sich jeder nach Herzenslust hindurchlesen. Alle fünf Jahre entsteht eine neue Biographie. Aber mit den Biographien der Promis hat es seine Schwierigkeiten, weil sie manchmal den Wahrheitsgehalt von Steuererklärungen haben. Auch den Literaturwissenschaftlern sollte man nicht blindlings vertrauen. Sie widerlegen sich zu häufig gegenseitig und streiten ständig miteinander. Am besten ist es immer noch, die hohen Herrschaften selbst zu befragen. Aber wie ich sehe, hüten Sie Ihre Geheimnisse. Sie sind ja auch ein 'geheimer' Legationsrat und kein öffentlicher!

Die Poesie bedarf nicht immer präziser Antworten. 'Gefühl ist alles', sagt Gretchen, 'Name, Schall und Rauch ...'. Ein in Gedanken versunkenes Schweigen bedeutet oft mehr als tausend Worte.

Ich denke da gerade an den wunderbaren Prolog im Himmel:

'Die Sonne tönt nach alter Weise in Brudersphären Wettgesang

und ihre vorgeschriebne Reise vollendet sie mit Donnergang.

Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke, wenn keiner sie ergründen mag;

Die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag.'

Wie gewaltig dringt die Stimme des Erzengels Raphael im Konzert der Sphärenklänge! Aber ehrlich, Herr Geheimrat, haben Sie schon mal die Sonne tönen hören? Und trotzdem geht da etwas Ungeheures in uns vor, was alle Sinne aufnehmen, wenn es auch nicht konkret zu beschreiben ist.

Ich rede weiter mit Ihnen, wenn ich auch Ihre Antworten nicht akustisch wahrnehmen kann - basta!

Ich bin neugierig, wenn auch längst nicht so neugierig wie Sie! Ihrer Neugier konnten sich ja nicht einmal die Schwänze der Weimarer Ratten entziehen!

In Ihrer Dissertation 'De Legislatoribus' erklärten Sie die Sklaverei zum Naturrecht (Servitus juris naturalis est). Heißt das, daß Knechte zeitlebens Knechte und Herren immer Herren bleiben sollen? Bei allem Respekt, verehrter Herr Geheimrat, mit solchen Äußerungen würden Sie in der heutigen Zeit nie Minister!

Aber bei Ihnen war ja auch alles anders. Sie hatten ja von Anfang an Zutritt zur feinsten Gesellschaft. Die Herzogin Anna Amalia, der Herzog Carl-August, der Dichter Christoph Martin Wieland, die von Ihnen hochverehrte Frau von Stein, alles was Rang und Namen hatte, war am Weimarer Hof vertreten. Sie haben ja auch nicht grundsätzlich Unrecht mit Ihrer Ansicht von den Herren und Knechten. Spätestens nach einer

Wanderung zum Ettersberg läßt mich der Gedanke nicht mehr los, daß zumindest ein Gefreiter Gefreiter bleiben sollte.

Jedem das Seine!

Ja, Herr Geheimrat, Sie mußten Gott sei Dank nicht, wie der arme Poet von Spitzweg, in der kalten Mansarde unterm Regenschirm im Bett Ihre Verse schmieden, dennoch glaube ich, daß Sie bei aller Sympathie für die feine Gesellschaft diese samt der Politik zuweilen satt hatten. Da kam Ihnen rechtzeitig der rettende Gedanke, nach Italien auszubüxen, zumal es Ihnen gelungen war, aus Ihrem Arbeitgeber ein respektables Urlaubsgeld herauszulocken.

Alle Achtung, Herr Geheimrat, unsere Gewerkschaften neiden Ihnen heute noch Ihr Talent. Bei all Ihren künstlerischen und wissenschaftlichen Verdiensten finde ich, daß Sie als Kaufmann vielleicht zu wenig Anerkennung erfahren. Allein schon die Beharrlichkeit, mit der Sie Ihrem Chef das Haus am Frauenplan abgehandelt haben, verdient höchstes Lob im Kreise der Immobilienhändler. Ja, und als Sie dann zurückkamen, haben Sie die ganze Gesellschaft mit der Frau Vulpius provoziert. Herrlich, Herr Geheimrat, hätte ich auch getan! Und Sie waren ja noch sehr rücksichtsvoll und haben ihre liebe Christiane im Hinterhaus einquartiert. Und die Frau von Stein brauchte sich schon gar nicht darüber zu echauffieren, die hätte es doch anders haben können! Die hätte doch bloß die 'Verwandtschaft' nicht auf die Seele beschränken müssen. Sie haben sie doch geliebt und verehrt wie keine zweite. Der Stallmeister hatte doch nach sieben Kindern längst ausgedient! Und dann noch die bürgerlichen Damen als 'Misels' zu titulieren, war ja wohl nicht die feine Art. Das war mies!

Da lob ich mir die Mutter Schopenhauer. Die hatte doch wenigstens noch eine Tasse Tee für die Frau Vulpius.

Im übrigen nimmt man einem Dichter - und erst recht einem Universalgenie wie Sie es sind - sowieso nichts krumm. Wer erwartet schon von einem Künst-

ler, daß er seine Inspirationen im Kreise seiner Familie am heimischen Herd empfängt? Sie waren, wie man weiß, kein Kind von Traurigkeit, aber letztendlich haben Sie ja auch der Sittsamkeit Genüge getan und Ihre Christiane geehlicht und in den 'Wahlverwandtschaften' die Segnungen des Ehestandes hochgepriesen. Und erst die Freude Ihres Sohnes über seinen liebevollen Vater!

Die Tugendhaftigkeit nimmt bekanntlich mit dem Alter zu, ohne den Wert Ihrer Alterswerke schmälern zu wollen, aber keine Regel ohne Ausnahme, und Alter schützt vor Torheit nicht.

Da fällt mir übrigens gerade etwas ein: haben Sie inzwischen im Jenseits erfahren, daß der von Ihnen so liebevoll bedichtete Ginkgo biloba der einzige Baum ist, der im Stadtpark von Hiroshima die Atombombenexplosion überlebt hat?

Verehrter Herr Geheimrat, leider wird es höchste Zeit, mich zu verabschieden. Ich hätte mich noch gern mit Ihnen über so viele andere Themen unterhalten, vor allem natürlich über Literatur. Mit moderner Lyrik habe ich nämlich so meine Schwierigkeiten und die zeitgemäßen Theaterinszenierungen treffen auch nicht immer meinen Geschmack. Aber ob Sie mir da helfen könnten, wo Sie doch schon so lange nicht mehr berufstätig sind?

Auch mit Ihrem Nachbarn Herrn von Schiller würde ich gern ein paar Worte wechseln, obwohl ich sicher bin, daß er nicht viel gesprächiger ist als Sie.

Weimar, so wie Sie es in Erinnerung haben, als Sechstausendseelenkaff mit Ratten und Schweinchen auf der Straße und ohne Kanalisation, ist nun Weltkulturstadt. Das Stadtbild ist nicht wiederzuerkennen. Eine Veranstaltung jagt die andere. Beinahe wäre sogar der Rollplatz einem Stelenpark zum Opfer gefallen, aber da gingen zum Glück die Bürger auf die Barrikaden.

Sie machen sich keine Vorstellung von dem Rummel, der Ihnen zu Ehren und dem Umsatz zuliebe veranstaltet wird.

Seien Sie froh, daß Sie dieses Spektakel nicht mehr erleben

müssen. Nach einem wohlgefälligen Blick in die Runde würden Sie in Ihrer Verzweiflung sofort einen Flug bei der Alitalia für Philipp Möller buchen, Scheckkarte, Laptop, Handy und Zeichenutensilien in ihr Bordcase werfen und heimlich durch den Hinterausgang nach Italien abschwirren. (Heißer Tip für den Ernstfall: lassen Sie den monströsen Hut zu Hause, so läuft heute kein Mensch mehr rum. Man trägt Baseballkappe mit Schirm nach hinten.)

Nehmen Sie nun, verehrter Herr Geheimrat, meinen verbindlichsten Dank entgegen für das aufschlußreiche Gespräch, das ich mit Ihnen führen durfte.

Hoffentlich macht sich in Zukunft niemand mehr an Ihren Gebeinen zu schaffen und läßt Ihnen wenigstens den auf neu polierten Lorbeerkrantz; war auch kein besonders freundlicher Akt, Ihnen das letzte Hemd zu klauen, von den fünf Knochen gar nicht zu reden. Ihr Herr Nachbar soll ja noch komplett sein. Ich hoffe nur, daß bei den Nacht- und Nebel-Aktionen nichts durcheinandergeraten ist.

Aber jetzt muß ich mich endgültig von Ihnen verabschieden. Sicher sind Sie heilfroh, wenn Sie wieder Ihre verdiente Ruhe haben und die lästige Fragerei aufhört. Ist es schon nicht einfach, als Lebender freche Fragen zu beantworten, um wieviel hilfloser muß sich da wohl ein Toter fühlen. Deshalb hab ich auch nicht reagiert, als Sie mich vorhin angebrüllt haben: „Raus!“, und dann kam ja noch jene Obszönität hinterher, die ich aber angesichts der anderen andächtigen Besucher nicht aussprechen möchte, zumal ja jeder dieses berühmte Zitat in einem Ihrer frühen Dramen nachlesen kann.

Ich wünsche Ihnen weiterhin einen angenehmen Aufenthalt in der Ewigkeit. Alles Gute auch für Sie, verehrter Herr von Schiller.

Werner Beutling

Dieser Beitrag wurde erstmals abgedruckt in dem Buch: „Goethe mal ganz anders“, herausgegeben vom Freundeskreis Düsseldorf Buch 75 e.V., 1999

Ein Grund zur Freude

für die evangelische Adolf-Clarenbach-Kirche in Hösel und ihre Gemeinde ist ganz einfach die Tatsache, daß die vor über 40 Jahren lieblos ausgebauten und verschollenen Kirchenfenster wieder restauriert und in ihrer alten Schönheit wieder erstanden sind.

Das Presbyterium unter Pfarrer Schumacher fand die Hösel Kirche zu dunkel und faßte den Plan, die bleiverglasten Kirchenfenster, ein Werk des Historienmalers Prof. Arthur Kampf, 1864–1950, zu entfernen (siehe auch Berichte in der Quecke Nr. 67 und 68 „Hösel und seine Künstler“ oder „Ein Schatz auf dem Dachboden“). Die Fenster zerfielen im Laufe der Zeit auf dem Dachboden und im Turm der Kirche in Hösel, bis sie durch Zufall in die Hände von Helmut

Roemer und Rudolf Kapp gelangten. Von beiden wurden die fünf auseinandergefallenen Fenster in mühevoller Arbeit – es existierten keinerlei Dokumente oder Fotos – in der Art eines Puzzles zusammengesetzt sowie die stark verschmutzten Gläser gesäubert. Durch die Glaserei Schmidt in Velbert wurden die Fenster wieder neu aufgebaut, ergänzt und in Blei gefaßt. Das sechste Fenster war als Eingangstüre zur Orgelempore erhalten geblieben und diente dadurch in etwa als Muster und Anhaltspunkt. Die Fenster sind jetzt im Lichthof des Gemeindehauses aufgebaut und erfreuen die Besucher. Die Kirchengemeinde Hösel dankt den beiden Gemeindemitgliedern für die geleistete Arbeit sowie auch für die Organisation der nicht unbeträchtlichen Finanzmittel. Es wurde alles aus Spen-

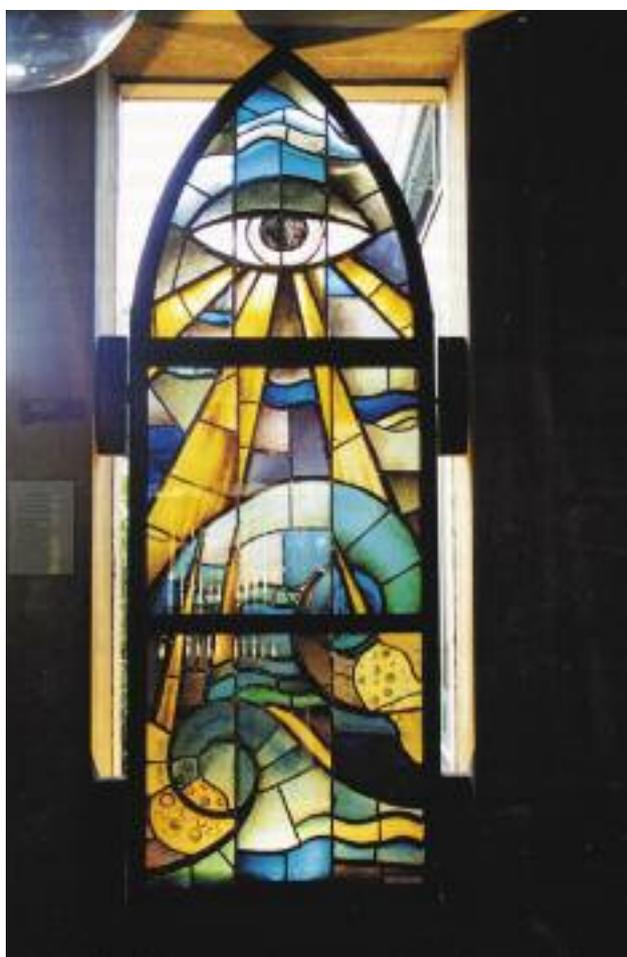
den bezahlt. So wurde der beispiellose Akt der Kunstbarbarei wieder ins Gegenteil gekehrt und gemildert.

Was weiterhin mit den Fenstern geschieht, ist zur Zeit noch nicht ganz geklärt. Vielleicht werden sie wieder an ihrem Ursprungsort eingebaut. Da die Kirche unter Denkmalschutz steht, sind die Aussichten nicht schlecht.

Die Höseler Kirche scheint ein Anziehungspunkt für selbstherrliche Pastöre und auch Presbyterien zu sein.

Der letzte, nicht mehr amtierende Pfarrer Winkler wollte aus der Kirche mit pseudoliturgetischen Argumenten ein Festspielhaus machen, konnte aber durch den Widerstand der Gemeinde gestoppt werden.

Rolf Großerlinden



Gott war es,

der im Anfang den Himmel und die Erde schuf!
Die Erde aber war wüst und leer,
und Gottes Geist schwebte über den Wassern.

Und Gott sprach: **Es werde Licht!**

Und es ward Licht.

Und Gott sah, daß das Licht gut war.

Da schied Gott das Licht von der Finsternis
und nannte das Licht **Tag**,
die Finsternis **Nacht**.

So ward Abend, so ward Morgen:
Der erste Tag.

1. Mose 1, 1-5



Und Gott sprach:

Es werde ein Gewölbe über den Wassern,
das zwischen den Wassern scheidet.
So machte Gott das Gewölbe und
schied zwischen den Wassern darüber
und darunter
und nannte das Gewölbe **Himmel**.

So ward Abend, so ward Morgen:
Der zweite Tag.

1. Mose 1, 6-8



Und Gott sprach:

Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel,
daß man trockenes Land sehe!
Und so geschah es!
Das Trockene nannte Gott **Erde**,
die Sammlung der Wasser nannte er **Meer**.

Auf der Erde ließ er aufgehen Gras und Kraut,
das Samen bringt, ein jedes nach seiner Art,
und Bäume mit samentragenden Früchten.

Und Gott sah, daß es gut war.

So ward Abend, so ward Morgen:
Der dritte Tag.

1. Mose 1, 9-13



Und Gott sprach:

Lichter sollen werden am Gewölbe des Himmels;
die sollen scheiden zwischen Tag und Nacht
und sollen dienen als Zeichen für Zeiten,
Tage und Jahre.

Sie seien Lampen am Gewölbe des Himmels,
zu leuchten über der Erde.

Und es geschah so.

Und Gott machte **zwei große Lichter**,
ein großes Licht, das herrsche über den Tag,
ein kleineres Licht, das herrsche über die Nacht,
dazu auch die **Sterne**.

Und Gott setzte sie an's Gewölbe des Himmels,
daß sie leuchten über der Erde,
daß sie herrschen über Tag und Nacht
und scheiden zwischen Licht und Finsternis.

Und Gott sah, daß es gut war.

So ward Abend, so ward Morgen:
Der vierte Tag.

1. Mose 1, 14-19



Und Gott sprach:

Wimmeln sollen die Wasser mit lebendigen
Wesen und Vögel sollen hinauffliegen über die Erde
am Gewölbe des Himmels.

Große Walfische schuf Gott und alles **Getier**,
das lebt und webt und alle gefiederten Vögel
nach ihren Arten.

Und Gott segnete sie und sprach:
Seid fruchtbar und mehret euch!

So ward Abend, so ward Morgen:
Der fünfte Tag.

1. Mose 1, 20-23



Und Gott sprach:

Die Erde bringe lebendige Wesen hervor:
Vieh, Kriechtiere und das Wild des Feldes!
Und es geschah so:
Er machte die **Tiere** auf dem Land
nach ihren Arten und sah, daß es gut war!

Da sprach Gott: Ich will Menschen machen
nach meinem eigenen Bilde, mir ähnlich.
Die sollen herrschen über die Tiere im
Meer, am Himmel und auf Erden.

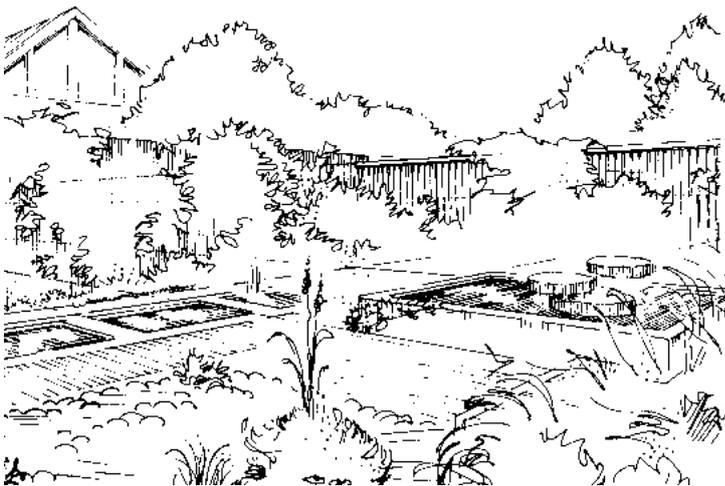
Und Gott schuf den **Menschen** nach seinem Bilde
und schuf sie, einen Mann und ein Weib.
Gott segnete sie und sprach:
Seid fruchtbar und mehret euch, füllet die
Erde und macht sie euch untertan und
herrscht über die Fische, die Vögel und alles
Getier, das sich auf Erden regt!

Und Gott sah alles an, was er gemacht hatte
und sah: Es war alles sehr gut!

So ward Abend, so ward Morgen:
Der sechste Tag.

1. Mose 1, 24-31

Gärten zum Träumen Ideen für kleine Paradiese



- Neu- und Umgestaltung von Gartenanlagen
- Gehölze und Gehölzschnitt
- Arbeiten am Baum
- Bau von Teichanlagen
- Beleuchtungseffekte
- Natursteinarbeiten
- Pflaster- und Plattierarbeiten
- Dachbegrünung



**Garten- und
Landschaftsbau
Hanke**

Mitglied im Verband
Garten-, Landschafts-
u. Sportplatzbau
Rheinland e.V.



anerkannter Fach-
und Ausbildungsbetrieb

Hülsenbergweg 59 • 40885 Ratingen • 021 02/3 46 28

„Soli deo gloria“

Ein Porträt der Jugendkantorei Hösel

Sie ist weder ein Kinderchor, weil Neunzehnjährige die ältesten des Chores sind, noch ist sie ein Jugendchor, weil Neunjährige die Jüngsten sind – die Jugendkantorei Hösel ist in ihrer Zusammensetzung und Konzeption einmalig, nicht nur in Ratingen und im Rheinland, sondern in ganz Deutschland.

Wenn man sich genau ausdrücken möchte, dann ist die Jugendkantorei Hösel eine Schülerkantorei, wie es vor zweihundert Jahren, zu Bachs Zeiten, zahlenmäßig sehr viele in Deutschland gegeben hat, die aber heutzutage nur noch sehr selten anzutreffen sind. Allenfalls der Thomanerchor Leipzig, der Dresdner Kreuzchor und die Regensburger Domspatzen lassen sich dieser Tradition zuschreiben. Schülerkantoreien waren damals Schulchöre, die die musikalische Gestaltung von Gottesdiensten als Hauptaufgabe ansahen und die Erziehung der Scholaren zum Ziel hatten.

Seit ihrer Gründung im Jahr 1989 durch Kantor Toralf Hildebrandt ist die Jugendkantorei Hösel eine Institution geworden, die dem historischen Hintergrund sehr ähnlich ist. 35 Jungen und Mädchen der vierten bis dreizehnten Klasse singen in der Jugendkantorei. Die Jugendkantorei gehört jedoch zu keiner Schule, ist in dem Sinne also kein Schulchor, sondern befindet sich in freier Trägerschaft; die Kinder und Jugendlichen wählen ihre weiterführende Schule in Ratingen, Heiligenhaus, Essen und Düsseldorf selbst.

Eng verbunden ist die Jugendkantorei mit zwei Kirchengemeinden, in denen sie regelmäßig den Gottesdienst musikalisch gestaltet. Es besteht eine vertragliche Verbindung mit der Evangelischen Kirchengemeinde Hösel, die den Chor mit ihren Räumlichkeiten wie dem Probenraum, den Büros und der Kleiderkammer beherbergt und darüber hinaus finanziell großzügig trägt. Der Kantor des Chores ist gleichzeitig der Kirchenmusiker dieser Kirchengemeinde.



Die Jugendkantorei mit ihrem Leiter Toralf Hildebrandt vor der Adolf-Clarenbach-Kirche in Hösel

meinde. Des weiteren gibt es eine enge Kooperation mit der Ratinger Hauptkirche St. Peter und Paul, in der die Jugendkantorei neben den Messen vor allem ihre großen Konzerte gibt.

Für die Kinder und Jugendlichen ist die intensive Chorarbeit der Jugendkantorei Hösel neben der Schulausbildung eine große Herausforderung, die ihnen eine Erfüllung ihrer musikalischen Wünsche und Vorstellungen bietet. Sie erhalten in den regelmäßigen Einzelstimm- und Gesamtproben eine fundierte chorische Ausbildung und werden an bedeutende Werke berühmter Komponisten herangeführt; nicht zuletzt stehen die gemeinsame Freude an der Musik, das gemeinsame Erleben von Erfolgen bei Konzerten und Wettbewerben, das Kennenlernen von fremden Kulturen und Sprachen auf den Konzertreisen im Mittelpunkt des Interesses.

In der einmal pro Woche stattfindenden Einzelstimmprobe wird das Hauptgewicht auf die Erarbeitung des Notentextes gelegt. In dieser Probe lernen die Jungen und Mädchen die technischen Fertigkeiten für die festgelegte musikalische Gestaltung in Dynamik, Phrasierung, Artikulation und Intonation, üben das „Vom-Blatt“-Singen und das „Aufeinander-

Hören“. Die zweimal pro Woche stattfindenden Gesamtproben dienen in erster Linie der Zusammensetzung der Stimmen und dem Auswendiglernen der Stücke. Drei bis vier Mal im Jahr fährt die Jugendkantorei über ein Wochenende in die nordrhein-westfälische Landesmusikakademie nach Heek, um sich gezielt auf anstehende Projekte vorzubereiten.

Im Laufe einer Chorsaison, die dem Schuljahr entspricht, wird durch diese intensive Probenarbeit ein festes und umfangreiches Repertoire im a-cappella- sowie im Instrumentalbereich erarbeitet, das die Grundlage für zahlreiche Auftritte bildet. Das a-cappella-Repertoire umfaßt in jeder Chorsaison Motetten aller musikgeschichtlich bedeutenden Zeitepochen, vom Gregorianischen Choral über Werke von Schütz und Bach bis hin zu romantischer Chormusik insbesondere von Mendelssohn-Bartholdy, Brahms und Bruckner. Ein weiterer Schwerpunkt im Repertoire ist die Pflege der „Musica sacra nova“, der neuen sakralen Musik des 20. Jahrhunderts, darunter auch immer wieder Werke, die die Jugendkantorei erst- und uraufführt. Für nicht kirchliche Anlässe ist außerdem ein umfangreicher Volksliederteil im Repertoire. In jeder Chorsaison werden für den in-

strumental begleiteten Teil größere Werke einstudiert und zur Auf-führung gebracht; das sind im wesentlichen die Oratorien Bachs und Händels, Bachkantaten und Messen, zuweilen auch weltliche Werke.

Ihre singuläre Stellung im Musikleben spürt die Jugendkantorei zuallererst bei Chorwettbewerben, denn für ihre Altersstruktur gibt es keine passende Kategorie. Daher beweist die Jugendkantorei ihr Können gegenüber Chören, die einen meist viel höheren Altersdurchschnitt aufweisen. Kürzlich errang die Jugendkantorei beim internationalen Chorwettbewerb Limburg ein silbernes Zertifikat in der Jugendchorkategorie und war damit der beste deutsche Jugendchor. 1997 gewann die Jugendkantorei den Landeschorwettbewerb Nordrhein-Westfalen und repräsentierte unser Land beim Bundeswettbewerb in Regensburg.

Konzerte und Reisen sind die Höhepunkte in jeder Chorsaison. Im Durchschnitt singt die Jugendkantorei an die 30 Konzerte mit drei bis vier verschiedenen

Programmen pro Saison, die meisten davon auswärts. In Ratingen sind die traditionellen Weihnachtskonzerte und das Abschlußkonzert der jährlich stattfindenden Bachtage die größten Höhepunkte der Saison. Neben den Konzerten in den verschiedensten Kirchen sind auf den Konzertreisen nicht nur die Sehenswürdigkeiten ein großes Erlebnis – der Sears Tower in Chicago, der Wiener Stephansdom, die Rheinfälle bei Schaffhausen, das Kapitol in Washington D.C., der Vierwaldstädter See oder Mozarts Salzburger Geburtshaus – sondern auch die Eindrücke und Begegnungen mit Gastfamilien und Chören.

Reisen, Konzerte, CD-Produktionen, all das ist nur mit professioneller Organisation möglich. Daher ist seit einigen Jahren ein Kulturmanager für die Jugendkantorei Hösel tätig, der für die reibungslose Planung und Durchführung der vielen Aktivitäten sorgt.

Im Mai jeden Jahres kommen Eltern, die ihr Kind bei der Jugendkantorei Hösel anmelden möchten. Da die Jugendkantorei zahlenmäßig nicht alle Interessen-

ten aufnehmen kann und auch nicht jeder für eine Chorlaufbahn geeignet ist, läßt sie die Interessenten eine Aufnahmeprüfung absolvieren. Für eine erfolgreiche Prüfung sind Freude und Spaß am Singen erforderlich, eine sängerische Vorausbildung ist erwünscht, aber nicht Voraussetzung, da die Choristen Stimmbildung erhalten. Nach einer bestandenen Aufnahmeprüfung zeigt sich in einer dreimonatigen Probezeit, ob der Junge oder das Mädchen wirklich geeignet ist. Erst dann werden die neuen Choristen in den Chor aufgenommen.

Umrandet wird die Jugendkantorei mit drei Chören: Für Jüngere bilden die Kindersingschulen eins und zwei und der Schulchor der Wilhelm-Busch-Grundschule Hösel, in denen Vorschulkinder und bis Viert-Klässler erste sängerische Erfahrungen sammeln können, die Grundlage für das Singen. Für Ältere, die den Chor nach dem Abitur verlassen, besteht seit einiger Zeit die Möglichkeit, im Kammerchor Hösel weiterzusingen.

1989 - 1999: Die Jugendkantorei feiert zu Ende dieses Jahres zehnjähriges Jubiläum und hat alle ehemaligen Sängerinnen und Sän-

Jugendkantorei Hoesel

1998 USA - Tour Itinerary

Saturday, October 3	7:00 p.m.	Northridge High School Middlebury, IN
Sunday, October 4	7:00 p.m.	St. Joseph's Catholic Church Jasper, IN
Monday, October 5	7:00 p.m.	Emmanuel Lutheran Church Seymour, IN
Tuesday, October 6	7:00 p.m.	St. Michael's Madison, IN
Wednesday, October 7	7:00 p.m.	Evangelical United Church of Christ Tell City, IN
Thursday, October 8	7:00 p.m.	Methodist Church Rockport, IN
Friday, October 9	7:00 p.m.	Redeemer Lutheran Church Evansville, IN
Saturday, October 10	3:00 p.m.	Lincoln Land Community College Springfield, IL
Sunday, October 11	7:00 p.m.	Zion Lutheran Church Chebanse, IL
Monday, October 12	7:30 p.m.	Luther Memorial Church Madison, WI
Tuesday, October 13	8:00 p.m.	Benson Great Hall, Bethel College St. Paul, MI
Wednesday, October 14	7:00 p.m.	Mount Olivet Lutheran Church Minneapolis, MI

This tour is sponsored by the German Music Council



Kantor Toralf Hildebrand gründete 1989 die Jugendkantorei Hösel und ist seit 10 Jahren ihr künstlerischer Leiter

ger eingeladen, das Weihnachtsoratorium von Johann Sebastian Bach im Festkonzert gemeinsam mit dem Stammchor aufzuführen.

10 Jahre Jugendkantorei Hösel, das bedeutet unendlich viele menschliche Erfahrungen durch die Musik bei Konzerten, Gottesdiensten und Messen, zahlreiche Freundschaften, die über die Chorarbeit weit hinausreichen, Erlebnisse in jeder Hinsicht und vor allem viel gemeinsame Freude an der Musik.

Mein Schulbild von 1934



Beim Stöbern zwischen alten Fotos kam mir mein erstes Schulbild von 1934 in die Hände. Die Betrachtung des Bildes löste in mir eine Flut von Erinnerungen aus. Ich kann mich noch gut, nach jetzt 64 Jahren, an den Tag der Aufnahme erinnern. Es war an einem Vormittag im Herbst 1934. Da man in der damaligen Zeit nur selten fotografiert wurde, war die ganze Prozedur für mich von großem Interesse. Der Fotograf stellte einen großen Plattenfotoapparat mit einem riesigen Holzstativ auf die Straße. Der Apparat war mit einem geheimnisvollen schwarzen Tuch abgedeckt. Dann wurden wir von dem Fotografen genau angewiesen, wie und wo jeder zu sitzen oder zu stehen hatte. Zwischendurch verschwand er immer wieder unter dem schwarzen Tuch. Der Fotograf ließ sich Zeit, es dauerte mindestens 10 Minuten, bis wir zum Stillhalten aufgefordert wurden und er die Aufnahme machte. Die Qualität der Aufnahme zeugt von dem Können des Fotografen. Zu bemerken sei noch, der Fotoapparat stand in der ganzen Zeit auf der Eggerscheidter Straße, ohne daß der Verkehr behindert wurde. Heute wäre so etwas undenkbar.

Das Bild zeigt Mädchen und Jungen mit ihren Lehrern vor der Katholischen Schule in Hösel. Es sind Schüler vom 1. bis zum 8. Schuljahr. In ihrer Mitte sitzt der Leiter der Schule, Dr. Lambert Kleyheeg, und ganz rechts außen steht der Lehrer Theo Volmert. Das Gebäude der Schule steht heute noch an der Eggerscheidter Straße. Es ist zu einem Wohnhaus umgebaut worden. Die Schule hatte nur einen Klassenraum. Alle acht Schuljahre wurden hier häufig gleichzeitig unterrichtet. Nur an wenigen Tagen wurde der Unterricht in zwei Schichten abgehalten. Es gab dank großer Disziplin der Kinder, unterstützt durch Ohrfeigen und Rohrstöcke der Lehrer, kaum Geräuschstörungen. Der Leiter der Schule wohnte mit seiner Familie im Schulgebäude, Herr Volmert kam jeden Tag mit dem Fahrrad von Lintorf nach Hösel. Rechts neben der Schule war ein großer Schulhof. Auf seinem Aschenbelag habe ich mir einemal die Knie und Ellenbogen aufgeschürft. Die Schule besaß auch einen großen Garten. Die älteren Kinder bearbeiteten hier selbständig einige Beete. Vor der Schule, zur Eggerscheidter Straße hin, war eine kleine Wiese mit einigen Lin-

denbäumen. Im Sommer hatten wir hier manchmal Unterricht im Freien. Auf dem Bild sieht man 32 Jungen, davon sind mindestens 11 im Krieg geblieben. Wer von den abgebildeten Schülerinnen und Schülern heute noch lebt, und wo Sie oder Er jetzt wohnen, weiß ich leider nicht. Es wäre schön, wenn man es in Erfahrung bringen könnte.

Am 30. Januar 1933, etwas mehr als ein Jahr vor dieser Aufnahme, waren die Nationalsozialisten an die Macht gekommen. Auch in Hösel änderte sich dadurch vieles. Einige Jungen auf dem Bild tragen schon HJ-Uniform. Unser Schullektor kam manchmal in SA-Uniform zur Schule.

Die Schule wurde 1936 aufgegeben. Man hatte eine neue Schule für die evangelischen und katholischen Kinder gebaut. Noch kurze Zeit besaßen darin die beiden Konfessionen getrennte Klassen, dann wurde die von den Nazis befohlene Gemeinschaftsschule eingeführt.

Edi Tinschus

Aus den Aufzeichnungen des Höseler Lehrers Peter Vogel

Fortsetzung des dritten Lernausfluges

Bevor Lehrer Vogel mit seinen Schulkindern den dritten Lernausflug auf der Eggerscheidter Straße fortsetzt, beschreibt er den Kothen Schmitz-Boltenburg, der auch Otterbecks Kothen genannt wurde. Die Gebäude lagen direkt gegenüber dem 1976 abgerissenen Spindecker Hof an der Straße „Am Peddenkamp.“

Die Schmitz-Boltenburg oder der Otterbecks Kothen¹⁾

Wieder kommen wir an eine Wohnstätte mit zwei Namen. Daß sie wie die hinterste Boltenburg²⁾, der Graben³⁾, der Flügel⁴⁾ und das Boltenbüschken⁵⁾ zur Boltenburg⁶⁾ einmal gehört hat, besagt der Name schon. Ob aber der Name Schmitz auf den früheren Besitzer hinweist, ist nicht nachzuweisen. Aber der zweite Name weist einwandfrei auf den früheren Besitzer dieses Kothens, Otterbeck, hin. Er hieß Karl und war der Bruder des Maurers Friedrich Wilhelm Otterbeck, der am Boltenbüschken⁷⁾ mit seiner zahlreichen Familie wohnte. Karl Otterbeck war nicht verheiratet, und als Junggeselle hatte er sich so eine besondere Eigenart angewöhnt. Zu meiner Jugendzeit hatte er seinen Kothan an die Familie Wilhelm Thüs verpachtet, der Mühlenbauer war. Karl Otterbeck bewohnte ein Zimmer und lebte sonst mit der Familie Thüs zusammen. Von seinem halbkurzen Pfeifchen war er nicht zu trennen. Zweimal wanderte er behaglich am Tage den schmalen Weg hinab zur Gastwirtschaft Boltenburg, trank sich dort einige Schnäpsschen und torkelte dann wieder zu seinem Kothan zurück. Ich kann ihn mir noch gut vorstellen. Mit der Linken hielt er am unteren Ende sein Tabakpfeifchen fest, und die rechte Hand hatte er in der Hosentasche stecken. Zu jedermann, auch zu den Kindern, war er freundlich, und man redete ihn nur mit Ömken Kadeln an. Ömken



Höseler Schulkinder des ersten und zweiten Schuljahres vor dem Kriegerdenkmal von 1870/71. Links Lehrer Schröer, rechts Lehrer Peter Vogel. Die Aufnahme entstand 1919

Kadel, sollte man meinen, hätte keine Feinde gehabt. Und doch war eine Klage gegen ihn erhoben, er vertränke sein Vermögen, und ein Antrag war bereits in der Schweben, ihn unter Kuratel zu stellen. Da kam er besorgt zu meinem Vater, dem Lehrer⁸⁾, mit der Bitte, ihm behilflich zu sein, daß die Klage auf Unwahrheit beruhe

1) Der frühere Kothan Schmitz-Boltenburg lag im Winkel der heutigen Straßen Boltenburgsweg – Peddenkamp – Schlagbaum. Er wurde 1975 abgerissen.

2) Siehe Quecke Nr. 68, Seite 96, Anmerkung 26.

3) Siehe Quecke Nr. 68, Seite 97, Anmerkung 30.

4) Siehe Quecke Nr. 68, Seite 96, Anmerkung 24.

5) Siehe Quecke Nr. 68, Seite 96, Anmerkung 22.

6) Siehe Quecke Nr. 68, Seiten 96 und 97 „Die Boltenburg Haus Nr. 6“ (heute Nr. 12).

7) Siehe Anmerkung 5.

8) Lehrer Julius Vogel war von 1877 bis 1895 Erster Lehrer an der zweiklassigen evangelischen Schule in Höseler.



Der Kothan Schmitz-Boltenburg um 1950

und er kein Trinker oder Säufer sei. Das konnte mein Vater mit gutem Gewissen machen, und die Anklage wurde niedergeschlagen. So konnte er vor wie nach seinen gewohnten Gang zur Boltenburg⁹⁾ machen und sein Schnäpschen trinken. Als der Pächter Thüs den Heimsang¹⁰⁾ kaufte und dorthin seinen Wohnsitz verlegte, kaufte Julius Theus, Viehhändler von Beruf, den Kothen. Er verheiratete sich am 1. 8. 1889 mit Caroline Amalie Fänger von dem Hofe Fernholz¹¹⁾ und zeugte mit ihr fünf Kinder: Wilhelm, Martha, Ida, Alma und Erna. Sie wurden alle in den 90er Jahren geboren, und 1901 starb schon die Mutter aus dieser Kinderschar. Am 7. 3. 1912 heiratete Julius Theus in 2. Ehe Selma Schriever, Tochter von Wilhelm Schriever und Johanna Schinnenburg. Drei Jahre später schied auch der Vater durch den Tod von den Kindern. Nach seinem Testament fielen auf die Kinder 1/4 und auf die Stiefmutter 3/4 des Gesamtvermögens, d. h. wenn sie sich nicht wieder verheiratete, sonst würde sie 1/4 und die Kinder 3/4 des Vermögens erhalten. August Kloster, Witwer, heiratete die Frau Theus in der Hoffnung, sie zu überleben und das Ganze zu seinem Besitz schlagen zu können. Er starb aber eher, und Heinrich Schaumburg, verheiratet mit Alma Theus, kaufte den Otterbecks-Kothen zurück. So blieb der Kothen doch in der Familie Theus. Die Schmitz-Boltenburg umfaßt 2,38 ha an Gesamt- und nutzbarem Boden. Heinrich Schaumburg ist Bauernführer und Rendant der evangelischen Gemeinde Linnep¹²⁾. Schaumburg und seine Frau haben in zwei Zimmern den vollständig ausgebombten Superintendenten Pfarrer Klein¹³⁾ mit seiner Ehefrau Ende Juli 1944 aufgenommen. Er vertritt den im Felde stehenden Pfarrer Schwörer¹⁴⁾ in all seiner pastoralen Arbeit.

Wir setzen unsere Wanderung auf der Eggerscheidter Straße eine Strecke fort, von rechts der Neuhäuserstraße bis zur Schlipperhausstraße und links von der Bruchhauser Straße bis zur Neuhäuserstraße. Rechts kommen wir zuerst an das Haus, das die Nummer 20¹⁵⁾ trägt. In ihm wohnen die alten und die jungen Undorf. Beide Männer sind Maurer. Die alten Undorf



Goldhochzeit der Familie Undorf im November 1934

hätten im Spätherbst ihre Diamantene Hochzeit feiern können. Leider hat der Tod es anders gewollt. Vor kurzem starb nach einem Unwohlsein unerwartet Herr Undorf, obgleich er noch körperlich rüstig und geistig frisch war. Er brauchte sogar zum Lesen noch keine Brille. Von seinen Kriegskameraden wurde er auf dem gegenüberliegenden katholischen Friedhof zur kühlen Gruft getragen. Die alte, stets freundliche Frau Undorf, ist auch noch gesund und frisch, aber der Abschied von ihrem Mann nach einer 60-jährigen vereinten Lebenswanderung ist ihr doch sehr nahe gegangen. Da finde ich noch gerade den Totenbrief von Johann Undorf, und so soll er in der Abschrift festgehalten werden: „Heute morgen gegen 6.00 Uhr entschlief sanft nach kurzer Krankheit mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwiegervater, Großvater, Urgroßvater und Onkel Johann Undorf im Alter von nahezu 87 Jahren. In tiefer Trauer: Frau Johann Undorf, Anna, geborene Deboy, nebst Kindern und Anverwandten. Die Beerdigung findet am Donnerstag, dem 25. Mai 1944, morgens 9^{1/2} Uhr vom Sterbehäus aus statt. Das Seelenamt wird anschließend in der Pfarrkirche in Hösel gehalten.“

Wilhelm Undorf jun. war ein tüchtiger Schüler meiner Schule und immer der Erste in seinem Jahrgang. Er ging aus dem Ersten Weltkrieg unversehrt hervor, und jetzt trägt sein einziger Sohn wieder den Soldatenrock.

Auf der linken Seite der Eggerscheidter Straße sehen wir zuerst

die katholische Kirche mit dem Friedhof und der dahinterliegenden Pfarrwohnung, Bruchhauser Straße 2, darin wohnt Rektor Magon. Daran schließt sich das Haus Lug an, worin er mit seiner Frau wohnt. Es trägt die Nummer 25.¹⁷⁾ Dann folgt das Haus, was Freitag bauen ließ, Nummer 27¹⁸⁾, das von

9) Siehe Anmerkung 6.

10) Siehe Quecke Nr. 65, Seite 76, Anmerkung 37.

11) Der Hof Fernholz liegt in Hösel an der Heiligenhauser Straße Nr. 23. Siehe auch Quecke Nr. 67, Seite 103, Spalte 2 unten, und Anmerkung 47.

12) Heinrich Schaumburg war von 1920 bis 1944 Rendant (Rechnungsführer) der evangelischen Kirchengemeinde Linnep – Hösel.

13) Superintendent Pfarrer Klein betreute von 1944 bis 1951 die Kirchengemeinde Linnep – Hösel mit der Waldkirche Linnep in Breitscheid und der Adolph-Clarenbach-Kirche in Hösel.

14) Pfarrer Schwörer war von 1933 bis 1945 Seelsorger der evangelischen Kirchengemeinde Linnep-Hösel.

15) Heute Eggerscheidter Straße Nr. 40.

16) Die erste katholische Kirche in Hösel, St. Bartholomäus, wurde am 19. 11. 1911 eingeweiht. Von 1961 – 1963 wurde die alte Kirche umgebaut und durch einen großen Neubau mit Kirchturm erweitert.

17) Heute Eggerscheidter Straße Nr. 55. In diesem Haus wohnte eine Zeitlang der Schriftsteller Werner Oellers, bevor er mit seiner Familie 1936 ein neues Haus in Hösel an der Ecke Waldstraße/Kohlstraße bezog.

18) Das Haus der Familie Freitag wurde 1926 errichtet und nach dem Tod des Ehepaares Ewald Freitag um 1990 von den Erben verkauft. Der neue Besitzer ließ das Gebäude abreißen und errichtete hier ein großes Haus mit Eigentumswohnungen. Heute Eggerscheidter Straße 57.



Die katholische Rektoratskirche St. Bartholomäus und das „Haus Daheim“ (rechts) im Jahre 1920

den beiden Familien Freitag alt und jung bewohnt wird. Ewald Freitag war auch ein tüchtiger Schüler meiner Schule. Er schlug die Postlaufbahn ein¹⁹⁾, ist aber zur Zeit Soldat. Das Haus in dem Winkel der Eggerscheidter Straße und der Nesenhausstraße ist mit der Nummer 29²⁰⁾ versehen, und es wohnt die Familie Gullatz darin. Es gehört dem Dr.-Ing. Karl Kottenberg, Bergwerksdirektor, Essen-Schönebeck, von-Epps-Straße 26. Er ist auch mein früherer Schüler und hat es in seinen jungen Jahren weit gebracht.

In der schräg gegenüberliegenden Straßenecke liegt die Gastwirtschaft „Am Anker“ von dem verstorbenen Ewald Romberg²¹⁾. Seine Frau mit ihren beiden Töchtern setzen den Betrieb erfolgreich fort. Früher bewohnte dieses Haus Friedrich Oberklus, der lange Zeit in einem Bergwerksbetrieb tätig war. Seine älteste Schwester Wilhelmine Oberklus war mit Kickelbau verheiratet und bewirtschaftete das Gut Nesenhaus²²⁾. Bei der Erbauseinandersetzung erhielt Friedrich Oberklus den Streifen Land zwischen der Schlipperhauer- und der Stolsheider Straße, der rechts bis zum Dickelsbach ging und links so weit bis zu der Nummer 6²³⁾ inklusive, dieses Haus baute Oberklus als er den „Anker“ verkauft hatte. Als er noch am Anker wohnte, brach in der Nacht vom 2. auf den 3. November 1888 ein Brand in den Stallungen des Hinterhauses aus. Darüber war eine Wohnung mit einem Ausgang zur Hauptstraße hin. Der

Brand wurde zu spät bemerkt und hatte schon die Wohnräume so weit erfaßt, daß der Mann, Thomas, durch einen Sprung aus dem Fenster sich retten konnte. Er fand aber in dem Augenblick keine Leiter, um seine Frau mit ihren beiden Kindern auch aus dem brennenden Hause herausholen zu können. Ebenso fehlten ihm die Hilfskräfte. Als diese kamen, schlugen die Flammen schon aus dem Fenster, und man brach mit vieler Mühe ein Loch in die Wand zum Schlafzimmer und holte mit vieler Mühe und Gefahr die Frau, eine geborene Wermeister, mit ihren zwei Kindern, aus dem brennenden Zimmer heraus. Sie waren aber so schwer mit Brandwunden bedeckt, daß sie alle drei am nächsten Tage durch den Tod von ihren großen Schmerzen erlöst

wurden. Große Teilnahme erregte dieses furchtbare Brandunglück, und am Beerdigungstage bewegte sich ein trauriger, langer Leichenzug zum katholischen Fried-

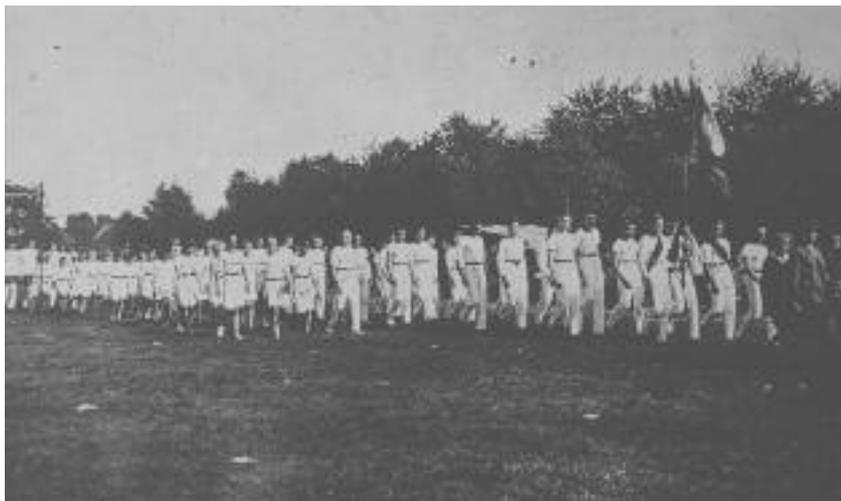
- 19) Ewald Freitag war in Hösel ein gerngesehener Briefträger und Postschalterbeamter bei der Reichspost und später bei der Bundespost.
- 20) Das Gebäude wurde Anfang der 90iger Jahre abgerissen und durch einen großen Wohnblock mit Eigentumswohnungen ersetzt. Heute Nesenhaus 1–3.
- 21) Die frühere Gaststätte „Am Anker“ (eine Zeitlang auch als „Am Kamin“ bekannt) wurde 1935 von der damaligen Besitzerin, der Ortskrankenkasse Düsseldorf, an den Gastwirt Ewald Romberg verpachtet. Am 27. 12. 1935 wurde die behördliche Erlaubnisurkunde für eine Schankwirtschaft, in der sämtliche Getränke ausgeschenkt werden durften, erteilt. Bis ca. 1960 wurde der „Anker“ von der Familie Romberg als Gaststätte geführt. Danach wurde das Haus an die Familie Lissmann verkauft, die lange Zeit die frühere Gaststätte „Thüs am Kamp“ in Hösel in Besitz hatte. Siehe Quecke Nr. 65 – Seite 76 – Anmerkung 42 und Bild Seite 73 unten. Das Gasthaus wurde zunächst von Frau Lissmann betrieben und später mehrfach verpachtet. 1993 ist der Gastbetrieb aufgegeben worden und der „Anker“ fand einen neuen Besitzer, der sämtliche Nebengebäude abreißen ließ. Auf dem freigewordenen Platz wurden zwei neue Häuser errichtet. Das aus Bruchsteinen gebaute Hauptgebäude kaufte ein Handwerker, der das Haus wieder zu einem Schmuckstück in Hösel hergerichtet hat. Heute Eggerscheidter Straße 52.
- 22) Das frühere Gut Nesenhaus lag am Ende der heutigen Straßen Nesenhaus – Rehweg – Im Wiesengrund. Es wurde schon 1959 abgerissen.
- 23) Heute Nesenhaus Nr. 10.



Die Gaststätte „Am Anker“ im Jahre 1936

hof nach Mintard hin²⁴), die Schulkinder der Höseler Schule vorausschreitend.

An der Straße zum Schlipperhaus liegt links im Wald versteckt das Landhaus des Dr. Schneider²⁵) und ihm gegenüber der Höseler Sportplatz²⁶). Daran anschließend ließ vor längerer Zeit Bankdirektor Boode ein schmuckes modernes Landhaus errichten. Seit seiner Versetzung nach Berlin bewohnt es Dr. Dewald mit seiner Familie²⁷).



Aufmarsch der Sportler auf dem Höseler Sportplatz anlässlich eines Sportfestes der Bürgermeisterei Eckamp im Jahre 1928

An dem Weg zum Nesenhaus hin wohnt in Nr. 1²⁸) Familie Stauf und in Nr. 3²⁹), was früher der katholische Rektor Örtgen bewohnte und von Otterbeck sen. erbaut wurde, die Witwe Grohsmann und im 1. Stock die Witwe Winnemann mit ihren beiden Töchtern. Anlässlich des Todes von Wilhelm Winnemann, der Obergefreiter in einem Glaser-Bataillon war, fand am Sonntag den 2. Juli 1944 um 15.00 Uhr in der Adolf-Clarenbach-Kirche eine Trauerfeier statt. Diese Trauerfeier wurde vom Bataillon veranstaltet. Eine Gruppe Soldaten mit ihren Offizieren waren erschienen und mit ihrem Feldgeistlichen. Vor dem Altar war der Tote aufgebahrt in prächtigem, aber angemessenem Schmuck. An jeder Längsseite standen drei Soldaten als Totenwache. Der Feldgeistliche sprach über den Text Psalm 77, Vers 14: Gott, dein Weg ist heilig! Nach der Trauerfeier bewegte sich ein langer Trauerzug, allen voran eine Kompanie Soldaten, über die Adolf-Hitler-Allee³⁰), Bahnübergang, an Schloß Linnep vorbei zum alten Friedhof Linnep. Obergefreiter Wilhelm

Winnemann wurde nur 42 Jahre alt. Mit allen militärischen Ehren wurde er an diesem Sonntag zu Grabe getragen.

In Nr. 7³¹), einem Behelfsheim, wohnt der Gärtner und Arbeiter am Genesungsheim Weißt. Und in der weiteren Fortsetzung baut sich der Autobesitzerfahrer Brinker in seiner neuen Anlage und Geflügel-farm ein eigenes Behelfsheim. In Nr. 6³²) schräg gegenüber, was vorzeiten Friedrich Oberklus bau-

te und in dem Ernst Oberklus ein Kolonialwarengeschäft unterhielt, ehe er nach Düsseldorf verzog, wohnen unten noch die Familie Kujon und oben Kohnen mit seinen drei Töchtern und Kleine mit Familie und in Nr. 8³³) Frau Witwe Friedrich Wetzels und Familie Krombusch. Weiter auf der rechten Seite folgen noch Nr. 10 und



Hermann Brinker mit seinem ersten Taxi im Kriegsjahr 1942

12³⁴), ein Doppelhaus mit Bruchsteinen erbaut. In Nr. 10 wohnt die Familie Klütermann und in Nr. 12A Kehrman mit seiner Frau. Es ist

24) Die katholischen Höseler Bürger gehörten damals kirchenrechtlich zur katholischen Gemeinde Mintard. Sie wurden also auch auf dem katholischen Friedhof in Mintard beerdigt.

25) Heute Schlipperhaus Nr. 19–21.

26) Der Höseler Sportplatz wurde 1920 als Rasenplatz erbaut und Anfang der 60er Jahre vollkommen umgestaltet als Aschenplatz. Zusätzlich wurde ein Gebäude für die sporttreibenden Vereine errichtet mit Aufenthaltsraum, sanitären Einrichtungen und Umkleieräumen.

27) Heute Schlipperhaus Nr. 38. Dr. Dewald war in der Zeit des Dritten Reiches (1933–1945) von Herbst 1944 bis zum Kriegsende im Mai 1945 Ortsgruppenleiter der NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) in Hösel. Siehe auch Quecke Nr. 62, Seite 65, „Hösel im Übergang zur Diktatur.“

28) Das Haus wurde 1967 abgerissen.

29) Das Haus wurde umgebaut. Heute Nesenhaus Nr. 9.

30) Heute Bahnhofstraße.

31) Heute Nesenhaus Nr. 13. Der „Autobesitzerfahrer“ Hermann Brinker war eine Zeitlang Verwalter der Geflügel-farm Sonnenhof in Hösel am Pannschoppen. Siehe Quecke Nr. 67, Anmerkung 32. 1938 gründete er das erste Taxiunternehmen in Hösel. Nach seinem Tod 1971 wurde der Fahrbetrieb von seiner Frau und seinen Kindern (Brinker – Görtz) bis 1980 weitergeführt.

32) Heute Nesenhaus Nr. 10.

33) Heute Nesenhaus Nr. 12.

34) Dieses Doppelhaus wurde um 1970 abgerissen.

schon ein älteres Haus, während die vorher erwähnten Häuser alles Neubauten sind. Es gehörte früher zum Nesenhaus, daher führt es auch den Namen Nesener Häuschen.

Anna von zu Straaten und wurde in Homberg getauft am 8.9.1720. Ihre Copulation fand in Homberg am 25.11.1742 statt. Ihr ältester Sohn, Johann Ludgerus, getauft am 8.12.1745, verband sich ehe-

Mit der Heirat der Irmgard Gertrud Nesenhaus ging das Gut in eine andere Linie über. Sie vermählte sich am 7.12.1797 mit Peter von der Schlippen, dem Sohn von R. von der Schlippen und Agnes zu Wiel, getauft am 10.6.1766 in Linnep. Aus dieser Ehe gingen sieben Kinder hervor, vier Söhne und drei Töchter: Johann Wilhelm, Johann Ludgerus, Johann Peter, Maria Sophia, Johann Jakob, Maria Christina und Anna Gertrud. Von einem dieser Söhne stammt Wilhelm von der Schlippen zu Lobbes bei Ratingen ab, der mit Sophia Stinshoff von der Boltenburg⁴⁷⁾, der Schwester des kürzlich verstorbenen Eduard Stinshoff verheiratet war. Wie es gekommen



Das Nesenhäuschen um 1960

Das Nesenhaus, Haus-Nr. 11³⁵⁾

Das selbständige Gut Nesenhaus wird wie Bruchhausen³⁶⁾, Spindeck³⁷⁾, Kückels³⁸⁾, Stuten³⁹⁾, Ober- und Untereikelscheid⁴⁰⁾, Fernholz⁴¹⁾, Allscheidt⁴²⁾, Haspe⁴³⁾ schon in den ersten der Linnep-er Kirchenregister erwähnt; sie haben also schon vor der Bildung der reformierten Kirchengemeinde Linnep in der katholischen Pfarrgemeinde Mintard bestanden. Das erste Ehepaar, das am 9.7.1684 in Linnep copuliert⁴⁴⁾ wurde, heißt Adolph zu Nesenhaus und Beel von der Ilp. Die Eltern eines 2. Ehepaars, das am 28.12.1710 in Linnep copuliert wurde, die aber schon nicht mehr lebten, hießen Adolph und Nelle von Nesenhaus. Ich führe diese beiden Beispiele hier nur an, um zu zeigen, daß auch Nesenhaus zu den ältesten Wohnstätten Hösel's gehört. Der Sohn des zuletzt genannten Ehepaars Peter zu Nesenhaus heiratete am 23.12.1710 Ursula von der Bockmühl⁴⁵⁾. Der älteste Sohn von Peter und Ursula zu Nesenhaus hieß Wilm und wurde getauft am 22.4.1714. Dieser holte sich seine Lebensgefährtin aus der bekannten Familie Schrievers. Sie hieß Gertrud und war die Tochter des Adolph zu Schrievers und der

lich am 17.12.1769 mit Irmgard Meisenburg, Tochter von Hermann Meisenburg und Weiland Anna Christina Scharrenberg aus Kettwig. Sie hatten nur eine Tochter Irmgard Nesenhaus, geboren am 22.3.1770. Die Mutter starb gleich nach der Geburt. Der Vater blieb 31 Jahre Witwer. Als seine Tochter am 7.12.1797 Peter von der Schlippen, Sohn von R. von der Schlippen und der Agnes zu Wiel, heiratete, trat er an das Ehepaar das Gut Nesenhaus ab und bezog das kleine Wohnhaus am Heimsang⁴⁶⁾, das zu Nesenhaus gehörte. Um dort sorgenlos leben zu können, behielt er sich bei der Abtretung seines Gutes die Lieferung von Naturalien wie Roggen, Weizen, Fleisch, Eier, Obst und Gemüse usw. vor. Für die Haus- und Gartenarbeit schaffte er sich eine Haushälterin an. Sie hieß Maria Elisabeth Weisenfeld, kath. Religion. Diese gefiel ihm so gut, daß er sie schon am 8.5.1801 heiratete. Die weit jüngere Frau schenkte ihm noch sieben Kinder. Von dem ältesten Sohn Johann Peter, getauft am 2.10.1801 in Linnep, der sich am 20.2.1830 in Eckamp mit Wilhelmine Langensiepen aus Düssel verheiratete, stammt Wilhelm Nesenhaus, Bäcker und Konditor in Heiligenhaus ab. Diese Ehe blieb kinderlos.

35) Der frühere selbständige Hof Nesenhaus wird schon 1553 urkundlich erwähnt und mußte 1959 wegen Baufälligkeit abgerissen werden. Siehe Anmerkung 22 und Quecke Nr. 62, Seite 76, Bild: Nesenhaus.

36) Der Hof Bruchhausen liegt in Hösel an der Bruchhauser Straße 30 und wird nachfolgend ausführlich beschrieben.

37) Die Geschichte des verschwundenen Spindeckshofes können Sie nachlesen in der Quecke Nr. 68, Seiten 101 und 102.

38) Der Kückelshof liegt in Hösel an der heutigen Beuthener Straße Nr. 18. 1972/73 wurden alle Wirtschaftsgebäude abgerissen. Nur das Wohnhaus und ein angebautes Stallgebäude blieben erhalten, die umgebaut und restauriert wurden.

39) Siehe Quecke Nr. 65, Seite 76, Anmerkung 66 und Bild Seite 75 oben.

40) Siehe Quecke Nr. 64, Seiten 41 und 42 (Text), Seite 44, Anmerkung 64. Bilder: Seite 41 oben und 42 unten.

41) Siehe Quecke Nr. 67, Seite 103, Anmerkung 47 und Text. Bild: Seite 103 oben.

42) Die früheren Kothen Groß- und Kleinallscheid liegen an der Straße Am Allscheid Nr. 15 und 23. Sie wurden schon 1553 urkundlich erwähnt. Der Kothen Großallscheid wurde total abgerissen. Das Wohnhaus von Kleinallscheid ist umgebaut worden und somit erhalten geblieben. Siehe auch Quecke Nr. 68, Seite 75, Bild oben.

43) Der Hasperhof liegt in Hösel an der Ernst-Stinshoff-Straße Nr. 34.

44) Copuliert = verheiratet, kirchlich getraut.

45) Der frühere kleine Hof Bockmühl, später auch Buchmühle genannt, lag im Angertal zwischen Haus Anger und dem Großen Steinkothen. Im Jahre 1957 wurde die Buchmühle abgerissen.

46) Siehe Anmerkung 10.

47) Siehe Anmerkung 6.



Das Wohnhaus des alten Hofes Nesenhaus um 1950

ist, daß keiner von den Söhnen die Verwaltung des Gutes Nesenhaus fortsetzte, ist mir nicht bekannt. Erbin des Hofes wurde das 6. Kind und 2. Tochter Maria Christina von der Schlippen, geboren am 11. 9. 1807. Sie verehelichte sich mit Johann Oberklus aus Laupendahl-Kettwig, Sohn von Wilhelm Oberklus und Anna Christina Hein am 24. 1. 1837. Damit ging abermals das Gut in eine andere Linie über. Aus dieser Ehe sind drei Kinder bekannt: Wilhelmine Oberklus, geboren am 27. 9. 1839, Karl Oberklus, geboren am 7. 12. 1843 und Friedrich Oberklus. Wilhelmine wurde Erbin des Hofes und heiratete Friedrich Kickenau aus Homberg. Damit ging der Hof schon wieder in eine andere Linie über. Als sie in Linnep am 28. 4. 1876 copuliert⁴⁸⁾ wurden, war Kickenau 39 Jahre alt, also 1837 geboren. Seine Frau war 36 Jahre alt. Die Ehe blieb kinderlos.

Karl Oberklus, geboren am 7. 12. 1843, blieb ledig. Als er bei der Verteilung des Gutes mit Geld abgefunden wurde, beabsichtigte er, nach Amerika auszuwandern. Ob er es ausgeführt hat, ist nicht bekannt geworden. Er blieb verschollen. Man hat nie mehr etwas von ihm gehört. Der Volksmund erzählte bald nachher geheimnisvolle Dinge über sein rätselhaftes Verbleiben, z. B. daß er nicht weit über die Grenzen Hösel's hinaus gekommen sei u. a., das sind aber alles Annahmen, die nicht bewiesen werden können. Der Bruder, Friedrich Oberklus, geboren am 23. 11. 1851, verheiratete sich 1876 mit Gertrud Ferger von der

Redlichkeit⁴⁹⁾. Bei der Erbasein-
 andersetzung bekam er den Streifen Land, der bei der Verteilung des Markenwaldes 1811 an Nesenhaus gefallen war, beiderseits der jetzigen Eggerscheidter Straße mit dem Anker Nr. 30⁵⁰⁾, 14 1/2 Morgen groß.

In den 90er Jahren kauften die Gebrüder Stinshoff zu Bruchhausen von Frau Witwe Kickenau das Nesenhaus und vereinigten die noch verbliebenen 53 Morgen Land mit dem Gute Bruchhausen⁵¹⁾. Das große alte Wohnhaus wurde zu Arbeiterwohnungen umgewandelt. Jetzt wohnen darin: Familie Radtke, Familie Stöckert, Frau Witwe Polzin und Familie Steins. In den Wohnräumen der Familie Radtke war noch zur Zeit des Peter von der Schlippen eine Bierbrauerei. Die Scheune zu Nesenhaus brannte 1915 ab und wurde nicht wieder aufgebaut. So verschwindet ein altes Bauerngut. Der in den Kirchenbüchern viel genannte Bergerhof⁵²⁾, zwischen Gützenhof⁵³⁾ und der Schlippen⁵⁴⁾ gelegen, ist unter den beiden Höfen aufgeteilt und damit ausgetilgt worden. Und so ist es neuerdings wieder mit dem alten Gute Großoder Untereikelscheid⁵⁵⁾ geschehen. Von dem Bauernhof ist nur das Wohnhaus geblieben. Die Äcker sind parzelliert und alle verkauft und zum Teil schon bebaut und zur Waldsiedlung umgewandelt⁵⁶⁾.

Gut Bruchhausen

Die Ländereien des Gutes Bruchhausen liegen rechts und links von

der Bruchhauser Straße, die von der Eggerscheidter Straße an zur Eule⁵⁷⁾ führt und zwar genauer vom Schlagbaum⁵⁸⁾ an.

-
- 48) Siehe Anmerkung 44.
 49) Das kleine Fachwerkhäuschen „An der Redlichkeit“ lag an der heutigen Straße Am Dickelsbach Nr. 14 und wurde um 1970 abgerissen.
 50) Siehe Anmerkung 21.
 51) Siehe Anmerkung 36.
 52) Um 1900 wurde der Hof abgerissen. Heute erinnert nur noch die Straßenbezeichnung „Im Bergersiepen“ an den verschwundenen Hof. Siehe auch Quecke Nr. 64, Anmerkung 65.
 53) Der Gützenhof liegt in Hösel „In den Höfen“ Nr. 32. Hier stand die Zehntscheune, in der 32 Bauern aus Hösel und Umgebung bis zum Jahre 1780 ihren „Zehnten“ abliefern mußten. 1947 stürzte die alte Scheune ein und wurde durch einen Neubau ersetzt. Die Landwirtschaft wurde vor längerer Zeit aufgegeben. In den alten Wirtschaftsgebäuden wurde ein Reitstall eingerichtet und durch eine neue Reithalle mit Gaststättenbetrieb ergänzt. Die früheren landwirtschaftlich genutzten Flächen wurden für den Bau des Golfplatzes verpachtet.
 54) Der Schlipperhof liegt in Hösel „In den Höfen“ Nr. 36. Auch hier wurde die Landwirtschaft vor längerer Zeit aufgegeben. Die Ländereien sind auch an den „Golfclub Hösel“ verpachtet worden. 1980 brannte die Scheune ab. Das Wohnhaus steht noch und ist vermietet. Siehe auch Quecke Nr. 64, Anmerkung 66.
 55) Siehe Anmerkung 40.
 56) Ab 1910 wurde von dem Düsseldorfer Bauunternehmer Woker mit dem Bau der sogenannten „Waldsiedlung“ im Bereich der heutigen Preußenstraße begonnen. Siehe auch Quecke Nr. 61, Seite 64. „Einiges über die geschichtliche Entstehung der Hösel'ser Straßennamen und die Entwicklung seines Straßennetzes.“ Seite 67 und 68. Bilder: Seite 67 unten und Seite 68.
 57) Die früher öffentliche Gaststätte „Zur Eule“ liegt in Hösel an der Ernst-Stinshoff-Straße Nr. 68.
 58) Der kleine Kothen Schlagbaum lag im Winkel der Bruchhauser Straße und der heutigen Straße „Am Schlagbaum.“ Für den Ausbau der Bruchhauser Straße wurde 1965 das Haus abgerissen.
 59) Die Kleinbahnlinie von Hösel nach Heiligenhaus wurde 1899 eröffnet und 1923 eingestellt. Siehe auch Quecke Nr. 61, Seite 66, Spalte 3 unten, Seite 67, Spalte 1. Quecke Nr. 65, Seite 70. Bild: Der Puffer 1902.
 60) Siehe Quecke Nr. 68, Seite 97 und 98. Am Graben Haus Nr. 8 (heute Nr. 18).
 61) Gemeint ist hier der Landstreifen zwischen der Bruchhauser Straße – Nesenhaus und Eggerscheidter Straße.
 62) Gemeint ist hier der Landstreifen zwischen der Neuhausstraße – Schlipperhaus und der Eggerscheidter Straße bis zum Fußweg am Ende der Neuhausstraße zum Schlipperhaus.

Im Jahre 1892 wurde der Nachbarhof Nesenhaus durch Kauf erworben und mit Nesenhaus vereinigt. Weiter gehörten noch zu Bruchhausen zwei Landstreifen, die durch die Aufteilung des Markenwaldes 1811 an Bruchhausen fielen. Sie beginnen links von der Eggerscheidter Straße, der eine setzt sich rechts von der Straße zwischen Neuhaus und Schlipper-

Schuldenlast wesentlich vermindert. Jetzt umfaßt das Gut Bruchhausen als Erbhof noch 172 Morgen und ist auch heute noch das größte landwirtschaftliche Besitztum der Gemeinde Hösel mit 45,50 ha Gesamtfläche und 39 ha Nutzfläche⁶³⁾. Den Namen trägt das Gut von den vielen Kalksteinbrüchen, die sich im Süden des Gehöftes befinden.



Das Wohnhaus des Bruchhausen-Hofes um 1950

haus-Straße bis an den Dickelsbach fort, und der andere setzt sich zwischen Boltzburg und Neuhaus fort bis zum Dickelsbach. Der letztere wurde zum Teil an die Bergische Kleinbahn⁵⁹⁾ verkauft, und der sogenannte Graben⁶⁰⁾ an Familie Dorgarten aus Duisburg. Der Teil dieses Landstreifens links von der Eggerscheidter Straße, der Garten und das dahinterliegende Ackerfeld gehören noch der Erbengemeinschaft Stinshoff, und der Landwirt Kohnen hat es in Pacht genommen. Der breitere Streifen ist ebenfalls ganz in andere Hände übergegangen. Die Käufer von dem Teil links von der Eggerscheidter Straße sind die katholische Kirchengemeinde, Lug, Freitag, Kottenberg, Stauf und Brinker⁶¹⁾; rechts Schnitzler und Bankdirektor Boode⁶²⁾. Zu Anfang dieses Jahrhunderts, als die Verkäufe noch nicht getätigt waren, war das Gut 270 Morgen groß.

Außer den vorher erwähnten Parzellen sind noch ca. 26 Morgen an die Erbengemeinschaft Stinshoff abgetreten worden. Der Verkauf der wenigen fruchtbaren Landstreifen hat den Wert des Gutes wenig verringert, wohl aber die

Der letzte Steinbruch, der 1870 begonnen wurde, zeigt noch an vielen Stellen die hervortretenden Kalksteinschichten, die übrigen sind mehr oder weniger mit Strauchwerk und Wald zugewachsen. Diese Gebiete sind ein Zeichen dafür, daß die Besitzer von Bruchhausen von jeher neben Landwirtschaft auch Kalkbrennerei⁶⁴⁾ betrieben haben. Im vergangenen Jahrhundert kamen unter der Verwaltung der Familie Stinshoff noch Bierbrauerei und Branntweinbrennerei hinzu, die wohl eine längere Zeit hindurch florierten, später aber der Konkurrenz von größeren Betrieben nicht mehr gewachsen waren und daher aufgegeben werden mußten. Der jetzige Erbbauer Arthur Stinshoff beschränkt sich nur noch mit dem rationellen Betrieb der Landwirtschaft mit ihren einzelnen Zweigen. Und dieser reicht noch hin, eine Familie zu ernähren und zu unterhalten.

Die früheren Besitzer vor der Stinshoff-Familie von Bruchhausen sind uns nur aus den Kirchenbüchern von Linnep bekannt. Sie trugen den Namen des Hofes, nämlich Bruchhaus oder Bruckhaus oder Brockhaus oder kurz

Brukes. In dem Heiratsregister von Linnep Band I von 1682–1718 steht im Jahrgang 1700 folgende Eintragung: „Anno 1700, den 25. Juli, ist Wilm zu Brockhaus, Peter und Jennen zu Brockhaus ehelicher Sohn, mit Agnesen Bernsau, weiland Erwinen und Christinen Bernsau ehelichen Tochter zum ersten Mal abgekündigt. Diese sind nach dreimalig Abkündigung den 10. August copuliert.“ Die beiden letzten Ehepaare und Besitzer des Gutes Brockhaus aus der Familie Bruckhaus waren demnach Peter und Jenne Brockhaus und Wilm zu Brockhaus und Agnes Bernsau. Aus der Ehe des Wilm Brockhaus mit Agnes Bernsau gingen vier Töchter hervor: Anna, Christine, Agnes und Gertrud.

Die Mutter starb bald nach der Geburt des letzten Kindes. Am 11.7.1709 verheiratete sich Wilhelm Brockhaus als Witwer mit Christine an der Dörnenburg. Aus dieser 2. Ehe gingen noch sieben Kinder hervor, darunter vier Söhne und zwei Töchter, und von einer Tochter fehlt der Name. Aber keiner von den Söhnen wurde der Erbe des Hofes Bruchhaus, nur die Agnes aus der 1. Ehe wird die Erbin. Agnes Brockhaus, das 3. Kind der 1. Ehe, verheiratet sich am 13.5.1728 mit Johannes aus dem Stinshof in Crumbach. Die Copulation fand in Ratingen statt. Die Heiratseintragung finden wir aber noch im Linnep Register, und weil dort die genauen Daten angegeben sind, will ich sie hier wörtlich wiedergeben: Anno 1728 am 25. April, ist Johannes im Stinshof, weiland Johannes im Stinshof und Margarethen vom Wüsthof, Kirchspiels Ratingen, ehelicher Sohn mit Agnesen zu Brockhaus, Wilhelmen zu Brockhaus und weiland Agnesen Bernsau, ehelichen Tochter zum ersten Mal abgekündigt. Diese sind nach dreimaliger Abkündigung am 13. Mai zu Ratingen copuliert. Bei der Eintragung in Ratingen fehlt das Datum, da heißt es nur am Schluß der Eintragung: „Sie ha-

63) Die Landwirtschaft auf dem Bruchhausenhof wurde 1978 aufgegeben. Die Ländereien sind heute verpachtet. Das Wohnhaus, das in Fachwerk gebaut war, wurde 1968 abgerissen.

64) Die Kalksteinbrüche und die Kalkbrennerei mit den Brennöfen wurden 1899 eingestellt.

ben sich nachgehens im Hause copulieren lassen.“ Nach der Hochzeit übernahm das junge Ehepaar noch nicht die Leitung des Bruchhauser Hofes, sondern es blieb im Stinshof, weil kurz vorher der Vater des Bräutigams gestorben war. Erst vier Jahre später übernahm das Ehepaar die Verwaltung des Gutes. Während des Aufenthaltes auf dem Stinshof wurde der spätere Erbe des Gutes Bruchhaus, Johann Wilhelm, geboren und am 6.3.1729 in Ratingen getauft. Erst das folgende Kind, Maria Agnes, wurde zu Bruchhausen geboren und am 31.8.1732 in Linnep getauft. Die Ehe wurde mit neun Kindern gesegnet. Das 4. Kind, ihr 2. Sohn Johann Peter, geboren am 9.4.1736, heiratete die Sybilla von Wetzels und gründete mit ihr die Stinshoff's Linie zu Wetzels. Ihr 7. Kind und 4. Tochter verheiratete sich mit Kückels und begründete mit ihm die Kückels Linie vom Garm in Eggerscheidt.

Johannes Wilhelm, der 2. Ahne in der Stinshoff-Linie von Bruchhausen, holte sich seine Ehefrau aus dem Gützenhof⁶⁵. Sie hieß Gertrud Knops. Sie wurde getauft am 9.8.1732. Die Ehe wurde am 18.4.1755 geschlossen. Sie starb am 2.7.1776 und er am 1.5.1795. Ihrer Ehe entsprossen acht Kinder. Der 3. Ahne der Stinshoff's Linie zu Bruchhausen, Jakobus Henricus, geboren am 17.6.1756, wurde copuliert am 21.12.1784 mit Anna Christina Hülsdell vom Hahner Hof in der Bracht⁶⁶. Sie wurde am 19.10.1762 in Ratingen getauft. Ihr Vater starb schon vor ihrer Geburt am 3. Juni 1762. Er hieß Wilhelm Hülsdell und ihre Mutter Gertrud vom Dorp. Die sechs Kinder des 3. Ahnenpaares, drei Töchter und drei Söhne hießen: Anna Gertrud, geboren 18.1.1786, Maria Christina, geboren am 18.11.1788, Maria Sophia, geboren am 10.9.1791, Wilhelm, geboren am 9.4.1796, Peter, geboren am 24.6.1798, und Jakob, geboren am 22.2.1801. Anna Gertrud wurde am 26.6.1813 die Ehefrau des Müllers an der Auermühle⁶⁷ Johann Peter Fänger. Sie starben beide auf dem Gute Fernholz⁶⁸, das sie käuflich erworben hatten. Ihr Urenkel Ernst Fänger verwaltet jetzt den Fernholzhof. Maria Christina vermählte sich am

1.2.1810 mit Heinrich Wilhelm Oberhösel zu Unterhösel⁶⁹ in Hösel und Maria Sophia Stinshoff wurde die 2. Frau des Peter Stinshoff zu Wetzels. Ihr Sohn Julius erbt den Wetzels Hof und dessen Sohn Peter war der letzte männliche Erbe des Wetzels Hofes⁷⁰. Da der 2. Sohn Peter schwachsinnig war, hatte der Vater Jakob Stinshoff bestimmt: Wenn ich mich zur Ruhe setze, soll das Los entscheiden, ob Wilhelm oder Jakob Besitzer von Bruchhausen werden soll. Wen das Los trifft, hat den schwachsinnigen Peter zu sich zu nehmen und ihn bis an sein Ende zu pflegen und zu versorgen. Der jüngste Sohn Jakob zog das Los und so wurde er Besitzer von Bruchhausen. Sein Bruder Wilhelm kaufte den 90 Morgen großen Hof Gladbeck bei Homberg⁷¹, womit auch eine Kalkbrennerei an der Hofer Mühle⁷² verbunden war.

Er war schon vor dieser Entscheidung mit Anna Katharina Thienhaus von dem Hofe Gladbeck verheiratet (8.2.1823). Eine Tochter von ihnen, Karolina, heiratete den Besitzer von Untenschrievers bei Homberg, Wilhelm Schriever, im Volksmund der Kleinschriever genannt. Eine andere Tochter war mit dem Lehrer Feldkamp von Meiersberg verheiratet.

Der 4. Ahne in der Stinshoff's Linie ist Jakob Stinshoff, geboren am 22.2.1801. Er verband sich durch seine Heirat wieder mit der Stinshoff's Linie von Wetzels und verheiratete sich am 6.10.1832 mit der ältesten Tochter des Peter Stinshoff und der Agneta Ötelshofen. Als diese nach der Geburt des 6. Kindes starb, nahm er in 2. Ehe die jüngste Schwester des Jakob Stinshoff, Maria Sophia, am 28.9.1823 zu seiner Frau. So wurde die ältere Schwester die Schwiegermutter des jüngeren Bruders. Aus dieser Ehe gingen zehn Kinder hervor, sieben Söhne und drei Töchter. Vier von den Söhnen starben unverheiratet: Julius, Gustav, Wilhelm und Karl, und eine Tochter Ida. Der Stammhalter von Bruchhausen wurde das 8. Kind und der 6. Sohn Eduard, der als Kürassier den siegreichen Feldzug 1870/71 mitmachte.

Mit Eduard beginnt die 5. Generation der Stinshoff's Linie von Bruchhausen. Er wurde geboren

am 30.5.1846 und seine Ehefrau Emilie Grohskemm vom Neuenhaus in Breitscheid am 4.12.1854. Auch diese Ehe des 5. Ahnen wurde mit zehn Kindern gesegnet. Das vorletzte Kind starb im jugendlichen Alter. Als das letzte Kind, Else, zwei Jahre alt war, starb der Vater und Ernährer der vielen noch unmündigen Kinder am 10.10.1896. Die willensstarke Mutter setzte mit ihrem ältesten Sohn Arthur und mit ihrem Schwager Ernst die Leitung des großen Gutes sowie die Erziehung und Versorgung der großen Kinderzahl fort. Die Hälfte des Gutes gehörte der Frau Eduard Stinshoff und den neun Kindern, und die andere Hälfte dem Schwager und Onkel Ernst Stinshoff. Nichts lag nun näher, besonders im Interesse der Kinder, damit das Gut nicht geteilt wurde, daß sie sich die Hand zum Ehebund reichten. Das geschah am 2.6.1898. Noch 24 Jahre durften beide miteinander leben und schaffen, bis alle Kinder wohl versorgt waren. 1912 bauten sie sich ein Altersheim „Haus Daheim“⁷³, übergaben das Gut Bruchhausen Arthur und zogen nach „Haus Daheim“. Noch zehn Jahre waren der Mutter der zehn Kinder vergönnt, aus dem aufreibenden Arbeitsgebiet eines großen Bauerngutes sich in eine stillere Arbeitsstätte zurückzuziehen, ehe sie ihre mü-

65) Siehe Anmerkung 53.

66) Der Hahnerhof liegt in Ratingen-Ost, an der Straße Hahnerhof.

67) Die heutige Gaststätte Auermühle liegt in Ratingen im Angertal, Auermühle 1.

68) Siehe Anmerkung 11.

69) Der Hof Unterhösel liegt in Hösel im oberen Sondersbachtal. Die Landwirtschaft ist vor einigen Jahren aufgegeben worden. Die früher landwirtschaftlich genutzten Flächen wurden an den „Golfclub Hösel“ verpachtet und zur Golfplatzanlage umgestaltet. Anfang des Jahres 1999 sind alle Wirtschaftsgebäude, Scheune und Ställe dem Abrißbagger zum Opfer gefallen.

70) Der Wetzels Hof lag in Hösel im Sondersbachtal, In den Höfen Nr. 9. Im Jahre 1968 sind alle Gebäude abgerissen worden.

71) Der Gladbeckhof (heute Gladbachhof) liegt in Homberg-Meiersberg am Artzbergweg.

72) Die Hofermühle liegt im Angertal im Stadtgebiet von Heiligenhaus.

73) Das „Haus Daheim“ steht in Hösel an der Bruchhauser Straße 4.

den Glieder zur letzten Ruhe legen durfte. Sie starb in „Haus Daheim“ am 22. 9. 1922. Ihr 2. Mann, Ernst Stinshoff, der langjährige Gemeindevorsteher, aber durfte seinem Leben noch 15 Jahre hinzusetzen. Er beschloß seine lange reich-gesegnete Wirksamkeit am 9. 1. 1937.

Seit 1912 ist das 6. Geschlecht der Stinshoff's Linie, Arthur Stinshoff und Selma, geborene Löckenhoff, am Ruder. Arthur Stinshoff besuchte die hiesige Volksschule

1912 verheiratete er sich mit Selma Löckenhoff, die ihm drei Söhne und zwei Töchter schenkte. Der älteste Sohn starb früh. Die zwei anderen Söhne haben beide das Reifezeugnis zum einjährigen Dienst. Beide haben im Zweiten Weltkriege im Osten gekämpft und sind so stark kriegsverletzt, daß sie nicht mehr zur Front herangezogen werden können. Die ältere Tochter Gertrud hat das Abiturien-tenexamen gemacht und ist eine rechte Stütze ihrer Mutter. Die jüngere Schwester, Hedwig, jetzt

den langjährigen Pächter, Schmiedemeister Hugo Wilke, verkauft worden. Heute am 3. 8. 1944 kauft meine Frau Ida Vogel, geborene Stinshoff, die amtliche Leiterin der Erbgemeinschaft, für sich „Haus Daheim“ mit Garten. Das daneben liegende Ackerfeld kauft Schwager Gustav als Bauplatz und Garten. Den vom Garten getrennten Baumhof hat er bereits schon angelegt⁷⁷⁾. Der Kaufakt steht in Vorbereitung. Der Nachbar, Autofahrer und Besitzer Brinker, hat ebenfalls, daran anschließend, einen Bauplatz mit Garten und Hühnerfarm in Vorbereitung, gekauft⁷⁸⁾.

Nach dem glücklich beendeten Kriege wird auch wohl bald das übrige von den 26 Morgen großen Grundstücken veräußert sein und damit die Erbgemeinschaft zur allgemeinen Befriedigung aufgelöst werden können.

Berichtigung: In der Quecke Nr. 68, Seite 94, Bild unten, muß die Jahreszahl 1910 heißen, **nicht** 1919. Auf Seite 99, Anmerkung 52, muß es heißen 1993, **nicht** 1933.

In der nächsten Ausgabe der „Quecke“ wird der 3. Lernausflug fortgesetzt.

Bearbeitung und Anmerkungen von Helmut Kuwertz



Der Kothen Schlagbaum im Winter 1948. Links „Haus Daheim“, dahinter erkennt man die Spitze des Dachreiters der katholischen Rektoratskirche

und die höheren Lehranstalten in Kettwig und Düsseldorf. Als Obersekundaner mußte er im Oktober 1896 durch den Tod seines Vaters das Studium aufgeben und mithelfen bei der Fortführung der Leitungsarbeit des Bruchhauser Gutes. Das hat er mit viel Geschick und großer Gewissenhaftigkeit besorgt und in kluger Weise mitgewirkt bei der Tilgung der Schuldenlast, die auf dem Gute ruhte und bei der Versorgung der sieben noch minderjährigen Geschwister. Nach vielen schweren und sorgenreichen Arbeitsjahren konnte er endlich einmal an sich denken.

Frau Lehrer Wilhelm Hepe, ist Mutter von zwei Töchtern. In der Erbaueinandersetzung trat Arthur Stinshoff, der jetzige Erbhofbesitzer, an seine übrigen Geschwister, die die Erbgemeinschaft Stinshoff bilden, einige Grundstücke, 26 Morgen groß mit drei Wohnstätten ab, nämlich „Haus Daheim“⁷⁴⁾, Bruchhauser Straße 4, bewohnt von Familie Vogel und Familie Gustav Stinshoff. Den Schlagbaum⁷⁵⁾, Bruchhauser Straße 5, bewohnt von Familie Pera und Familie Vogelbusch, und die Schmiede am Törchen⁷⁶⁾. Die Schmiede mit Garten ist bereits an

74) Siehe Anmerkung 73.

75) Siehe Anmerkung 58.

76) Die Schmiede am Törchen (Dörken) liegt an der Ernst-Stinshoff-Straße Nr. 79. Sie wurde um 1825 erbaut und ist heute im Besitz der Familie Stammer.

77) Das besagte Grundstück liegt an der Bruchhauser Straße Nr. 6, 8, 8A und 10.

78) Siehe Anmerkung 31.



25 Jahre Kulturkreis Hösel

Im Februar 2000 feiert der Kulturkreis Hösel sein 25jähriges Jubiläum. Keine außergewöhnliche Zeitspanne, aber doch Anlaß, seinen Mitgliedern Rechenschaft über das Geleistete und den Noch-Nicht-Mitgliedern Anregungen für's Mitmachen in den nächsten 25 Jahren zu geben.

1975 im Zusammenhang mit der Eingemeindung Hösels nach Ratingen auch aus einer gewissen Trotzhaltung von honorigen Höselern Bürgern gegründet, hat sich der Kulturkreis Hösel längst als wichtiges Element Ratinger Stadtkultur etabliert. Seine bemerkenswerten Veranstaltungen runden das kulturelle Angebot der Stadt einschließlich der Volkshochschule ab und stellen einen bedeutenden Beitrag zu bürgernaher Kulturpflege dar.

Will man das in den zurückliegenden 25 Jahren Geleistete gerecht beurteilen, so muß man sich zunächst vor Augen halten, daß der Kulturkreis Hösel eine privatrechtliche Institution ist. Er „lebt“ von dem ehrenamtlichen Einsatz insbesondere seiner Vorstandsmitglieder, den – bescheidenen – Beiträgen seiner Mitglieder und gelegentlichen Zuwendungen „einsichtiger“ Spender und Sponsoren; öffentliche Mittel in Form von Zuschüssen der Stadt fließen aufgrund der beschränkten Haushaltsmittel immer spärlicher.

Vor diesem Hintergrund wird sich der nachdenkliche Mitbürger schon fragen, wie es dem Kulturkreis Hösel gelingt, jährlich mindestens fünf anspruchsvolle Kammerkonzerte zu organisieren, zahlreiche Vortragsveranstaltungen mit breitgefächerter Thematik anzubieten und daneben ein reichhaltiges, stets interessantes Reise- und Fahrtenprogramm durchzuführen. Im sich neigenden 25. Jahr seines Bestehens hat er sich dazu erfolgreich auf – für ihn – kulturelles Neuland vorgewagt: Die 14-tägige Ausstellung der Maler Peter Heidrich, Berlin, und Michael Krawangna, Saint Séverin/Belgien, in beiden Häusern des Oberschlesischen Landesmuseums ist

im August 1999 auf breites Interesse gestoßen!

Eine Antwort auf diese Frage möchte der Kulturkreis Hösel allen Mitbürgern auf seiner Jubiläumsveranstaltung geben. Am Sams-

einem adäquaten, „grußwortfreien“ Programm vorstellen.

Im Mittelpunkt der Veranstaltung werden musikalische Darbietungen der „Tetraphonics“ und ein Solovortrag des jungen Geigers



Das Saxophon-Quartett „Tetraphonics“

tag, dem 19.2.2000, wird er sich und sein Kulturverständnis im Evangelischen Gemeindehaus Hösel (ab 18.00 Uhr) unter dem Motto: „Kultur will gelebt sein“ mit

Erik Schumann, eine themenbezogene Vorlesung des Schauspielers Wolfgang Arps und eine Diashow „Mit dem Kulturkreis Hösel in 25 Jahren einmal um die Welt“



Der 17jährige Geiger Erik Schumann

stehen. Die „Tetraphonics“, ein Saxophonquartett, haben im Januar 1999 beim Kulturkreis Hösel ein begeistert aufgenommenes Konzert bestritten. Der erst 17jährige Erik Schumann, Sohn eines Mitglieds der Düsseldorfer Symphoniker, gilt als ungewöhnliches Talent. Die Rheinische Post bescheinigte ihm schon 1998 einen „Geigenton von ungemeiner Schönheit und milder Leuchtkraft“. Wolfgang Arps braucht man – zumindest im Düsseldorfer Raum – keinem Theaterinteressierten vorzustellen; der Kulturkreis Hösel konnte ihn in der Vergangenheit wiederholt zur Bereicherung insbesondere seiner



Adventsfeiern gewinnen. Die Auswahl der mitgliedereigenen Dias für die Bildschau in Überblendtechnik hat – unter fachkundiger Anleitung – schon vor Monaten begonnen.

Die Veranstaltung steht allen Mitbürgern offen; Einzelheiten können – zeitnah – der Tagespresse entnommen werden.

Hans-Dieter Lewer

Der Schauspieler Wolfgang Arps
(Düsseldorfer Schauspielhaus)
Foto: Sonja Rothweiler

30 Jahre öffentliche Bücherei Hösel



Der Schauspieler Rolf Berg begeisterte mit seiner Persiflage des „Zauberlehrlings“ die zahlreichen Gäste, die sich am 8. September zur Feier des 30jährigen Jubiläums der evangelischen Gemeindebücherei und Büchereizweigstelle Hösel eingefunden hatten. Vor drei Jahrzehnten wur-

de ein Vertrag zwischen der evangelischen Kirchengemeinde Hösel und der Stadt Ratingen geschlossen, in dem sich beide Träger zu einer gemeinsamen Förderung verpflichteten. Die Kooperation war fruchtbar: heute ist die Bücherei in Hösel ein gut betreuter kultureller Mittelpunkt

des Stadtteils. Die Jubiläumsgäste feierten bis zum späten Abend in angenehmer Atmosphäre bei einem bunten Programm und einem kleinen Umtrunk dieses erfreuliche Ereignis.

Martina Brenner

Die Geschichte der evangelischen Gemeindeschulen in Breitscheid und Hösel

1. Kapitel

Die Anfänge des kirchlichen Schulwesens

Die Entstehung der Konfessionsschulen in unserer Heimat

Nachdem schon das 6. Allgemeine Konzil zu Konstantinopel im Jahre 680 die Einrichtung von Schulen in allen christlichen Gemeinden gefordert hatte, waren es die Missionare im 8. Jahrhundert, die diesen Bildungsauftrag zusammen mit der christlichen Lehre in unsere Heimat brachten. Karl der Große, von dem gesagt wird, daß er selbst weder schreiben noch lesen konnte, verlangte von den Geistlichen in seinem Großreich die Ausbildung der Jugend in Religion und in den Anfangsgründen der Wissenschaft. Das war die Geburtsstunde der christlichen Gemeindeschulen, deren Ausbreitung sich allerdings nur relativ langsam vollzog, ein Umstand, der den Kölner Erzbischof Engelbert II. um 1270 veranlaßte, die folgende Diözesanverordnung zu erlassen:

„Jeder Vater hat seine Kinder zur Schule zu schicken, und der Küster muß sie von 8-10 oder von 9-10, nachmittags von 1-3 oder von 1-4 unterrichten. Dafür erhält der Küster ein Schulgeld und hat dem Pfarrer monatlich Bericht zu erstatten.“ (Opladen, „Die Geschichte der Pfarre Bensberg“, Bergisch Gladbach 1946, Seite 41).

Damit waren die sogenannten „Küsterschulen“ geschaffen worden, die den Bildungsstandard in den katholischen Gemeinden bis weit ins 18. Jahrhundert prägten. Dabei versah der Küster seinen Kirchendienst als Hauptaufgabe und betrieb die Jugenderziehung als Nebenerwerb.

Ganz anders die Entwicklung des Schulwesens in den reformierten Gemeinden. Ausgehend von dem Beschluß der XIII. Jülich-Bergischen Generalsynode, Anno 1659:

„Eine jede Gemeinde sol soviel immer möglich, einen Schulmeister für die Jugend haben, und wo nicht selbst vermag ihn zu unterhalten, sollen sich zwey oder mehr benachbarte Gemeinde zusammen thun.“ (Syn. Gen. XIII, § 30, pag. 171)

entwickelte sich ein strenges Auswahlprinzip für den Schuldienst, welches in den nachfolgenden Synodalbeschlüssen seinen Niederschlag fand. Danach mußten sich die Bewerber für einen Schulmeisterposten einer Prüfung ihrer Lehrfähigkeiten durch den Gemeindepfarrer unterziehen, wobei die geeignetesten sodann der Gemeinde zur Wahl gestellt wurden. Der gewählte Kandidat wurde gewöhnlich durch einen Berufsschein an seine Pflichten gebunden, wozu als Nebentätigkeit oftmals der Küsterdienst und/oder das Vorsängeramt gehörten. Schulvorstand war das Konsistorium (Presbyterium), das aus seiner Mitte einen Schulpfleger (Scholarchen) bestellte, der sich in besonderem Maße um die Gemeindeschule zu kümmern hatte. Außerdem oblag dem Gemeindepfarrer eine periodische Visitationspflicht.

Die unterschiedliche Akzentsetzung (kath.: Der Küster ist nebenher auch Lehrer, evang.: Der Lehrer versieht nebenher auch Küsterdienste) führte zu einem deutlichen Qualitätsgefälle zwischen den Gemeindeschulen der beiden Konfessionen. Dieser Umstand veranlaßte den Bergischen Landesfürsten Karl Theodor am 2. März 1770 zu folgendem obrigkeitlichen Eingriff in die Schulhoheit der katholischen Gemeinden seiner Herzogtümer:

„Liebe Getreue! Wir haben mit besonderem Mißfallen zu vernehmen gehabt, wie schlecht in unseren hieruntigen Herzogthümern es mit den Catholischen Schulmeistern fast durchgehends bestellt seye, und wollen dahero gnädigst, daß all-diejenigen, welche zu einer er-

ledigten Schulmeisters Stelle sich führohin melden werden, ein Zeugnuß des Land-Dechanten wegen der Fähigkeit in Catechismo, und Catechiziren beybringen, sodan in dem Teutsch, und Latein, in dem Buchstabiren, Lesen und leßbar Schreiben und den fünf Rechnungs Speciebus wohl erfahren seyn – und davon vor euch ein Zeugnuß ablegen – wo aber deren Candidaten sich mehrere an-geben würden, alsdan immerhin die zwey beste zur Wahl aus-gesetzt werden – anebens die Pa-troni, welche einen Schulmeistern oder einen Cüstern, der zugleich zum Schulhalten verpflichtet ist, zu stellen haben, gehalten seyn sollen, die Rücksicht zu nehmen daß ihr Praesentandus in erwehnten Nothwendigkeiten genugsam erfahren seye, wan nicht gewärtigen wollen, daß selbiger von euch zur Dienstverrichtung nicht werde zugelassen werden.“

Die Schulen der evangelisch-reformierten Gemeinden im Herzogtum Berg blieben von solchen hoheitlichen Eingriffen unbehelligt. Sie unterlagen statt dessen der 1784 von der Bergischen Reformierten Synode ausgearbeiteten und beschlossenen „Schulmeister- und Küsterordnung“ und der „Schulordnung der reformierten Schulen im Herzogtum Berg“. Diese beiden kirchlichen Schulvorschriften haben bis ins 19. Jahrhundert hinein das evangelische Schulwesen geprägt, vereinheitlicht und ihm eine Rechtsgrundlage gegeben. Dabei galten die Schulmeister als „Diener der Kirche“, die den ihnen vorgesetzten Predigern und Konsistorien (Presbyterien) ausdrücklich und ohne Einschränkung „zum Gehorsam verpflichtet“ waren. Sie mußten neben ihrer Lehrtätigkeit nicht nur am sonntäglichen Gottesdienst teilnehmen, sondern auch aktiv daran mitwirken durch Schriftlesungen und als Vorsänger. Außerdem oblagen ihnen oftmals auch Küstertätigkeiten bis hin zum

Wir Carl Theodor
von Wittes Raaden
 Pfalzgraf bey Rhein, des Heil. Röm.
 Reichs Erzhaynreister und Churfürst, in Bayern
 zu Sulich, Cleve und Berg Herzog, Fürst zu
 Würtz, Marquis zu Bergen op Zoom, Graf zu
 Welsden, Sponheim, der Mark und Ravensberg
 Herr zu Ravenstein, &c. &c.

Unsere gnädigsten Gruß zuvor!

Siehe Verzeur! Wir haben mit besonderem Mißfallen zu vernehmen gedacht, wie schlecht in Unserem hiezuertigen Herzogs thümlichen ed mit denen Catholischen Schulmeistern fest durchgehends besteller seye, und wollen daher gnädig, daß all- diejenige, welche zu einer erledigten Schulmeisters Stelle sie sich führedhin melden werden, ein Zeugniß des Land Dechanten wegen der Fähigkeit in Catechismo, und Catechieren beybringen, sohan in dem Teutsch, und Latein, in dem Buchstaben, Lesen, leßbar schreibet, und denen fünf Krönungs Speciebus wohl verstehen son- und beson vor sich ein Zeugniß adlegen: wo aber deren Candidaten sich mehrere angeben würden, nicht immerhin die vorz beste zur Wahl ausgeseret werden - anstehens die Patroni, welche einen Schulmeistern oder einen Lektoren, der zugleich zum Schulhalten verpflichtet ist, zu stellen haben, gehalten son sollen, die Pflicht zu nehmen, daß ihre Präsentandas in reichsten Nothwendigkeiten gangbar erfahren seye, wann nicht geordnete wollen, daß selbiger von sich zur Dienstverrichtung nicht werde zugelassen werden; Als habe ihr diese Unsere gnädigste Willens Meinung zu jedermanns Wissenschaft, und gehorsamster Nachachtung behörden verkünden zu lassen, auch eures unterthänigsten Orts pflichtschuldigste Obacht zu eragen, daß diesem nitgend zu wider gehandelt werde. Düssel-dorf den 2ten Martii 1770.

Un statt und von wegen
 Ihre Churfürstlichen Durchl.

Faksimile der kurfürstlichen Verordnung vom 2. März 1770

„Glockenschmieren und Kirchenfegen.“ Der örtliche Prediger bestimmte und überwachte, was der Schulmeister zu lehren hatte, und das Konsistorium war verpflichtet, den Schulbetrieb durch regelmäßige Besuche zu kontrollieren und bei den Prüfungen der Schulabgänger anwesend zu sein.

Während normalerweise jede Kirchengemeinde nur eine Schule hatte, verfügte die Gemeinde Linnep seit 1695 über zwei Schulen, und das, obwohl sie zahlenmäßig keineswegs zu den größeren Gemeinden in der Synode gehörte. Der Grund dafür lag in der besonderen Siedlungsstruktur des

Linnep Gemeindegebietes: Ein Konglomerat aus vier weit auseinandergezogenen Streusiedlungen (Selbeck, Breitscheid, Mintard und Hösel), durch einen breiten Waldgürtel in zwei Teilgebiete getrennt. Dieser Siedlungscharakter machte die Schaffung von zwei Schulen notwendig, davon eine auf der einen Seite des Waldgürtels, in Hösel, und die andere auf der anderen Seite, in Breitscheid. Zur Unterscheidung nannte man die Breitscheider Schule die „unterste“, weil sie in einer Bachsenke am Fuß des Mintarder Berges lag, und die Höseler Schule die „oberste“, weil sie oben auf einem Berg Rücken lag.

2. Kapitel

Die Geschichte der evangelischen Schule in Breitscheid, der sog. Linnep „untersten Schule“, von ihren Anfängen bis zu den Befreiungskriegen

1556 – 1813

Die Schule, ihre Vorläufer und ihre Gründung

In den ersten 127 Jahren ihres Bestehens hatte die um 1556 entstandene reformierte Gemeinde Linnep keinen eigenen Pfarrer, kein Gotteshaus, keinen Schulmeister, keine Schule und keinen Friedhof, zweifellos ein Mangel, der ein geordnetes Gemeindeleben in kirchlichem Sinne nicht zuließ. Zwar versammelte man sich zum Gottesdienst auf dem Hause Linnep, wo auf Geheiß der Schloßherrschaft ein Prediger aus Wülfrath oder Ratingen ab und an das Wort verkündigte und die Sakramente spendete, aber wie stand es um die evangelische Jugend-erziehung, die doch eines der vornehmsten und wichtigsten Anliegen der calvinistischen Lehre war? – Solange man keinen eigenen Schulmeister hatte, mußte man sich notgedrungen an die Nachbargemeinden anhängen. Das taten die Höseler wohl auch, indem sie ihre Kinder nach Homberg in die Schule schickten. Ähnlich stand es mit den evangelischen Schulkindern aus Mintard, die zumeist nach Kettwig in die Schule gingen. Und die Kinder aus den Honschaften Breitscheid und Selbeck?

Der katholische Küster der Pfarre St. Laurentius in Mintard war, wie wir aus verschiedenen Dokumenten wissen, durchaus bereit, diese Kinder in seiner Küsterschule am Stoot zu unterrichten, denn das brachte Schulgeld ein. Verständlich auch, daß er argwöhnisch darauf bedacht war, daß sich im Kirchspiel Mintard keine reformierte Konkurrenzschule, gleich welcher Art, etablierte, denn er wollte sich sein kärgliches Einkommen unter keinen Umständen schmälern lassen.

Andrerseits waren alle reformierten Eltern gehalten, ihre Kinder „in den christlichen Grundwahrheiten“ unterweisen zu lassen, damit

sie „recht zubereitet werden zum Empfang des Heiligen Abendmahles“. Das aber konnte in der katholischen Küsterschule naturgemäß nicht geschehen. Vielmehr bestand dort die Gefahr, daß den Kindern „papistisches“ Gedankengut vermittelt wurde.

In diesem Dilemma bildeten sich in der Gemeinde Linnep heimliche Schulen, in denen Gemeindeglieder, die nicht mehr voll arbeitsfähig, aber des Schreibens und Lesens kundig waren, Schulunterricht hielten „ohne Kirspels Leuthen Approbation“, wie es im Dokument Nr. 254 des Linnep Gemeindearchivs heißt. Jedesmal, wenn die Existenz einer solchen illegalen Schule ruchbar wurde, hatte der Küster am Stoot nichts Eiligeres zu tun, als den „widerwärtigen“ Laienschulmeister beim Pfarrer von St. Laurentius anzuschwärzen. Letzterer zog den Übeltäter dann vors Gericht in Ratingen zwecks Verhörs und zwecks Bestrafung. Aus den Ratinger Gerichtsprotokollen kennen wir die Namen einiger solcher Laienschulmeister aus der Zeit vor, während und nach dem Dreißigjährigen Krieg, z.B. vor 1624 den „blinden Schneider Wilhelm auf dem Hanten“ oder vor 1631 „Theill auf dem Ihmesberg“ und danach „Gerhard auf dem kleinen Kalversberg“. Ihre heimlichen Unterrichtsstätten waren die Vorläufer der Linnep Gemeindeschulen.

Als die heimliche reformierte Gemeinde auf dem Hause Linnep durch den Religionsvertrag von 1671 öffentlich rechtlich anerkannt wurde, beschloß das Konsistorium unter Vorsitz des ersten Linnep Predigers als vorrangige Priorität, einen Schulmeister anzustellen und eine Schule zu bauen. Da aber das für den Schulbau notwendige Geld fehlte, stellte man 1676 über den Düsseldorfer Classalkonvent (Anm.: Entspricht etwa der heutigen Kreissynode) einen Antrag an die Bergische Reformierte Synode auf Bewilligung einer überörtlichen Kollekte. Das Synodalprotokoll vom 23. April 1676 berichtet darüber:

„Dieweil bei der christlichen Gemein zu Linnep keine zulangenden Mittel zur Aufrichtung einer Schule gefunden werden, ist bewilligt, daß derselben intercessionales zur

Collecte von den Herren Moderatores Synodi sollen ertheilt werden.“

Die Kollekte wurde also bewilligt. Im Protokoll der nachfolgenden Synode 1677 findet sich die folgende Einschränkung in Bezug auf den Kollektierungsbereich:

„Weil das beehrte Vorschreiben zur Aufrichtung der so nöthigen Schulen in Linnep bis hiehin nicht ausgefertigt, als sollen Synodi Moderatores selbiges wie auch noch auf der Gemeinde jetzt beigefügtes Begehren ein Absonderliches zum Bau eines Predigerhauses – NB: welches doch keinem Orth in unserm Lande zum Beschwer ausfallen, sondern auf einigen Orth allein außer Landes seine Aufsicht haben soll – in kurzem ertheilen.“

In dürren Worten: Kollekte ja, sowohl für die Schule als auch für ein Predigerhaus, aber außerhalb des Herzogtums Berg. Es sollte noch fast fünf Jahre dauern, bis die Kollekte endlich realisiert wurde. Sie erbrachte die ansehnliche Summe von 3268 Clevischen Thalern, 21 Stübern und 3 3/5 Hellern.

Man schrieb das Jahr 1682. Nun hätte man annehmen können, daß dieses Geld zunächst für den Bau eines Schulhauses nebst Lehrerwohnung und in zweiter Linie für das Predigerhaus eingesetzt würde, jene Zwecke also, die in dem Kollektenvorschreiben ausdrücklich erwähnt worden waren. Das wäre sicherlich auch im Sinne der Gemeinde gewesen, denn seit 1672 hatte man immer wieder versucht, einen Schulmeister für die Honschaften Selbeck, Breitscheid und Mintard zu gewinnen, und jedesmal war der mühsam Angeworbene nach kurzer Zeit wieder abgewandert, weil man ihm weder eine Wohnung noch einen geeigneten Schulsaal bieten konnte, und weil die Bezahlung unauskömmlich war.

Obwohl die Gemeinde nun einen schönen Batzen Geld hatte, wurde zunächst aus dem so nötigen Schulbau nichts. Auf Betreiben des Freiherrn Vincent Schott von Isselstein, der den beachtlichen Kollektenerfolg durch seine Beziehungen in den Niederlanden maßgeblich mit herbeigeführt hatte, und der wegen der stark ange-

wachsenen Mitgliederzahl der Gemeinde und aus Furcht vor der Pest, die in den Jahren 1666 und 1667 am Niederrhein ganze Landstriche entvölkert hatte, die Abhaltung von Gottesdiensten auf seinem Schloß Linnep schon seit langem mit Unbehagen sah, entschloß man sich, zuerst eine Kirche zu bauen. Die Schule und das Predigerhaus mußten derweil warten. Und der inzwischen angestellte Schulmeister Wilhelm Sonnenschein mußte die damals ungefähr 30 Schüler weiterhin „bey dem Wirth zum Ofen“. (Anm.: Es handelt sich um die alte Breitscheider Familie ten Ofen, später Wirtsnofen, dann Nofen auf dem Novender Hof) in Breitscheid unterrichten (Kirchenarchiv Linnep Nr. 113), ein Zustand, der selbst im Hause des Freiherrn von Isselstein zum Nachdenken Anlaß gab. So sah sich die Schwester des Hausherrn, Elisabeth Ida Freifrau von Gürtzgen, geborene von Isselstein, bewogen, der Gemeinde eine Donation zugunsten des Schulmeisters zukommen zu lassen. Die Schenkungsurkunde lautete:

„Demnach Ich die hohe nothwendigkeit der erbawung und fort-pflanzung der Kirchen Christi insgemein zu hertzen genohmen; so habe (Ich) selbige auch insbesondere in obacht genohmen in der reformirten gemeine auff dem Hauße Linnep; welche durch die unwißenheit und sonst ärgerlichen leben, leyder! sehr verfallen ist; da Ich aber einer solchen gemeine auffbawen helfen mögte; so habe dan meine gedanken laßen gehen auff die jugend, als welche am allerbequemsten zu lebendigen steinen des geistlichen gebaws der Kirchen Gottes durch die unterweißung in den schulen zu gerichtet und behawen werden könnte. Weilen es aber nun der obgemelten reformierten gemeine zu Linnep an genugsahmen und nöthigen mitteln zur unterhaltung eines schulmeisters ermangelt; Dadurch ich dan bewogen bin, derselben mit meinen von Gott mir verlyhenen Mitteln zu hülf zu kommen, undt derselben wohlmeinentlich undt auß Christ-bedachtsahmem hertzen zur unterhaltung des schulmeisters jährlich acht reixthaler zu zulegen mich schuldig bekenne; sage acht reixthaler derselben zu geben mich

schuldig bekenne; aber doch mit dem beding, daß es noch bey meinen lebszeiten selbiges nach belieben entweder einzuziehen oder zu verkleinern, oder zu vergrößern, freystehen solle. Wan ich aber nun durch meinen plötzlichen undt frühezeitigen todt unversehends/: welches der allwaltende Gott in Gnaden verhüten wolle, undt geben, daß ich mein Hauß in allem wol undt Christlich bescheyden möge, damit als dan mein baw von Gott auß gnaden erbawet, droben im Himmel finden möge :/ würde hingerafft; undt deswegen kein testament undt letzten wil habe machen können, oder aber wan ich ein testament undt letzten wil, in welchem ich die schulen Übergangen, gemacht hette; so soll demnach diß mein verwirklichter undt beständiger wille seyn, daß die reformirten schulen zu Linnep, auß meinen hinterlaßenen mittelen, wie droben gemelt, jährlich acht reichthaler, von dem besitzer desselben, ohne disput undt streitigkeit, willig, sollen geleget undt außgekehret werden. Zu urkundt der wahrheit habe ich Elisabeth Ida von Isselstein, Wittibe von Gürtzgen, Fraw zu Leuchtmar, bey gesundem leibe undt bey guter völliger vernunft undt verstandt seyend, eygenhändig unterschrieben, undt mit meiner pitschafft versiegelt;

So gegeben auff dem Hauße Linnep, den 1. January 1682

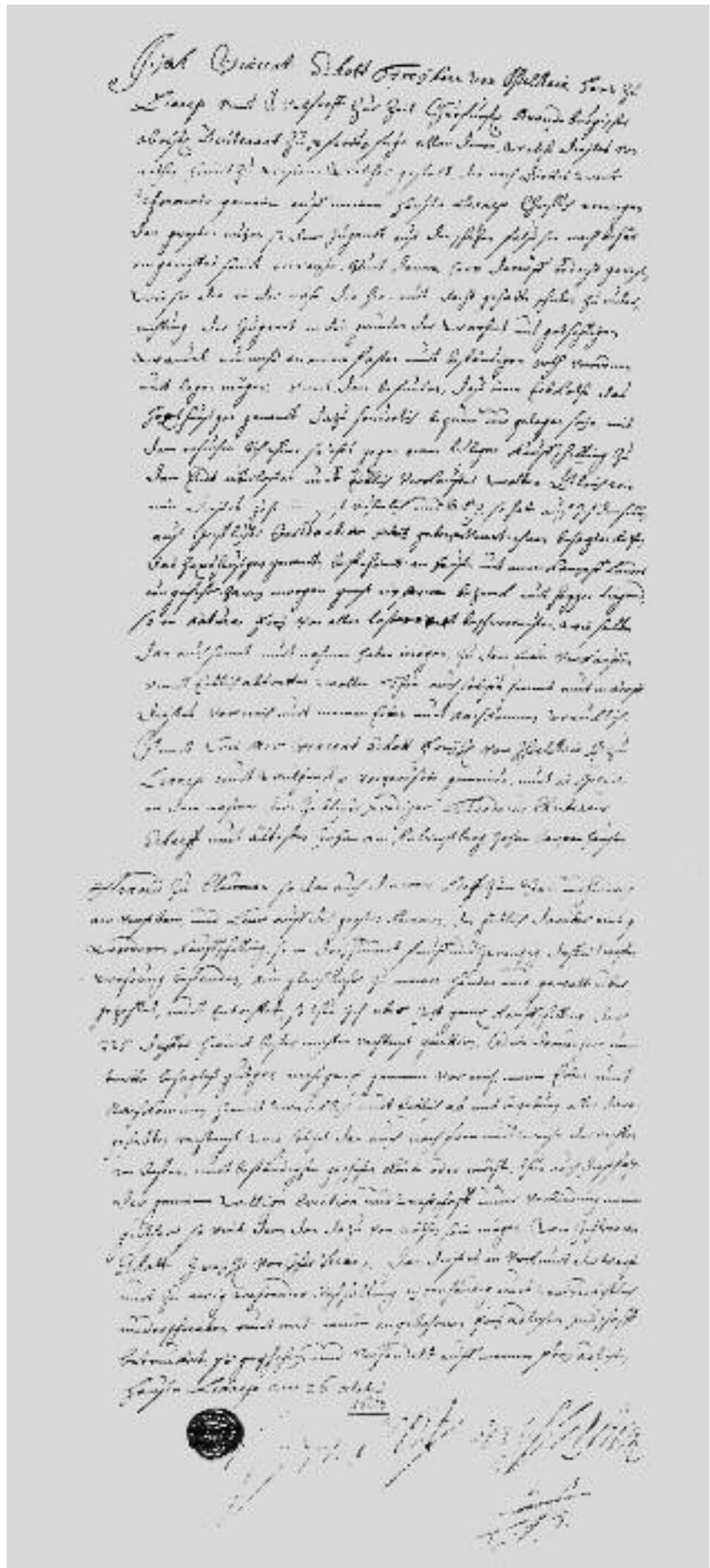
Elisabeth Ida Freyfrau

von

Gürtzgen geboren von Isselstein“

Damit war die Bezahlung des Schulmeisters Sonnenschein, der damals ein Jahresfixum (außer Schulgeld, Akzidentien und außer Land- und Gartennutzung) von 26 Reichsthalern bezog, zu fast 30% gesichert. Was aber war mit dem Schulbau, der ja der eigentliche Zweck der Kollekte gewesen war? Mußte man nicht schnellstens damit anfangen, wenn man nicht vor der Synode oder bei den Kollektengebern den Eindruck der Zweckentfremdung von Spendengeldern erwecken wollte? Gewiß, aber dem stand der Wunsch des Freiherrn von Isselstein nach schneller Fertigstellung der Kirche entgegen.

In diesen Zwiespalt hinein platzte im Sommer 1683 die völlig unerwartete Stilllegung des Kirchen-



Faksimile der Kaufurkunde des Hobshäuschens, der späteren Linnep untersten Schule

baues durch die Düsseldorfer Regierung. (Siehe dazu O. Wilms „LINNEP, die Geschichte einer reformierten Gemeinde“, 1994, Seite 56 ff.) Die Erfüllung des Isselstein'schen Wunsches schien damit in weite Ferne gerückt zu sein, und die Notwendigkeit eines Schulhauses stand plötzlich wieder im Vordergrund. Also wandte sich der damalige Prediger Theodorus Christianus Schaaf an den Freiherrn mit dem Vorschlag, der Gemeinde einen Kotten zu verkaufen, der als Schule und Lehrershaus geeignet sei. Noch während des Baustopps der Kirche wurde dieser Vorschlag mit folgender Kaufurkunde realisiert:

Text der Kaufurkunde:

„Ich Vincent Schott Freyherr von Isselstein, Herr zu Linnep undt Wülfrath, Zur Zeit Churfürstlich Brandenburgischer Obrist Lieutenant zu pferdte, füge allen denen, welchen dießes von nöthen, zu wißen; welcher gestalt die nach Gottes Wort reformirte gemeine auff meinem Hauße Linnep Christlich erwogen den großen nutzen, so der Jugendt auß den schulen, faß sie nach behör eingerichtet seint, erwachse. Undt dannen hero darauff bedacht gewesen, wie sie die in der nähe die hie und dorht gehabte zu unterrichtung der Jugendt in den gründen der wahrheit und gottsehligen wandel nunmehr an einem fästen undt beständigen orth verordnen undt legen mögen; Undt dan befunden, daß mein Erbkothe, das Hobsheußgen genandt, dazu sonderlich bequem undt gelegen seye; mit dem ersuchen Ich ihnen solches gegen einen billigen Kauffschilling zu dem Endt überlaßen undt Erblich Verkauffen wolte. Gleich wie nun dießes gesinnen ist rühmlich undt billig, so habe auch Ich demselben auß Christlicher Consideration platz geben, undt ihnen besagten Kothen, das Hobsheußgen genandt, bestehend in hauß undt einem Kampff Landes ungefehr zwey morgen groß, in seinem bezwick undt heggen liegend, so in natura frey von allen lasten undt beschwernuß, wie selbe dan auch seint undt nahmen haben mögen, zu den Ende verkaufen undt Erblich abtreten wollen; Thue auch solches hiemit undt in Krafft Dießes vor mich undt meine Erben undt Nachkommen würcklich.

Undt wie mir Vincent Schott Freyherr von Isselstein, Herr zu Linnep undt Wülfrath etc. vorgewähnte gemeinde, undt in specie in dem nahmen deren geistlicher prediger, Theodorus Christianus Schaeff undt ältesten Johan am Kalverßberg, Johan Carpenhauße, Arnold zu Claumann, so dan auch Diaconen Leeff zum Stein undt Hendrich am Voßbein, und Leuv auff der großen Kemmen, der gülich darüber eins gewordene Kauffschilling, so in dreyhundert fünf undt zwanzig dahlern leichter wehrung bestanden, nun gleich bahr zu meinen Händen undt gewalt über gezahlet, undt Entrichttet, so thue Ich über jetzt genanten Kauffschilling der 325 Dahler hiemit bester maßen rechtens quittiren, cedire dannen hero undt trette besagteß güthen mehrgenanter gemeine vor Mich, meine Erben undt Nachkommen hiermit Würcklich undt Erblich ab, mit begebung aller daran gehabten rechtenß, wie solches dan auch nach form undt weiße des rechtes am besten undt beständigsten geschehen könnte oder möchte, thue auch dießfalß der gemeine willige evution undt wahrschafft in der verbindung meiner güther so viel deren dan dazu von nöthen sein mögen; Wie Ich Vincent Schott Freyherr von Isselstein pp. dan dießes in Verkundt der Wahrheit undt zu ewig wehrender Vesthaltung eygenhändig undt vollbedächlich unterschrieben undt mit meinem angebohrenen freyadlichen pitschafft betrucktet, so geschehen undt verhandelt auff meinem freyadlichen Hauße Linnep am 26. octobriy 1683

*Vincent Schott von Isselstein
(Original im Kirchenarchiv Linnep)*

Die unterste Schule wird ausgebaut

Nun konnte niemand mehr sagen, die Spendengelder seien nicht auch für die Schule verwendet worden. Durch die Herrichtung des Hobshäuschens waren die Schulbedürfnisse der Gemeindebezirke Breitscheid, Mintard und Selbeck für den Anfang notdürftig befriedigt. Aber wirklich nur für den Anfang.

Mit der fortschreitenden Wiedereingliederung all derjenigen Gemeindeglieder, die während der Zeit der Illegalität (1648-1671) bei Nachbargemeinden Unterschlupf

gefunden hatten, wuchs auch die Zahl der Schulkinder stetig an. Die Enge des Schulkottens wurde bedrückend und hinderlich. Das Linneper Konsistorium mußte auf Abhilfe sinnen.

Aber die Gemeinde, deren Mitglieder durchweg kleine Bauern und Kötter waren, hatte kein Geld für die notwendige Erweiterung der Schule. Die Eigenmittel und die Zuwendungen des brandenburgischen Kurfürsten, der niederländischen Glaubensgenossen, der Bergischen Reformierten Synode und der Düsseldorfer Klasse, sowie die Donationen der freiherrlichen Familie von Isselstein und anderer wohlwollender Gönner reichten kaum hin, die Gehälter des Pfarrers und des Lehrers sicherzustellen. Dem Schulmeister Sonnenschein, der die Armut der Gemeinde aus eigener Anschauung zur Genüge kannte, konnte man diesen Zustand zumuten. Kritisch wurde die Lage jedoch, als er am 18. November 1694 verstarb. Die Gemeinde sah sich unversehens vor die Notwendigkeit gestellt, die Schule trotz der drängenden Finanznot auszubauen, wenn sie einen gutwilligen und tüchtigen Nachfolger im Amt des Schulmeisters finden wollte. Der damalige Prediger Henrikus Bernsau ergriff die Initiative. Er, der aus einer begüterten Düsseldorfer Familie stammte, stundete der Gemeinde sein Gehalt für einige Jahre und machte sich daran, Spenden zu sammeln. Auf diese Weise gelang es ihm, die Mittel herbeizuschaffen für die Erweiterung des Schulhauses und für den Bau einer Scheune, eines Hühnerstalles und eines Backhauses.

Dem heutigen Leser mag es unverständlich erscheinen, daß ein Lehrer die erwähnten Wirtschaftsgebäude braucht. Im 17. und 18. Jahrhundert aber waren die Einkünfte des Linneper Schulmeisters derart gering, daß er sich und seine Familie mit dem Monatsgehalt als Lehrer, Küster, und Vorsänger und mit dem jährlichen „Umgang“ durch die Gemeinde und den Küstergebühren aus Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen, den sogenannten Akzidentien, alleine nicht ernähren konnte. Er und die Seinen mußten ihre Lebensmittel auf dem Schulacker selbst erwirtschaften.

Mit dem Ausbau der Schule und der Errichtung der Wirtschaftsgebäude hatte man die Voraussetzungen geschaffen für einen normalen Schulbetrieb nach damaligem Standard. Nun galt es, den richtigen Lehrer zu finden. Das Linnepers Konsistorium wählte Dirick Rombeck und bestellte ihn am 4. Dezember 1695 mit folgendem Berufsschein zum Linnepers Schulmeister:

Kundt und zu wißen sey hiemit jedermänniglich, dem es zu wißen nöhtig, daß ein christl. Consistorium der reformirten Gemeine zu Linnep kraft tragenden Ambtes die durch den tödtlichen Hintritt des treufleißigen Schuhmeisters Wilhelm Sonnenschein erledigte Stelle wieder mit einem tüchtigen Mann zu besetzen sich bemühet, und unter denen gehörten durch die meisten Stimmen zum ordentlichen Schuhmeister genennet hat den ehrsahmen und achtbahren Dirick aus der Rombeck.

Wie nun gemeltes Consistorium nahmens der ganzen Gemeine von ihm Rombeck erfordert, daß er in der Schule die Jugendt nicht allein im Lesen, Schreiben und Rechnen, sonder auch in der Erkänntnis der seeligmachenden götlichen Wahrheit unterweisen und zur Furcht des Herrn treulich und fleißig mit sanftmühtigem Ernst und ernstlicher Sanftmuht anführe, in der Kirche aber mit Vorsingen, Lesen, Cathesiren und sonstigem nach hiesiger Gemeine Zustandt sich treu und fleißig erzeige, auch mit Besuchung der Kranken, und einem recht gotseeligen Wandel die gemeine erbaue, und dem Lästere das Maul stopfe, in summa sich in allem, wie billich, dem Prediger und Eltesten unterwerfe, und nach dem recht und gut finden des Predigers als einen treufleißigen Schuhmeister und erbaulichen Christen trage.

Also verspricht ihm Rombeck mehr gemeltes Consistorium, allezeit gegen den Lästere die götliche Handt zu bieten, und ihm zu seiner nöhtigen billigen Unterhaltung neben der Wohnung, dem Stücke Landes, der Gerechtigkeit auf der Marck mit Vieh darauf zu halten, nöhtig Brandholz zu suchen und sonsten, wie es der vorige Schuhmeister gehabt hat, ferner alle und jedes Jahr richtig zu bezahlen fünfzig Dahler, und

zwahren aus denen dieser Schulen zugelegten Donationen, danebent er von einem jeglichen Kinde, (das nicht aus den Almosen lebt:) sein monatlich und hie gebräuchlich Schuhgeld, samt noch einigem anderweitigen zu erheben hat.

Zur Wahrheit Uhrkundt ist dieses also geschrieben den 4. Dec. 1695 und unterschrieben im nahmen des Consistory von

Henr. Bernsau, zeitl. Prediger

Dirick Rombeck hielt es nur knapp anderthalb Jahre auf seinem Posten. War der ihm versprochene Verdienst von fünfzig Thalern, der immerhin fast doppelt so hoch lag wie der Verdienst seines Vorgängers und seines Nachfolgers (je 26 Thaler), für die Gemeinde nicht tragbar? Wir wissen es nicht. Jedenfalls verließ er Linnep am 25. Juni 1697, um sich woanders zu verdingen.

Unmut in der Gemeinde. Kritik am Konsistorium wegen der Lehrerwahl und Neuwahl eines Schulmeisters durch die Hausväter

Der Abgang des Schulmeisters Rombeck war für die Gemeinde eine herbe Enttäuschung. Man fragte sich, ob es das Consistorium bei der Einstellung desselben wohl an der notwendigen Sorgfalt hat fehlen lassen? Wie dem auch immer gewesen sein mag, jetzt verlangten die Hausväter, an der Wahl des Nachfolgers beteiligt zu werden.

Der tagebuchartige Wahlbericht des zeitlichen Predigers Henricus Bernsau (Kirchenarchiv Linnep Nr. 113) vermittelt einen interessanten Einblick in die Linnepers Schulsituation jener Tage:

*Nachricht
über gehaltener Wahl eines
Schulmeisters und Vorsängers
Anno 1697, den 15. Aug.*

1.) Seind auf die am nechstverwichenen Sonntag geschehene Citation nach verrichtetem Gottesdienst vormittags an Haußvättern erschienen:

*Conrad Unterhöbel
Hindrich Kückels
Peter Perkmans
Hindrich Schmalscheit
Gerrit zum Eicken*

*Willem ten Ofen in Britscheidt
Geret Britscheidt
Johannes am Imesberg
Leenert an d. Wilp
Jan zu Mackscheit
Olf im Underweg
Hans Willem am Mölscheitsroht
Johannes ter Mühlen*

2. Hierauf den gegenwärtigen vorgestellt:

daß dem Consistorio vorkommen sey, als solten einige in der Gemeine unzufrieden darüber sein, daß die Schuhmeister Wahl bisher vom Consistorio allein, und nicht von den Haußvättern zugleich geschehen, und ist gefragt: welche die unzufriedenen seyen: einige wenige antworten, die meisten schweigen stille. Die antwortenden geben vor, sie solten gerne sehen, daß man sie anderen benachbarten gleichstellte, und daß die Gemeine mit zur Wahl genöhtiget würde.

3.) Hierauf ist gefragt nach der Ursach, warum es nicht beym Consistorio bleiben solle, den Schuhmeister zu wehlen. Wird angemeldet, daß der abgelebte Schuhmeister (Anm.: Wilhelm Sonnenschein) nicht eigentlich frey gewehlet, sondern vom Prediger Schaaf und einigen Gemeinmännern angenommen, und, weil noch kein Schuhplatz vorhanden, bey dem Wirth zum Ofen (Anm.: Siehe oben: Willem ten Ofen in Britscheidt) ins Hauß vertahn, eben wie vor demselben aus Mangel des Unterhalts bald einer angenommen, bald einer wieder weggegangen.

4.) Die Meinung der Gegenwärtigen geht dahin, daß das Consistorium aus denen, die gehöret worden, einige den Gemeinmännern vorstelle, da sie dan sehen könnten, ob sie zugleich ihre Stimmen mit möchten geben, oder es dem Consistorio könnten heimstellen.

4. September

1.) Seind auf die am nechstverwichenen Sonntag geschehene nochmalige Citation nach verrichtetem Gottesdienst vormittags an Haußvättern abermahl erschienen, in der Zahl sieben.

2.) Denen seind vom Consistorio vorgestellt drey, nemlich Schnitzler zu Speldorf, Jan zu Erkraht und Johannes Keusenhof vor diesem zu Lintorf jetzt zu Cöllen.

3.) Aus den dreyen seind durch das Consistory und der Haußvätter meiste und gleichgefallene Stimmen zwey genennet, nemlich Schnitzler zu Speldorf und Johannes Keusenhof zu Cöllen.

4.) Hierauf hat man den Nahmen Gottes angerufen, daß er einem jeden in den Sin geben wolle, wer es von diesen Zweyen seyn soll.

5.) Darauf ist durch die meisten Stimmen, und zwar mit Entscheid einer Stimme, genennet Johannes Keusenhof zu Cöllen.

6.) Dieser Handlung ist mit einer Danksagung zu Gott ein Ende gemacht.

9. September

ist Johannes Keusenhof dieses Verlangen der Gemeinde auf Cöllen schriftlich zugeschickt.

14. September

ist beyliegende conditional abschlägige Antwort kommen.

16. September

ist ihm darauf geantwortet.

21. September

seind die Haußvätter nochmahls genöthigt nach gehaltener Vorberereitung stehen zu bleiben und ferner anzuhören, was vorgestellet werden würde. Einige seind zwar vor der Kirche ein wenig stehn blieben, und seind zu kommen durch einen Diaconen ferner erinnert, seind aber nicht herein kommen, einige weggangen ohn Antwort, andere mit Vorwant, was sie hir tuhn solten.

Hierauf hat man in Erwegung genommen, weil die Hausvätter das Consistorium verlaßen, ob man eine neue Wahl anstellen oder einen auf Verheiß annehmen soll. Die meisten Stimmen im Consistorio gehen auf eine neue Wahl, darauf ist die Wahl im ordentlichen heutigen Consistorio vorgenommen, und durch die meisten Stimmen ernennet Schnitzler zu Speldorf, und sol solches demselben mit ehestem schriftlich bekant gemacht werden.

23. September

ist gemeldetem Schulmeister zu Speldorf dieses schriftlich bekant gemacht.

27. September

kommt des Joh. Keusenhofs Stief-

vatter zum Prediger und gibt zu erkennen, daß die Antwort von hier aus an seinen Sohn in Cöllen einige Tage zwischenwege müße gelegen haben, maßen derselbe sie erst vor wenig Tage habe bekommen, zu dem so habe sein Sohn resolviret, diese Schuhle anzunehmen mit dem Beding, daß ihm die Gemein das Holz an die Schuhlfahren sol. Demselben hat der Prediger bekant gemacht, daß, weil kein Antwort von seinem Sohn kommen, derselbe auch sofort und deutlich abgeschrieben, man den zu Speldorf suche, unterdeßen wolle er übermorgen dieses dem Consistorio anzeigen.

30. September

schickt der Speldorfer Schulmeister beyliegendes Antwortschreiben.

3. October

ist ihm darauf geantwortet. Denselben Tag kommt von Joh. Keusenhof beyliegende Lettern Antwort ab dato den 27. Sept. 1687.

7. October

Kommt einliegendes gänzlich abschlägiges Schreiben von dem Speldorfer.

13. October

hat Consistorium resolviret den Jan vom Angeren, Schulmeister zu Erkraht auf eines Jahrs Versuch anzunehmen, worüber ihn der Prediger nechstkünftigen Sonntag sprechen wird, zu welchem Endt er gegen drey Tag hieher zu kommen genöthigt werden soll.

20. October

ist dieser Jan hiehin kommen, da ihm der Prediger vorgehalten, was hie in der Schuhle und Kirche und Gemeine des Schulmeisters werck sey, und dan die Furcht Gottes, Erkänntniß der Wahrheit und Catechisiren; und aber er im Catechisiren noch nicht fertig, so möchte er diesen Dienst auf ein Jahr zu versehen annehmen, mit dem Beding, daß, wenn er sich werde bemühen in der Erkenntnis Sachen zu wachsen, sich im Catechisiren fleißig übe, er alsdan beständig in der Schuhle werde gehalten werden, widrigenfalls aber nicht. Zur Antwort gab er, er wolle solches wagen und hoffen durch Gottes Gnade der Gemeine Genüge zu tuhen.

28. October

ist diesem Jannen vom Angern auf Erkraht geschrieben, daß er dan kommen soll, daß er unterdeßen den Tag seiner Überkunfft sol hiehin wißen laßen, so soll eine Karre oder Wagen kommen sein Gut abzuholen.

11. November

kommt dieser Jan samt seinem Bruder, welcher vor ihm anhält um einigen Schein, dem er dem Consistorio zu Erkraht könnte vorweisen; der Schein ist ihm in Form eines Briefes nachgeschickt.

14. November

bringt dieser Jan den Erlaubungsschein von dem Erkrader Consistorio.

19. November

ist er samt Frau und Kindern mit bey sich habendem Hausraht durch fünf Karren von hier aus hiehin gehohlet, die Karren waren aus dem Höbel Brockhaus und Rückels zusammen; aus Britscheid Noves und Britsheit, Clauermann, große und kleine Kemm, von ter Bey und aus Mintert Kockers; aus Selbeck Unterweg und Permans.

Jan vom Anger hat sein Probejahr mit Erfolg absolviert. Er hat es verstanden, sich im Laufe seines Berufslebens die Wertschätzung der Gemeinde zu erwerben. 1707 erkrankte er. Als er seine Lehrer-, Vorsänger- und Küsterpflichten nicht mehr wahrnehmen konnte, sprang sein Sohn Agritius für ihn ein, der damals Schulmeister in der reformierten Gemeinde Erkrath war. (Kirchenzeugnis vom 25.12.1711). Jan vom Anger starb am 6. Mai 1708. Er hinterließ seine zweite Frau, die Stiefmutter des Agritius, mit fünf unmündigen Kindern. Hierzu berichtet der Prediger Henricus Bernsau im Protokollbuch des Linneper Consistoriums:

„Anno 1711, den 13. December ist der Witwen vom abgelebten Schulmeister Jan Angern consistorialiter angezeigt, daß das ihr auszuhalten zugestandene Jahr sich vor acht Tagen geendiget, und sie also alles bis an den ersten dieses laufenden Monats Decembris an Schulgeld und Gehalt erhalten, was zu fordern habe an dem Consistorio, und weiter nichts.

Hierauf ist ihr Stiefsohn Agritius Anger wirklich zum Schuhmeister angenommen, dergestalt, daß er die Jugend in der Schuhle im Lesen, Schreiben, Singen, Rechnen, sonderlich aber in der Erkenntnis der göttlichen seeligmachenden Wahrheit treulich und fleißig mit sanftmütigem Ernst und ernster Sanftmuht unterweise, und zur Furcht des Herrn anführe, in der Kirche aber mit Vorsingen, Lesen, Beten, Catechisiren und sonst mit Krancken-Besuchen und einem gotseeligen Wandel die Gemeine erbaue; so auch das Leuthen und Kirchrein- und sauberehalten besorgen, summa sich als einen treu-fleißigen Schuhdiener und erbaulichen Christen betragen.

Hingegen verspricht ihm das Consistorium dasjenige einzuräumen und zu geben, was sein abgelebter Vatter genoßen, benentlich: die Wohnung, Garten, Kempfen und Busch, wie er in seinen Lecken und Pfählen zur untersten Schuhle gehörig ist, zu gebrauchen, dann jährlich zwey Karren Kohlen in den Schuhlofen, item Sechs und Zwanzig Reichsthaler in Geld, so er vom Consistorio zu fordern hat, item das monatlich Schuhgeld von jedem Kinde, die Accidentien von den Leichen und sonst, so er selbst einzufordern hat.

Diesemnach ist mit des neu angenommenen Schuhmeisters und seiner Stiefmutter Bewilligung consistorialiter gut gefunden, daß er noch jung von Jahren, seine Stiefmutter samt Kindern jahrelang nacheinander dergestalt bey sich habe, daß die Mutter ihn mit eßen, trinken, wie vor diesem versorgen, das Feld und den Garten auf ihre Kosten und Gefahr bearbeiten laßen, dagegen aus den obgemelten 26 Reichsthalern, sage Zwanzig Sechs Reichsthaler, empfangen fünfzehn derselben Reichsthaler; die übrigen elf Reichsthaler samt dem Schuhgeld und Accidentien behält er vor sich.“

Agritius Anger heiratete am 27. 5. 1714 Gerdrut Untereickscheidt, die Tochter eines verstorbenen Höseler Kollegen, des Schulmeisters Jan Untereickscheidt. Aber schon 1716, nach der Geburt eines Sohnes, verstarb die junge Frau. Agritius Anger fand in der

Höselerin Gerdrut von der Boltenburg eine neue Hausfrau und Mutter für seinen Sohn.

In seinem Rechenschaftsbericht vom 22. Juni 1722 hat uns der Prediger Henricus Bernsau genauere Angaben über die Herkunft der Gelder für die Besoldung des Schulmeisters Agritius Anger gemacht:

1. Aus der Schenkung der weiland verwittibten von Gürtzgen von Leuchtenberg, doch jetzt im 6. Jahre bei dem Freiherrn von Loe zu Overdyk rückständig ist 6 Rthlr.

2. Aus der Schenkung der weiland Freifräulein Magdalena Walburga von Isselstein 6 Rthlr.

3. Aus der von weiland Freifrau von Ommern anstatt der ehemaligen 4 Reichsthaler in Capitali der Gemeinde eingehändigten 50 Reichsthaler zu 3 1/2%

1 Rthlr. 45 Stüber

4. Aus dem anno 1694 aus der clevischen Staatskirchenkasse der Gemeinde gütigst zugelegten 100 Rthl. zu 3 1/2%

3 Rthlr. 7 Stüber

Summa 17 Rthlr. 15 Stüber

Den Rest mußte die Gemeinde in der Kollekte beisteuern.

Außerdem erfahren wir aus dem gleichen Rechenschaftsbericht, daß in den Honschaften Breitscheid, Selbeck und Mintard

30 Erbgessene und 31 Pächter

zur reformierten Gemeinde Linnep gehören. Rechnet man zu jedem Haushalt (wobei die Altenteil-Haushalte einbegriffen sind) durchschnittlich 0,8 Kinder im Schulalter, dann kommt man auf eine Schülerzahl von rund 49 Kindern in der „untersten“ Schule, eine beachtliche Zahl für nur einen Lehrer und nur eine Klasse. Zu dem gleichen Ergebnis kommt man auch, wenn man die Konfirmanzahlen von 8 Jahren in jener Zeit aufaddiert.

In die Wirkungsperiode des Lehrers Agritius Anger fällt eine Verordnung des bergischen Landesherren folgenden Inhaltes:

„Die Pfarrer, Kirchmeister oder andere Präsentations-Berechtigten

sollen die Küster und Schulmeister bei unbefriedigender Dienstleistung alljährlich absetzen und andere, fähige Subjecte anstellen dürfen.“

Diese Verordnung unterstreicht die damals noch anerkannte alleinige Zuständigkeit und Verantwortung der kirchlichen Autoritäten und der Gemeinden für das Lehramt und sie kennzeichnet die Abhängigkeit der damaligen Schulmeister von ihren kirchlichen Vorgesetzten, eine Abhängigkeit, die uneingeschränkt erhalten bleiben sollte bis in die Zeit der Französischen Revolution.

Vereinheitlichung des kirchlichen Schulwesens im Herzogtum Berg: Die Schulmeister- und Küsterordnung

Die Linneper konnten sich nur 15 Jahre des Dienste ihres Lehrers, Küsters und Vorsängers Agritius Anger erfreuen. Am 6. Dezember 1725 raffte ihn der Tod dahin. Das Konsistorialprotokoll vom 21. Dezember 1725 berichtet darüber:

„Nachdem durch Absterben des vierzehn Jahre lang treufleißig gewesenen Schuhmeisters und Vorsängers hiesiger Gemeine Agritius Angern die Stelle im Anfang dieses Monats Decembris vacant worden ist, bey dessen Beerdigung consistorialiter desselben nachgelassener Witwen zu erkennen gegeben, daß sie wenigst bis nächstkünftigen May in ihres abgelebten Mannes Genuss continuiren solle, wenn sie jemanden stellen könne, der tüchtig in der Kirche den Gesang führen und in der Schule die Kinder zu unterweisen, so dan im übrigen ihres abgelebten Manns Dienste wahrnehmen. Weil bey dieser Zeit die Schuhl alsobald nach dem Neuenjahr nohtwendig wiederum in den Gang gebracht werden muß, will Consistorium darüber mit allen Fleiß bedacht sein, und dazu jemanden annehmen, damit man desto füglicher, ohn der Jugend Nachtheil, vor und nach einen, anderen und mehrere hören, untersuchen und zu einer ordentlichen Wahl schreiten könne.“

Über die Wahl des Nachfolgers schreibt der damalige Linneper Prediger:

Zur Nachricht

„Nachdem am 6ten Decembris 1725 Agritius Anger, Vorsänger und Schuhldiener hiesiger Reformirter Gemeine zu Linnep mit Tod abgegangen, ist seiner nachgelassenen Witwe consistorialiter angezeigt, wie mit mehrerem im Consistorialprotocoll zu sehen. (Anm.: siehe oben)

Hierauf hat gen. Wittib sich durch die Ihrigen bemühet, und dann in der Ilp gefunden den Schuhlmeister Johannes Cronenburger so weit willig, daß er ihr dies ihr laufendes Jahr wohl in der Schuhle und Kirche dienen will, wenn er die Versicherung haben kan, daß er in hiesiger Gemeine im Dienst bleiben soll.

Diese Versicherung ohne Wahl zu geben, beschweret sich Consistorium, obgleich dieser Mensch von gutem Gerücht ist.

Da sich auch kein anderer, der etwas nutz ist, zu obgedachtem verstehen wil ohne Versicherung, daß er hernach bleiben soll, und Consistorium mit Fleiß suchet bey gegenwärtiger Jahreszeit die Schuhl, wär es möglich, mit dem Anfang des Neuenjahres wieder in den Gang zu bringen, so ist auf Consistory Ersuchen im Singen und Cathedisiren vor öffentlicher Gemeine gehöret

am 30. December.
Sonntags nachmittags
Johann Herman Elscheit,
Schuhlmeister vor der Brüggen
zu Kettwig,

am 31. December
Montags vormittags
Johannes Hendricus Cronenberger,
Schuhlmeister in der Ilp.

Und, dah am 30ten December vorgeannt vormittags vom Prediger der Gemeine bekant gemacht daß am 31sten desselben nach geendigtem Gottesdienst die Wahl eines neuen Vorsängers und Schuhlmeisters solle gehalten werden, auch die Haußvätter dazu genötiget worden, hat der Prediger mit dem Consistorio in der Kirche das nötige reguliret, die Wahl folgendermaßen dirigiret und moderiret: Prediger und Consistorio haben unanimiter in die Wahl gesegnet ihrer vier mit Nahmen: Jacobus Untereickelscheit, Hößeler Schuhlmeister, Johan Herman Elscheit, Ketwiger Schuhlmeister vor der Brüggen, Johannis Cro-

nenburg, Schuhlmeister in der Ilp; und Jacob Anger, Schuhlmeister zu Cones.

Diese seint denen herbeyzutretten genötigten Haußvätern bekant gemacht; darauf vom Prediger als Wahlmoderatoren allen und jedem zu Gemüht geführet, daß ein jeder in der Furcht Gottes, ohn fleischliche Einsichten, demjenigen seine Stimme geben wolle, den er zum Schuhl- und Vorsängerdienst am bequemsten zu sein gefunden.

Hierauf hat der Prediger den Nahmen des Herrn angerufen; demnach die Haußvätter erinnert: miteinander an die Feldseite der Kiirchen außer dem Chor beysammen zu tretten; und darauf erst die Consistorialen, so bey ihm auf dem Chor an der Taffel, einen jeden seine Stimme in der Stille geben laßen und angezeichnet, darauf in stiller, liebreicher Ordnung auch die Haußvätter, die an der Wegseite der Kirche wieder vom Chor abtratten.

Und da sich laut anliegendem Wahlzettel fand, daß der Ilper Schuhlmeister durch die meisten Stimmen erwehlet worden, machte der Prediger solches denen gegenwärtigen bekant; das schloß die Handlung mit dem Gebet.

Durch den Eltesten Jacob Gütze ist dem Ilper Schuhlmeister seine Erwehlung kundt getahn und verahnlafet zu hiesigem Prediger zu kommen.

Am 2ten January ist derselbe kommen wie aus ahnliegender Missive zu sehen; Nach selbigem Tage hat er, wie ahnliegender Zettel zeigt, mit vorbemelter Wittib geaccordiret. Ihm ist nachgehends nebenliegender Berufsschein eingehändig:

Erfahrener und achtbahrer Johannes Hindrikus Kronenburg.

Dem Herren unserem Gott hat es gefallen durch den tötlichen Hintritt unseres gewesenen treufleißigen Schuhlmeisters und Vorsängers Agritius Anger die Stelle ledig zu machen. Diese Stelle wiederum mit einem tüchtigen gotseeligen Mann zu besetzen seyht Ihr auf Anrufung götlichen Nahmens von hiesiger Evangelisch Reformirter Gemeine durch die meisten zu obgedachtem Dienst erwehlet. Ein Dienst, der bey uns erfordert, in

der Schuhle die Kinder im Lesen, Schreiben, Singen, Beten, Rechnen treulich und fleißig unterweisen, zur Ehrerbietung gegen Gott, zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, gegen die Eltern und gegen alle ihre Vorgesetzten anhalten; in allen Stücken durch Cathedisiren und sonst zu wahrer Gotseeligkeit anführen, alles mit sanftmütigem Ernst und ernstlicher Sanftmuht, in der Kirche Vorsingen, Vorlesen, Beten, Cathedisiren, wie es consistorialiter vom Prediger gut gefunden wird; auch mit Besuchung der Krancken und mit einem gotseeligen Wandel die Gemeine erbauen; Bey Bedienung der H. Tauff und des H. Abendmahls das Behörige wahrnehmen, die Kirche rein halten, das Leuchten verrichten, und sich in allem, wie billig, dem Prediger und Eltesten unterwerffen, überall als einen erbaulichen Christen betragen.

Wie wir Prediger und Consistorialen nun nahmens der Gemeine Euch, Johannis Hindrikus Kronenburg, zu obbemeltem Dienst kraft dieses ordentlichen Berufsschein, also geloben und versprechen wir Euch hiermit, und kraft dieses dagegen zu gebrauchen und zu genießen die Schuhlwohnung samt ihrem Kamp, Garten und bey Theilung der Laupendahler Gemark der Schuhle davon zugetheiltem Ohrt; auch jährlich in den Schuhlhofen zwey Karren Steinkohlen an die Schuhle zu liefern; ferner zu jährlichem stehendem Gehalt aus denen dieser Schuhle zugelegten Donationen sechs und zwanzig Reichsthaler; weiter von jeglichem Kinde, das in die Schul gehet, monatlich fünf Stüber Schulgeld, von jeglicher Leich einen Schilling, von jeglichem Kind, so in der Kirche getauft wird, einen halben Schilling, vom Schreiben eines Verkündigungsbriefleins einen Schilling, vom Bewahren und Reinmachen des Leichtuchs jedesmahl wenn es gebraucht wird, anderthalb Stüber; von jedem, der rechnen lernt, monatlich ein billiges, welches alles Ihr von denen respective Schuldigen einzufordern und zu erhalten habt. Zur Wahrheitsurkundt ist dieses geschrieben und unterschrieben am sibenbenten January des Jahres nach unseres Heylandes Jesu Christi Gebuhrt Eintausend, Siebenhundert, Sechs und Zwanzig, zu Linnep.

Hinr. Bernsau Pastor apud Linnipenses
 Jacob im Gützenhoff Eltester
 Hanßwilm Möltzetrath Eltester
 Wilhelm zu Baurstein Eltester
 Gerhard Boltenburg Diakon
 Gerhard am Stein Diakon
 Wilhelm Sporkhorst Diakon

(Archiv Linnep Nr. 113)

Mit Johannes Hendricus Kronenburg, der laut dem Konsistorialprotokoll vom 7. Januar 1726 schon am 9. Januar seine Lehrtätigkeit aufnahm, war ein Mann in die „unterste“ Schule eingezogen, dem die Verbesserung und Erweiterung des Schulraumes und der Lehrerwohnung am Herzen lagen und der seine Wünsche und Vorstellungen auch durchzusetzen verstand, obwohl die Gemeinde dafür kein Geld hatte. Seine Devise: Wenn die notwendigen Mittel bei den Linnepern nicht vorhanden sind, dann müssen die Linnepner eben alles tun, um sie bei den Nachbargemeinden und bei der Bergischen Reformierten Syn-

ode zu beschaffen, auch wenn diese Kollekten sich über Jahre hinziehen sollten. Und in der Tat, unter der Leitung ihres Predigers fanden sich Gemeindeglieder und auch wohlgesonnene Freunde aus anderen Gemeinden bereit zum Bittgang bei den Glaubensbrüdern.

Auf diese Weise brachten die Linnepner Ältesten und Hausväter, der Prediger und der Schulmeister das Geld zusammen für die „Renovation und Vermehrung der untersten Schule im Kirchspiel Linnep“, wie es in dem Bericht aus dem Jahre 1727 heißt. (Kirchenarchiv Linnep Nr. 90). Dabei wurden der Schulraum vergrößert und das Dach komplett erneuert.

Johannes Hendricus Kronenburg (Kronenburg) hatte zehn Kinder, sieben aus erster und drei aus der zweiten Ehe. Es war fürwahr schon ein Kunststück, eine solche Kinderschar mit dem damals sehr mageren Einkommen eines Schul-

meisters zu ernähren. Kritisch jedoch wurde die Situation nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges (1756 – 1763). Der Schulmeister Cronenburger mußte sich nach zusätzlichen Erwerbsquellen umsehen. Das tat er, indem er die Schule in Gerresheim pachtete. Die Folge: Ab 1760 häuften sich die Beschwerden der Linnepner Eltern darüber, daß der Schulmeister nur sehr unregelmäßig Schule hielt, weil er pflichtwidrig anderswo Unterricht erteilte. Wie trostlos tatsächlich die Lage war, bezeugt das Konsistorialprotokoll vom 24. August 1763:

„Johannes Cronenberg und seine Haußfrau Sybilla haben vorm Consistorio sich folgender Maaßen erklärt, daß wann ihnen zuweilen aus der Gemeinen Armen Mitteln was zugesteuert würde, daß alsdan auch nach ihrer beyderseiths Leben ihre Nachlassenschaft, sie mag Nahmen haben wie sie wolle, denen Armen solle verfallen seyn; worauf ihnen auch also fort wieder 2 Reichsthaler aus den Armen Mitteln gewährt sind.“

1766, also drei Jahre nach Kriegsende, lesen wir im Konsistorialprotokoll die tröstliche Nachricht, daß die Mißhelligkeiten zwischen dem Schulmeister und dem Gemeindepfarrer beigelegt sind, und der „Schulmeister dem Prediger Satisfaction geleistet hat“ wie „aus beyliegendem Attest zu ersehen ist.“ Hendricus Kronenburg war eine längere Amtszeit beschieden als seinen Vorgängern. Nach 40 Dienstjahren in der Linnepner Gemeinde verstarb er am 5. Januar 1767.

Nun war wieder eine Schulmeisterwahl notwendig. Vorher aber mußten die Bewerber angehört und geprüft werden. Das kostete Zeit. Im Konsistorialprotokoll vom 3. April 1767 wird die Prozedur beschrieben:

„Nachdem der Prediger am 22. März a.c. nach gesprochenem Segen Sonntag morgens das Consistorium nicht allein sondern auch alle Haußvätter der Gemeinde in der Kirchen hatte stehen lassen, so taht derselbe bey dieser Gelegenheit die Frage, ob nun Schulmeister genug sich vor der Gemeinde in der Kirche hätten hören lassen und ihre Probe abgelegt oder ob man noch mehrere be-

Sie sammelten	Rthl.	Stüber
1726 bei den Hildener Ältesten	1	20
in Urdenbach, bei Prediger Meyer	2	44 1/2
in Ratingen, beim Prediger Neuhaus	7	11
in Homberg, durch eine Hauskollekte von Willem Kückels und Willem Kockerscheit	15	30 1/2
in Erkrath, durch Hans Wilm Mölscheitsroht und einen Erkrader Mann	5	40 1/2
1727 in Kettwig diesseits der Ruhr in der Hauskollekte durch Peter Krummenweg und den Schulmeister Kronenburg	9	34
im Dorf Kettwig durch Hans Wilm Riegels und Jan Demelskammer	5	29
jenseits der Ruhr durch Wilm Kockerscheit, Jacob Klaumann und Schullehrer Kronenburg	8	42
in Düsseldorf per Prediger Melchiors	15	–
1728 in Elberfeld per Prediger Meyer	10	–
in Mülheim an der Ruhr, Hauskollekte in Saarn durch Peter Perckman und Wilm Sporkhorst	6	17
in Speldorf durch Hanß Hindrich Neuhauß und Feis Schelberg	4	9 1/2
in Styrum und Alsem durch Gört Perckman und Hindrich Hingsen	3	1
in Holthausen und Menden durch Dirich am Brug und Hindrich Overweg	4	29
in Heißen durch Hindrich Imesberg und Hindrich an der Heiden	1	34
in Dümten, Ebbinghoven und Mellinkhoven durch Hermann Langenkamp und Hindrich an der Heiden	3	28 3/4
im Dorf Mülheim durch Jacob Klaumann und Moritz ten Ofen	14	6 1/2
in Haan per Hauskollekte durch Hans Wilm Janßen und einen Haaner Mann	6	20 3/4
in Wald durch Prediger Rubel und Hans Wilm Janßen	3	3
1729 in Solingen durch den Prediger Stahl	2	–



Die unterste Schule nach dem Ausbau
Der Fachwerkteil (rechts) ist das uralte Hobshäuschen
Der linke Gebäudeteil mit den großen Fenstern im Erdgeschoß wurde ausgebaut

schreiben sollte? Worauf alle so Consistoriale als Gemeinmänner antworteten sie hätten Schulmeister genug gehört deswegen könnte man je eher je besser zur Schulmeister Wahl schreiten. Worauf dann consistorialiter und waren einhellig und ohne Widerspruch beschlossen und festgestellt wird, daß am zukünftigen Mittwoch, also den 8. huyus die Schulmeister Wahl solle gehalten werden und die Freytagswochenpredigt auch denselbigen Tag gehalten und der Gottesdienst demzufolge morgens um 8 Uhr seinen Anfang nehmen und dem Prediger hiemit aufgetragen, so wohl in Ansehung der Schulmeister Wahl als auch des Gottesdienstes der gantzen Gemeinde den zukünftigen Sonntag morgens, den 5. dieses, von der Cantzel bekant zu machen.“

Aus dem Protokoll vom 17. April erfahren wir:

„Die Wahl ist am gesetzten Tage in Frieden gehalten und der Schulmeister an der Pierenburg, Johannes Wolfs, durch die mehresten Stimmen zum Schulmeister und Vorsänger erwählt worden, wie beyliegende Wahlacten anzeigen.“

Johannes Wolfs war nur kurze Zeit Linnepischer Schulmeister. Darüber verrät uns das Consistorialprotokoll vom 27. Juni 1769:

„Nachdem der Schulmeister Johannes Wolfs von hier weg und

waren nach der Hatsper Kirchspiels Kettwig beruffen worden, derselbe auch wirklich dahin eingefolgt ist, demzufolge hat hiesiges Consistorium nebst den Gemeinmännern in der Furcht des Herrn eine friedliche neue Schulmeister Wahl gehalten und ist mit den mehresten Stimmen zum neuen Vorsänger und Schulmeister erwählt worden Peter Conrad Otterbeck, Schulmeisters Sohn zu Hammeren.“

Unter dem Datum vom 2. Juni 1769 erfahren wir, daß „der neuerwählte Schulmeister wirklich eingeholt“ ist und „seine Bedienung der Schule unter Gottes Beystand angefangen“ hat.

Peter Conrad Otterbeck (getauft 6. Oktober 1749), wirkte bereits im Alter von 19 Jahren als Lehrer in Beeck (heute: Duisburg-Beeck), bevor er nach Linnep kam, wo er bis zu seinem Tode am 19. November 1798 die Ämter des Schulmeisters, Küsters und Vorsängers innehatte. Im Alter von 23 Jahren (am 8. Oktober 1772) heiratete er Anna Sophia Niederstein aus der alten Selbecker Familie zu Stein. Von dieser Familie wissen wir aus den Dokumenten im Linnepischen Kirchenarchiv, daß sie zu den wenigen Familien zählte, die sich während der Zeit der Illegalität und Verfolgung der Linnepischen Reformierten (1648 – 1672) nicht von der verbotenen Gemeinde abwandten und Zuflucht suchten bei

anderen Gemeinden, sondern sich zu dem kleinen Häuflein hielten, welches sich allen Gewalten zum Trotz auf Haus Linnep zum Gottesdienst versammelte.

Je mehr sich nun aber im Zeitalter der Aufklärung der Schwerpunkt der Jugenderziehung von der religiösen Unterweisung hin zur Berufsvorbereitung bzw. zur Vorbereitung auf weiterführende Schulen ausdehnte, umso mehr verlangte diese Entwicklung nach einheitlichen Mindestanforderungen, die an einen Schulmeister zu stellen sind. Nach jahrelanger Diskussion nahm sich die Bergische Reformierte Synode als erste kirchliche Körperschaft im Bergischen Lande dieses Problems an und verabschiedete 1784 die für alle reformierten Gemeinden im Herzogtum Berg verbindliche Schulmeister- und Küsterordnung (Siehe Anlage).

Das war ein bahnbrechender Schritt. Im übrigen muß die Aufstellung dieses Regelwerks wohl auch notwendig gewesen sein, denn darin wird auf einige Mißstände hingewiesen, die sich im Laufe der Zeit in den Gemeinden durch lasche Handhabung der Überwachungspflichten der Schulvorstände eingeschlichen haben. Z.B.:

§ 21. Da der Mißbrauch eingeschlichen, daß Leute ihre Kinder nur dann und wann einige Tage in die Schule schicken, und dann vom Schullehrer verlangen, daß er diese Tage durch verschiedene Monate aufsuche und darauf ein Monatsgeld berechnen soll, so wird hiermit bestimmt, daß künftighin alle, die ihre Kinder nur acht Tage eines Monats in die Schule schicken, außer bei bescheinigter Krankheit, den ganzen Monat bezahlen sollen.

§ 22. Prediger und Consistorialen werden Sorge tragen, daß alle Eltern ihre Kinder, welche sie bei sich haben, ohne erhebliche Ursache in keine andere Schule schicken, als wohin sie gehören.

§ 23. Den Schulmeistern steht es nicht frei, während der Schulstunden Tabak zu rauchen, noch ihre Hausgenossen in der Schulstube ein- und ausgehen zu lassen, weil solches unanständig ist und die Aufmerksamkeit der Jugend stört.

§ 25. Dem Schulmeister müssen seine Gebühren vom Besingen der Leichen, desgleichen Kopulationen und Taufen – wo er davon etwas zu fordern hat – vorher, ehe er seine Pflicht wahrnimmt, abgeführt werden.

Die Bergische Reformierte Synode versäumte nicht, in jeder der nachfolgenden zehn Synodalversammlungen die strikte Einhaltung der „Schulmeister- und Küsterordnung“ bei den Gemeinden mit der gebotenen Dringlichkeit anzumahnen.

Die Wirkung und der Erfolg des Regelwerkes weckte das Interesse und die Aufmerksamkeit der Landesregierung im Herzogtum Berg. Kurfürst Karl Theodor (reg. 1742 – 1799) erließ am 4. April 1794 eine Verordnung, „um dem gemeinsamen Schulwesen in Unseren beiden Herzogthümern eine bessere Richtung zu geben, und hierdurch Unseren getreuen Unterthanen die gedeihlichen Mittel zu verschaffen, daß die Jugend sowohl in den Grundsätzen der Religion und Tugend sorglich unterrichtet und befestiget, als auch durch nützliche Kenntnisse gebildet, mithin zum allgemeinen und ihrem Besten wohl erzogen werden möge.“

Das war der erste Versuch, die Bindung der Schulen an die Religionsgemeinschaften zu lockern zugunsten einer staatlichen Einflußnahme.

Am 19. November 1798 starb Peter Conrad Otterbeck im 31. Jahr seiner segensreichen Tätigkeit. Ihm folgte Karl August Neuburg (*18. Oktober 1776 in Kettwig). Auch er entstammte einer Lehrerfamilie. Als er sich für die Stelle an der untersten Schule bewarb, war er gerade zweiundzwanzig Jahre alt.

Es war die Zeit der Französischen Revolution, die Zeit der großen politischen und sozialen Umwälzungen, deren Einfluß sich auch und gerade im Herzogtum Berg bemerkbar machte, zumal der Landesherr, Kurfürst Max Josef (reg. 1799 – 1806) vor seiner Inthronisation französischer Oberst in Straßburg war und von daher eine gewisse Bewunderung für die Errungenschaften der Franzosen hegte. In seine Regie-

rungszeit fallen einige grundlegende Änderungen im Schulwesen:

Die Verordnung vom 28. August 1801 verlangte, daß jeder Lehrer vor seiner Zulassung zum Lehramt eine Bestätigung der neu eingerichteten Prüfungsstelle in Düsseldorf über eine erfolgreich abgelegte Prüfung beibringt.

Im Jahre 1802 erfolgte die Bildung einer Schulkommission bei der kurfürstlichen Regierung in Düsseldorf. Damit war die Frage der Schulaufsicht zugunsten des Staates entschieden. Die konfessionellen Elementarschulen waren praktisch in die staatliche Rechtsordnung einbezogen worden.

Am 5. August 1805 fand in Düsseldorf die Gründung einer „besonderen Ausbildungsstätte für Lehrer“ statt. Damit war das Lehrerseminar geboren.

Am 25. August 1805 erging der Befehl zur Trennung von Küster- und Lehreramts und zur Auflösung der katholischen Küsterschulen (Schulen, an denen nach alter katholischer Tradition der Küster nebenher den Schulmeisterdienst versieht).

Bei diesen umwälzenden Neuerungen hat zweifellos die Französische Revolution mit ihrem Postulat der Trennung von Staat und Kirche Pate gestanden.

Lehrer Karl August Neuburg und der Schulmeisterstreit

Für den Linneper Lehrer Karl August Neuburg hatten die obigen Neuerungen zunächst kaum Auswirkungen, weil dieselben sich im Wesentlichen auf neu einzustellende Lehrer bezogen, und Neuburg, ebenso wie sein Höseler Kollege Johann Peter Küpper, vor dem Erlaß der obigen Verordnungen in sein Lehrer- und Küsteramt berufen worden war.

In Bezug auf den Schulbetrieb allerdings zeigten sich schon bald die ersten Auswirkungen. Diese sollten im Jahre 1806 drastische Formen annehmen, als das Herzogtum Berg von Frankreich annektiert und als Großherzogtum Berg in das französische Staatsgebiet eingegliedert wurde. Die neuen Herren setzten sich rigoros über die gewachsenen

Strukturen hinweg und schufen alsbald eine Schulverwaltung nach französischen Vorstellungen. Damit erhielten auch die Linneper Lehrer neue Dienstverhältnisse. Das änderte zwar ihre Rechtsstellung gegenüber dem Konsistorium, an ihren vertraglichen Nebentätigkeiten innerhalb der Linneper Gemeinde aber änderte das noch nichts. Der Höseler Lehrer, Johann Peter Küpper, versah weiterhin das Vorsängeramt im Gottesdienst, bei Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen, und der Breitscheider Lehrer Carl August Neuburg war weiterhin nebenher Küster in der Gemeinde. Beide waren auch nach wie vor verpflichtet, am sonntäglichen Gottesdienst in der Linneper Waldkirche teilzunehmen, wobei ihnen die Lehrerbank an der Stirnwand der Kirche rechts von der Kanzel zugewiesen war. Über die Sitzordnung in dieser Lehrerbank kam es 1802 zwischen den Schulmeistern zu einem Streit, der in der Gemeinde viel Staub aufwirbelte. Worum ging es? Nach einer lautstarken und von der Gemeinde mit großem Mißfallen registrierten Auseinandersetzung über die Sitzverteilung während des Gottesdienstes verlangte der Lehrer Neuburg, daß sein Höseler Kollege künftighin seinen angestammten Platz in der Lehrerbank (den Platz des Vorsängers) zu seinen Gunsten räume. Da es dem Prediger nicht gelang, diesen Streit durch gütliches Zureden zu schlichten, mußte sich das Konsistorium damit befassen. Im Konsistoriumsprotokoll vom 24. Juni 1802 stellt sich die Sache folgendermaßen dar:

„Obgleich Consistorium in dieser Sache, besonders in der Hinsicht, noch nicht entscheidend hat sprechen mögen, da man hoffte, dieser an sich unbedeutenden Zwist, der fast nur eine Heringsnase betrifft, werde sich durch Belehrung und vernünftiges Zureden heben lassen, so erkennen gleichwohl sämtliche Glieder desselben

1. daß der Höseler Schulmeister Recht habe, mit dem anderen Schulmeister im gleichen Stuhle zu sitzen: in dem seine Honschaft bei Erbauung der Kirche ebenso viel Eigenthum hatte als jetzt, und

auch ihre Schule schon längst vor Erbauung der Kirche gestiftet war.

2. daß der Hößeler Schulmeister die ihm vom Schulmeister Neuburg strittig gemachte Stelle, nach dem einstimmigen Zeugniß der ältesten Glieder dieser Gemeinde beständig und ununterbrochen in Besitz gehabt habe, ohne daß ihm dieselbe je von irgendeinem der Vorgänger des Schulmeisters Neuburg wäre geweigert worden.

3. daß es auch schicklich und nöthig sey, daß jeder der beiden Schulmeister, weil der eine Vorsänger ist, seinen gewissen und festgesetzten Sitz in diesem Stuhle habe.

4. daß diese eigene Einrichtung und Ordnung des Sitzens der beiden Schulmeister schon von jeher üblich gewesen ist, auch die beste und angemessenste für den Gottesdienst in der Kirche sey, weil dabey der Vorsänger bey dem Geschäfte des Vorsingens mehr nach der Kanzel hin und folglich nahe nach der Mitte der Kirche hin steht; auch zur Rechten neben dem Predigtstuhle eine leere offene Seite hat, und als Küster, bey etwan vorfallenden Küsterdiensten einen freyen ungehinderten Ausgang aus dem Stuhl habe. Zwar ist es fraglos in solchen Gemeinden, wo verschiedene Hofschulmeister beyeinander in einem Stuhle sitzen, gebräuchlich, daß diese sich nach keiner andern Ordnung bey dem Sitzen richten als nach derjenigen, wie sie in die Kirche kommen. Dagegen ist Consistorium kein Beyspiel einer Gemeinde bekannt, wo zwey Schulmeister, wovon einer Vorsänger ist, zusammen in einem Stuhle sitzen, ohne daß jeder seinen bestimmten Sitz hat; der Vorsänger den seinigen hätte, der für seine Verrichtung in Rücksicht auf gute Ordnung der schicklichste wäre.

Zufolge deucht Consistorio, daß der Schulmeister Neuburg übel gehandelt hat, daß er diese alte und gute Einrichtung in unserer Kirche eigenmächtig aufgehoben und den Hößeler Schulmeister, als seinen Collegen (der der einzige in der Gemeinde ist, der ihm bey vorkommenden Fällen in seinem Vorsänger- und Küsterdienst schon oft gedient hat, und auch im Notfalle darin seine Stelle zu vertreten verpflichtet ist) seine Possession

im Stuhle, die er bis dahin, wie auch der Vorweser von jeher ruhig genossen hatte, genommen habe, und dabey wider allen Zuredens beharre. Besonders, da er doch keinen, wenigstens keinen bedeutenden, Vortheil dabey findet, auch keinen Grund anzugeben habe, warum er ein uraltes Herkommen, das beständig und ununterbrochen gewesen ist, verwerfe. Zumalen da er auch vorhersehen konnte, und wenigstens noch dahin einsehen mußte, daß dadurch nicht nur die Andacht in der Kirche gestört, sondern auch Misvergnügen und Uneinigkeit in der Gemeinde würden veranlaßt werden. Nicht weniger deucht es Consistorio, daß, wenn der Schulmeister bedeutende Ursache gehabt hätte, sich über die bisher stets gewesene Sitzordnung zu beschweren, so hätte er, statt eigenmächtig und mit Gewalt darin eine Änderung zu machen, mit seinen Beschwerden darüber bey dem Consistorio gebührend einkommen müßen.

Consistorio beschließt demnach einstimmig, den Schulmeister Neuburg am nächst künftigen Sonntag nach geendigtem Gottesdienst in der Kirche, diese Gedanken gebührend vorzustellen und ihm einmütig zuzureden, daß der dies alte Herkommen und diese stets gewesene Ordnung in unserer Kirche respectire und aus Liebe zum Frieden von seiner bisherigen Anmaßung abstehe, damit Ruhe und Einigkeit, wodurch unsere Gemeinde bisher glücklich war, nicht durch seine Schuld verloren gehe.“

Das Konsistorialprotokoll vom 30. Juni 1802 fährt in der Sache fort:

„Ist nach dem Schluß (des vorhergehenden Protocolls) geschehen, und zwar ohne den gewünschten Effect. Weswegen dann Consistorio veranlaßt wurde, heute Consistorium extraordinarium zu halten und beide Schulmeister in dieser Sache, falls nochmals der Versuch zum Vergleich vergeblich wäre vor dem Protocoll sich vernehmen zu lassen.

Schulmeister Neuburg erschien vor dem Protocoll und erklärte, daß er willig sey, den Hößeler Schulmeister alsdann vorbeizulassen, wenn er noch im Singen begriffen sey, nicht aber, wenn er

sitze. Übrigens, wenn die Hößeler schriftlich aufzeigen könnten, daß ihr Schulmeister Recht hätte, in der bis dahin in Besitz gehaltenen Stelle zu sitzen, so sey er damit zufrieden.

Hierauf erschien Schulmeister Küpper und erklärte, daß, weil ihm seine Honschaft einstimmig erklärt habe, daß es bey dem alten bleiben solle, so hänge es von ihm nicht ab, sich mit dieser Erklärung des Schulmeisters Neuburg zu befriedigen. Nota: Das bisher Verhandelte war ihm vorher vorgelesen worden.

Die Sitzstreitigkeit zwischen den beiden Schulmeistern ist dahin verglichen worden, daß der Schulmeister Neuburg sich verpflichtet erklärt hat, dem Schulmeister der Hößeler Honschaft die von jeher in Besitz gehabte Stelle so lange ungehindert einzuräumen, bis der zweite Gesang geendiget ist, womit der Schulmeister Küpper sich völlig zufrieden erklärte.“

Der Inspektor der Klasse (Anm.: Entspricht in etwa dem heutigen Superintendenten) fügte dem Protokoll folgenden Nachsatz hinzu:

Schulmeister Neuburg begehrt, diese Sache so gesetzt zu haben, wie er sie gesagt hätte. Er wäre nämlich durchaus nicht verpflichtet, sondern er hätte auf Zureden des Herrn Inspectors, aus Liebe zum Frieden, sich erklärt, dem Schulmeister Küpper bis zum Schluß des 2ten Gesanges die Stelle ungehindert einzuräumen. Auch wünscht er, daß das Folgende noch eingetragen werde: Er hätte dem Schulmeister Küpper nur da erst die Stelle durchaus geweigert, als er einmal während des Textverlesens hereingekommen, ihn bey dem Kragen gefasst, um ihn wegzuziehen. Ob er also, da die Bänke in der Kirche gemeinschaftlich wären und ihm kein Sitz wäre angewiesen worden, die Gemeinde geärgert oder Schulmeister Küpper, gäbe er zu bedenken. Auch behauptet er, das Protocoll seie einseitig abgefasst, weil kein Ältester zu ihm gekommen wäre, um ihn eines anderen zu belehren, und er nicht eher als heute vorm Consistorium zu erscheinen eingeladen wäre. Auch wie man sagen könnte, daß er keine Gründe hätte, da er welche angeführt, nämlich es sitze sich besser hinten

als vorne im Stuhle. Vorne könnte man den Prediger nicht gut auf der Kanzel stehen sehen, und auch nicht so gut sehen, wenn er ihm zuwinke, daß er Publicatium abkündigen könnte. Ferner: Schulmeister Küpper hätte Platz genug zum Sitzen vorn im Stuhle, wenn er auch auf der gehörigen Stelle stände und sänge. Auch wäre es wegen des Vorbeygehenlassens schicklicher, daß Küpper vorne als hinten im Stuhle sitze.

Soviel über diesen seltsamen Schulmeisterstreit.

(Wird fortgesetzt)

Anhang:

Allgemeine Schulmeister- und Küsterordnung der Reformierten Gemeinden im Herzogtum Berg

(Text aus Bohnemann „Das evangelische niedere Schulwesen im Herzogtum Berg“, 1925)

(Ausgelassen wurde Kapitel II „Von den Küstern“)

Da die Schulmeister und Küster Diener der Kirche oder deren Vorgesetzten sind, und jene oft zugleich auch dieses Amt ausfüllen, Gott aber will, daß in seiner Kirche alles ehrlich und ordentlich zugehen soll, so haben die weltliche und geistliche Obrigkeit allerdings Ursache, dahin zu sehen, daß alle und jeder Schulmeister und Küster ihr Amt treulich wahrnehmen und alles vermeiden, woraus Ärgernis und Schaden bei den Gemeinden entstehen kann, zugleich aber auch dafür sorgen, daß solche für ihren Dienst und ihre Arbeit die ihnen versprochene Besoldung richtig erhalten. Damit nun diese Absichten in den bergischen reformierten Gemeinden erreicht werden mögen, so ist auf gnädigste Verordnung aus der hochpreislichen Regierung vom 24. April 1784 folgende allgemeine Ordnung hierüber entworfen worden, woraus nicht nur die Schulmeister und Küster ihre Pflichten und Obliegenheiten erlernen können, sondern worin auch wegen ihrer Anordnung, Aufsicht und Besoldung die nötige Anweisung geschieht.

I. Von den Schulmeistern

§ 1. Schulmeister sollen Leute von gutem Gerücht sein und sowohl durch einen christlichen gottseligen Wandel, als durch ehrerbietigen öffentlichen Gebrauch des Heiligen Abendmahles die Gemeinden erbauen. Es soll deshalb niemand zum Kirchen-, Honschafts- und Hofschulmeister ernannt werden, der nicht vorher durch ein glaubhaftes Zeugnis bewiesen, daß er Glied der reformierten Kirche sei, sich zu ihren Religionspflichten und Gebräuchen halte, und sich eines frommen Lebens und Wandels befleißige.

§ 2. Jeder, der sich dem Schulmeisterdienst widmet, soll von dem Prediger des Orts, wo er sich zum Schulamt vorbereitet hat, ein Zeugnis zum Schuldienst beibringen, ehe er seine Probe ablegt oder zur Wahl zugelassen wird. Dem Prediger aber der Gemeinde, die ihn zur Wahl zuläßt, liegt es ob, ihm mit Zuziehung des Konsistorii oder dessen Deputierten und von Hochschulen, wo er herkommen ist, auch der Schulvorsteher zu untersuchen, ob er in den Schulwissenschaften und Religionskenntnissen zugenommen habe, daß ihm das Schulamt mit gutem Gewissen anvertraut werden könne.

§ 3. Wo der Magistrat das Recht hat, Schulmeister zu wählen, da bleibt solches ungekränkt. Weil aber den Predigern und Konsistorialen die Aufsicht über die Schulen und Lehrer darselbst zusteht, so hat man zu jedem christlich denkenden Magistrat das Zutrauen, daß derselbe vor der Wahl die Subjekte mit Vorlegung der Zeugnisse dem Prediger des Ortes bekanntgebe und demnächst von diesem nach vorhergegangener Untersuchung solcher Zeugnisse die Prüfung der Schulmeister nach obiger Vorschrift werde veranstalten lassen; auch zweifelt man nicht, daß jeder edel denkende Magistrat einen jeden berufenen Schulmeister werde anweisen, dem Prediger und Konsistorio alle gebührende Achtung und Folgsamkeit zu erweisen.

§ 4. Damit auch der Wille der wählenden Glieder, durch die wahre Mehrheit der Stimmen ein Subjekt zu bekommen, nicht getäuscht werde, so soll bei die-

sen Wahlen von jedem Gliede bei den ersten Stimmen, wo eine weitere Wahl üblich ist, nur ein Subjekt, und nicht – wie bisher an manchen Orten geschehen – drei Subjekte genannt werden; da man weiß, daß dieses von jeher die Quelle manchen unseligen Zwistes (auch bei Predigerwahlen) gewesen ist. Welche zwei oder drei dann bei weiteren Wahlen die mehresten Stimmen haben, aus denen soll sodann einer in der gleich folgenden engen Wahl erwählt werden.

§ 5. Alle Wahlen, sowohl der Kirchen- als Honschafts- oder Hofschulmeister, sollen den Synodalbeschlüssen zufolge von dem Prediger des Ortes moderiert und in vakanten Gemeinden deren Stelle von dem Inspektor der Klasse¹⁾ oder durch einen anderen von demselben substituierten Prediger vertreten werden.

§ 6. Gleich wie die Handlungen der Predigerwahlen und die Berufsscheine der Prediger in das Klassikalbuch¹⁾ eingeschrieben werden, so sollen auch künftighin die Wahlakte und Berufsscheine der Schulmeister, sowohl der Pfarr- als Honschafts- und Hofschulen dem Konsistorialbuch jeglicher Gemeinde einverleibt werden.

§ 7. Desgleichen sollen auch die Foundationen, Schenkungen und Vermächnisse, die zum Besten der Schule geschehen sind und künftighin geschehen werden, in das Konsistorialbuch eingeschrieben werden, und die vermachten Kapitalien mit Vorwissen und Genehmigung des Konsistorii ausgetan, auch bei den jährlichen Kirchenvisitationen dem zeitlichen Inspektor der Klasse von der Sicherheit sowohl, als von der Verwaltung solcher Kapitalien der erforderliche Bericht erstattet werden.

§ 8. Innerhalb drei Wochen nach dem Wahltage muß der Schulmeister seine Entschließung über die Annahme des Amtes abgeben; widrigenfalls nach Verlauf einer solchen Frist zur neuen Wahl geschritten werden soll.

§ 9. Die Schulmeister sollen ihren vorgesetzten Synoden, Konsistorien, Predigern und Scholarchen allen schuldigen Gehorsam erweisen, ihren Verfügungen sich unterwerfen und ihnen gebührend begeben. Es soll ihnen aber auch

nie etwas über ihr Amt aufgebürdet werden.

§ 10. Die Schulmeister haben sich in allen Schulsachen des Rates und Gutachtens ihres vorgesetzten Konsistorii zu bedienen; auch sind sie ihren vorgesetzten Predigern in allem was ihr Amt beläuft, auf Erfordern Rechenschaft schuldig; ebenso sind sie verpflichtet, in der vorgeschriebenen Lehrmethode und in der Disziplin Anweisungen von ihnen anzunehmen.

§ 11. Alles, was in den beiden vorhergehenden Paragraphen von den Schulmeistern insgemein gefordert worden, solches wird den Honschafts- oder Hofschulmeistern, ebensowohl als den Pfarrschulmeistern, zur pflichtgemäßen Befolgung eingeschärft.

§ 12. Schulmeister sollen sich samt all den Ihrigen gegen jedermann friedfertig bezeigen und keinen Widerwillen zwischen den Eingepfarrten oder anderen anstiften, noch weniger mit der Gemeinde sich in einen Prozess einlassen, sondern sollen ihre Beschwerden zur Remedur bei ihren vorgesetzten Konsistorien oder der Synode zur gütlichen Auseinandersetzung anbringen, welche sich zu deren Beilegung besonders verwenden werden.

§ 13. Schulmeister sollen sich nie an Spielorten oder bei Saufgelagen finden lassen; wo aber dergleichen erweislich wäre, sollen sie bei genauer Beachtung der Stufen unter die Zensur gestellt werden.

§ 14. Ein Pfarr- oder Kirchenschulmeister muß der Kirchenordnung gemäß nach eines jeden Ortes Gelegenheit und Gebrauch mit Vorlesung eines Stückes aus der Heiligen Schrift oder mit dem gewöhnlichen Morgengebet, oder mit einem sonstigen Anfangsseufzer den Gottesdienst eröffnen und demnächst den angeschriebenen Gesang der Gemeinde bekannt machen, auch davon den ersten Vers vorlesen. Dieses alles hat der Schulmeister selbst an der gewöhnlichen Stelle mit einer exemplarischen Andacht zu verrichten, und soll solches nicht ohne Vorwissen seiner Vorgesetzten von einem seiner Schüler geschehen.

§ 15. Ist der Schulmeister zugleich Organist, so muß er den Gottesdienst, wie im vorigen Paragra-

phen gemeldet ist, erst an dem gewöhnlichen Ort und Stelle eröffnen und sodann zur Orgel hingehen und die Gesänge bei dem Gottesdienste zur besten Erbauung aufspielen, durch lange Präludien die Andacht nicht stören, sondern ohne mancherlei Variationen die verordneten und angeschriebenen Psalmen und christlichen Lieder rein anstimmen, und also hören lassen, daß jedermann solches wohl vernehmen und singen könne.

§ 16. Kein Schulmeister darf während dem Gottesdienste aus der Kirche gehen, weil dies für die Gemeinde ein schlechtes Beispiel geben würde; jedoch ist dem Pfarrschulmeister zu erlauben, bei dem wöchentlichen Gottesdienste, wenn zu der Zeit Schule gehalten wird, sich während der Predigt jedoch nur so lange zu entfernen, daß er sich zeitig genug wieder einfinde, um bei dem letzten Gesange vorzusingen oder die Orgel zu schlagen.

§ 17. Alle Honschafts- oder Hofschulmeister sollen sich an den Sonn- und Festtagen in den Kirchen, wozu ihre Schulen gehören, bei dem öffentlichen Gottesdienst einfinden und solchen ohne Not nicht versäumen, um nicht allein dadurch anderen Christen und ihren Schulkindern ein gutes Beispiel zu geben, sondern auch imstande zu sein, nach Vorschrift der Schulordnung, und also ihrer Obliegenheit gemäß, sowohl in der Kirche, als beim Eingang und Ausgang derselben, auf gedachte Kinder ein wachsames Auge zu haben.

Damit man nun von der Anwesenheit der Schulmeister in der Kirche an Sonn- und Feiertagen sich überzeugen könne, so müssen sie an jedem Orte, wo es immer tunlich ist, in der Kirche einen besonderen Sitz haben.

§ 18. Kein Honschafts- oder Hofschulmeister soll auf Erfordern des Konsistorii oder des Predigers bei Abwesenheit oder Unpässlichkeit, auch sonstiger Verhinderung des Pfarrers oder Kirchenschulmeisters das Vorsingen in der Kirche, wann er dazu imstande ist, abschlagen oder sich weigern.

§ 19. Es liegt zwar vermöge der Kirchenordnung dem Ältesten ob, im Notfalle bei Krankheit oder Abwesenheit des Predigers durch

Vorlesung einer Predigt zu erbauen; wo dies aber nicht schicklich sein möchte, soll der Schuldiener jedes Mal auf Erfordern des Predigers sich unentgeltlich willig dazu finden lassen.

§ 20. Schulmeister müssen alle ihre Kräfte – mit Hintansetzung aller dem Schulamte hinderlichen Nebengeschäfte – auf das ihnen vertraute, wichtige Werk verwenden. Daher darf kein Schulmeister Fabrikanstalten vornehmen, sich nicht in fremde, gerichtliche Händel einmischen, sich nicht als ein Prokurator oder Mandatarius gebrauchen lassen, während der Schulstunden sich nit mit Abschreiben beschäftigten, keine Aktuaritätsstelle bekleiden, keine Ehestiftungen, Testamente, Kontrakte machen oder gar die Gemeinde gegen den Prediger oder das Konsistorium aufhetzen und wider sie Schriften verfertigen. Kann ein fleißiger und treuer Schulmeister von seinem Salario und Schulgeld nicht bestehen, so soll er solches dem Konsistorium anzeigen, welches sich ernstlich bemühen wird, ihm eine Gehaltszulage zu verschaffen; oder falls hierzu in der Gemeinde keine Willigkeit wäre, ein mit dem Zweck seines Amtes sich vertragendes Nebengeschäft zu gestatten.

§ 21. Da der Mißbrauch eingeschlichen, daß Leute ihre Kinder nur dann und wann einige Tage in die Schule schicken und dann vom Schulmeister verlangen, daß er diese Tage durch verschiedene Monate aufsuche und darauf ein Monatsgeld berechnen soll, so wird hiermit bestimmt, daß künftighin alle, die ihre Kinder nur acht Tage eines Monats in die Schule schicken, außer bei bescheinigter Krankheit, den ganzen Monat bezahlen sollen.

§ 22. Prediger und Konsistorium werden Sorge tragen, daß alle Eltern ihre Kinder, welche sie bei sich haben, nicht ohne erhebliche Ursache in eine andere Schule schicken, als wohin sie gehören.

§ 23. Dem Schulmeister steht es nicht frei, während der Schulstunden Tabak zu rauchen, noch ihre Hausgenossen in die Schulstube aus- und eingehen zu lassen, weil solches unanständig ist und die Aufmerksamkeit der Jugend störe.

§ 24. Gleichwie ein Schulmeister

nach der Ordnung sich während der Schulzeit niemals aus der Schule entfernen darf, so soll er noch viel weniger ohne Vorwissen und Erlaubnis des Predigers oder sonstigen Vorgesetzten weder in der Woche noch des Sonntags reisen, und wo ihm solches erlaubt worden ist, mit gleichem Vorwissen die Verfügung treffen, daß in seiner Abwesenheit Kirche und Schule nichtsdestoweniger wohl versehen werden. Auch soll er auf die ihm festgesetzte Zeit zum Werke seines Dienstes sich wieder einfinden.

§ 25. Dem Schulmeister müssen seine Gebühren vom Besingen der Leichen, desgleichen Kopulationen und Taufen – wo er davon etwas zu fordern hat – vorher, ehe er seine Pflicht wahrnimmt, abgeführt werden.

§ 26. Alle Renten und Einkünfte, die dem Schulmeister auf geschehener Anforderung nicht zur rechten Zeit einkommen, sollen vom Kirchmeister oder Scholarchen eingetrieben werden.

§ 27. Sowohl der Honschafts- und Hof- als auch der Kirchenschulmeister soll auf Erfordern des In-

spektors bei der Inspektion erscheinen und sich einer von demselben und dem Konsistorium über sein Verhalten vorzunehmenden Untersuchung unterwerfen. Zugleich wird sich der Klasseninspektor genau erkundigen, ob diese Schulmeisterordnung in allem befolgt werde und darüber Bericht erstatten.

¹ (Anm.: Mit dem Wort „Klasse“ ist hier nicht die Schulklasse gemeint, sondern der Kirchenkreis, also eine Gruppe von Gemeinden.)

Otto Wilms

Lintorf vor 40 Jahren:

„Wie im vergangenen Jahr, eröffnete auch diesmal der Verein Lintorfer Heimatfreunde den Kranz seiner Winterveranstaltungen mit einer Dichterlesung. Professor Arthur Fischer-Colbrie las aus eigenen Werken. Der Abend wurde eingerahmt von einem Menuett für Cello und Klavier von James Hook (1746–1827) und dem „Reigen seliger Geister“ aus der Oper „Orpheus und Euridyke“ von Christoph Willibald Gluck in einer Bearbeitung für Violine, Cello und Klavier. Die Vortragenden spielten die Stücke einfach und klar im Sinne barocker Hausmusik.“

So beginnt Michael Höver seinen Artikel in der „Rheinischen Post“ vom 10. Oktober 1959. Der 1895 in Linz geborene österreichische Lyriker Fischer-Colbrie war ein guter Bekannter Theo Volmerts und von diesem nach Lintorf eingeladen worden. Am Abend des 7. Oktober 1959 las er in der Aula der Evangelischen Volksschule (heute Eduard-Dietrich-Schule) aus seinen Lyrikbänden und zwei Akte aus dem dramatischen Gedicht „Johannes Kepler.“

Das folgende Gedicht „Herbstklang“ wurde dem Lyrikband „Der ewige Klang“ entnommen.

Herbstklang

Wie des Regenbogenklanges
Grüner Ton den gelben wirbt,
Der voll goldnen Überschwanges
In die Glut des roten stirbt,

Und dies Farbenspiel vom grauen
Firmament sich leuchtend hebt,
Bis es dem entzückten Schauen
Wie ein Traumgebild entschwebt:

So ertönt des Herbstes Weise,
Deren Klang ins Herz sich brennt,
Wann der Wälder Laub sich leise
Von der Welt der Bäume trennt

Und im Grau des Nebelwebens,
Das verhüllt der Sonne Fahrt,
Höchste Schönheit seines Lebens
Noch im Tode offenbart.

Arthur Fischer-Colbrie

Ein „Faß Cement“ von Düsseldorf nach Calcum mit der Köln-Mindener Eisenbahn

Eilgut für den Pfarrer Dietrich in Lintorf 1867

In Kisten und Schubläden von Schränken und auf den Speichern der Häuser so mancher Lintorfer Familie liegen Schriftstücke, die interessante Geschichten aus dem Alltag vergangener Zeiten erzählen können.

findung des 20. Jahrhunderts sei, dem begegnet dieses 132 Jahre alte Schriftstück als ein Paradebeispiel für diese offenbar schon damals kultivierte Un- und Eigenart deutscher Behördenkultur.

Am 26. August 1867 wurde in der „Abgangstation“ Düsseldorf ein „Faß Cement“ angeliefert und gewogen. Das „Wirkliche Brutto-Gewicht in Zollpfund“ betrug 365 Pfund. Das Formular erhielt zur Bestätigung einen Wiegestempel.

Eilgut.
Hauptstation Köln August 26/67

Sie empfangen die nachstehend verzeichneten Güter auf Grund der in dem Reglement für den Vereins-Güterverkehr auf den Bahnen des Vereins Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen sowie der in den besonderen Reglements für betreffende Bahnen, beziehungsweise der in den besonderen Reglements der betreffenden Bahnen, beziehungsweise der in den besonderen Reglements der Verbände enthaltenen und mir/uns bekannten Bestimmungen, welche für diese Sendung in Anwendung kommen.

Nr.	Art der Verpackung	INHALT	Wirkliches Bruttogewicht in Zollpfund	Wirkliches Nettogewicht in Zollpfund	Bestimmte Maße des Inhalts in Zoll	Bestimmung des Inhalts
105	1 Faß	Cement	365			

Wiegestempel: *365*
 Unterschrift: *Johann Heintges*
 Stempel: *26. Aug. 1867*

Eilgut-Formular der Köln-Mindener Eisenbahn (Innenteil)

„Erklärungen wegen der zoll- und steueramtlichen Behandlung, etwaige Bezeichnung einer Mittelsperson etc.“, eine „Bezeichnung der beigeschlossenen Steuer- und Zolldocumente und sonstigen Beilagen“, sowie „Angaben etwaiger Bleiverschlüsse“ gab es nicht.

Für die Lieferung wurde ein „Einheits-Frachtsatz pro Ctr.“ (Ctr. = Zentner) von „7 Sgr.“ (Sgr. = Silbergroschen) erhoben.

Unterschieden wurde das Formular in Düsseldorf von Johann Heintges, Louisenstraße Nr. 15, der wohl als Absender der Zementladung den Vorgang in Düsseldorf abwickelte.

Abgeschickt wurde die Lieferung laut „Stempel der Abgangs-Station“ am „26. August Vormittags“.

Zu diesen Dokumenten gehört auch ein hervorragend erhaltenes, in der Mitte gefaltetes und beidseitig bedrucktes Blatt (Maße: 23,5 cm x 31,5 cm), ein violettfarbenedes Eilgut-Formular der Köln-Mindener-Eisenbahn, datiert auf den 26. August 1867.

„Sie empfangen die nachstehend verzeichneten Güter auf Grund der in dem Reglement für den Vereins-Güterverkehr auf den Bahnen des Vereins Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen sowie der in den besonderen Reglements der betreffenden Bahnen, beziehungsweise der Verbände enthaltenen und mir/uns bekannten Bestimmungen, welche für diese Sendung in Anwendung kommen.“

Wer bisher geglaubt hat, daß „Amtsdeutsch“ auf umständlich formulierten Vordrucken eine Er-

NOTE

Bestimmung des Inhalts: *1 Faß Cement*

Bestimmung des Inhalts: *1 Faß Cement*

Stempel der Bahnen: *26. Aug. 1867*

Eilgut-Formular der Köln-Mindener Eisenbahn (Außenansicht)

Solche einfachen Formulare sind im Gegensatz zu komplexeren Schriftsätzen oder umfangreichen offiziellen und privaten Dokumenten recht selten erhalten und weit- aus mehr als bloße Kuriositäten der schriftlichen Überlieferung des letzten Jahrhunderts.

Die erste Eisenbahn auf deutschem Boden fuhr unter großer Anteilnahme der Bevölkerung 1835 von Nürnberg nach Fürth. Schnell verbreitete sich die neue Erfindung und beschleunigte die industrielle Entwicklung im deutschen Reich. Durch den zu jeder Tages- und Nachtzeit möglichen Transport von Massen-, Schwer- und Rüstungsgütern aus Stahl und Eisen „boomte“ insbesondere auch die Wirtschaft im Ruhrgebiet. Das „Dampfrob“ beförderte Krupps Kanonen hinaus in die Welt, wie später auch die in Lintorfer Bergwerken gewonnenen Rohstoffe zur Weiterveredelung und -verarbeitung in den Industriewerken an Rhein und Ruhr.

Die Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft wurde am 9. Oktober 1843 unter maßgeblicher Beteiligung der Preußischen Staatsregierung gegründet und durch Kölner Bankhäuser finanziert. Die Gesellschaft hatte ihren Hauptsitz in Köln. Das „Logo“, das Markenzeichen der Gesellschaft, das auch auf dem Düsseldorfer Formular zu finden ist, war eine dreiachsige Dampflok mit dem Schriftzug „COLONIA“ auf dem Dampfkes- sel. Aus dem weit vorne plazierten Schornstein zieht Rauch und im offenen Führerstand sitzt ein uniformierter Lokomotivführer.

Am 14. Dezember 1845 gründeten Ferdinand van der Zylen und

Friedrich Wilhelm Charlier in Deutz, unweit der im Bau befindlichen Köln-Mindener Eisenbahn, eine Waggonfabrik und nur einen Tag später wurde die erste Teilstrecke der Köln-Mindener Eisenbahn eröffnet. Sie führte von Deutz nach Düsseldorf und wurde in den ersten Jahren täglich von vier Personenzügen und einem Güterzug befahren. 1847 war der wichtige Anschluß an die Strecke nach Berlin, durch das Königreich Hannover, bis Minden fertiggestellt. Die Fahrgäste, die Köln besuchen wollten, mußten allerdings noch immer zu Fuß über eine Schiffsbrücke den Rhein überqueren. 1855 legte König Friedrich Wilhelm IV. den Grundstein für eine feste Brücke, die 1859 fertiggestellt und von Prinzregent Wilhelm eingeweiht wurde. Über diese Brücke fahren nun die Züge mitten in die Stadt, direkt neben den Dom.

Die weitere Streckenführung verlief von Düsseldorf aus an Kalkum, Angermund und Buchholz vorbei. Als der evangelische Pastor Eduard Dietrich aus Lintorf sein Faß Zement mit einem Pferdefuhrwerk aus Kalkum abholen konnte, waren seit der ersten Bahnfahrt in Deutschland 32 Jahre vergangen und die Bahnstrecke Köln-Düsseldorf-Berlin zweiundzwanzig Jahre in Betrieb. Das neue Verkehrsmittel wurde schnell unentbehrlich und selbst für den kleinen Güterverkehr so attraktiv, daß sich der Transport per Zug von Düsseldorf nach Kalkum finanziell und vom Zeitaufwand her mehr lohnte, als der komplette Weg mit dem Fuhrwerk in die nahegelegene Stadt. Das Pferd als „Motor“ des ländlichen und auf kürzere Strecken ausgerichteten Transportwesens

wurde allerdings erst im frühen 20. Jahrhundert durch das „Automobil“ abgelöst. So arbeiteten die Pferde den „Stahlrössern“ der Moderne noch eine ganze Zeit lang zu, bis der „Fortschritt“ ihre Arbeitskraft überflüssig machte. Auf Pferdeäpfel folgten Abgase.

Den einheimischen Spediteuren, den Fuhrleuten, die oft im Nebenerwerb Fuhrdienste verrichteten, war mit der Eisenbahn eine ernsthafte Konkurrenz erwachsen. Die direkten Verbindungswege der Bahn, die immensen Transportleistungen, zu denen die dampfschnaubenden Maschinen fähig waren, und vor allem die erheblich reduzierten und von Witterungsverhältnissen weitgehend unbeeinflussten Transportzeiten förderten im besonderen Maße die industrielle Entwicklung des Ruhrgebietes. So war nicht nur ein direkter Weg nach Berlin eröffnet, sondern über Köln auch der Anschluß an die 1843 fertiggestellte Strecke in die Industrieregionen Belgiens, die allerdings erst nach dem Kölner Brückenschlag von 1859 genutzt werden konnte.

Wer gerne Superlative setzen möchte, kann stolz behaupten, daß das älteste schriftliche Dokument, das Lintorf mit dem Bahnverkehr in Verbindung bringt, dieser Beleg aus dem Jahre 1867 ist.

Und bitte auch heute nichts wegwerfen, was in 132 Jahren von Interesse sein könnte!

Thomas van Lohuizen

Literatur: Fuchs, Peter (Hrsg.). Chronik zur Geschichte der Stadt Köln. Band 2: von 1400 bis zur Gegenwart. 2. überarbeitete Auflage. Greven Verlag Köln. 1993.



Schu-en

Watt jöfft et völl te vertelle över Schu-en?

Ech weet noch völl över die Schu-en von fröher, woren wir doch en jruete Famillich, on ech moßt immer die Schu-en putze.

Dat moßt ech schon fröh, su met tien, elf Jahr fing dat an. Do moßt ech jiede Mondach die janze Sondeis- on Werkeldeisschu-en putze. Datt woren sestien Paar. Datt wor för mech en riesije Arbed. Wenn die Schollarbed jemackt wor, stongen schon die Norberskenger prat töm spiele, do wud dann jeholpe dat et flott jing.

J-esch moßt mer de Dreck affbüschele, dat wor immer völl, woren die Stroote doch nit su fein wie hütt, do wor noch Matsch on Dreck on em Sumer völl Stoff (Staub). Dann wuden die Schu-en enjeschmeert met Wichs, Negro hieß die schwatte Wichs, dann wuden se blank jebüschelt. Em Wenkter, wenn Schniewater wor, wuden die Werkeldeisschu-en met Lederfett enjeschmert, domet se wasserdecht wuden.

Wenn kenn angere Kenger do woren, moßt ech alles alleen donn. Woröm konnten min Brüder dat nit make? Oder wennichstens die egene Schu-en putze? Nee, dat wor Weeterarbed.

Fröher drugen wir Kenger noch huhre Schu-en, och die Männer on Fraue. Speeder hadden wir halve Schu-en, och die Männer on Fraue. De Vatter druch immer huhre Schu-en, de wor nit su modern, die Motter druch och immer huhre Schu-en, die hatt Last met de Füet, die hat anne Sitt sonn Knubels. Die Motter moßt völl em Lade stonn, se wor och jett fölllich, do druch se immer Dr. Diehl-Schu-en, die koppte se en Düsseldorf op de Klosterstroot.

Ech moßt immer oppasse, off die Schu-en kapott woren, dann moßt ech se de Motter zeege, on die seit dann, nach watt förnem Schuster ech die bringe moßt.

Wir hadden em Bosch zwei Schuster, de Gallas on de Backhus. Weil die beds Kunde bei us woren, wuden die Schu-en affwesselden

mol no dem, on mol no dem jebreit.

De Schuster Gallas wohnden op dem jetzige Breitscheider Weg. De Breitscheider Weg, fröher hieß de noch nit sue, wor domols die Jeschäftsstroot vom Bosch. Dat fing an met usem Kolonialwarenjeschäft, jebout 1904, am Düsberjerboom. Dann jenenüver die Gastwirtschaft Doppstadt „Zum Grunewald“, jebout 1900, schräch jenenüver dat Schu-enjeschäft Gallas met Schaufenster, jebout 1902, op de lenke Sitt die Metzgerei Karrenberg, jebout 1902, jenenüver, am Löke, die Bäckerei Siebertz, dat wor minne Jrußvatter. Su hadden die Böscher alles, wat se bruckten.

Die Böscher Scholl, jetzt Heinrich-Schmitz-Schule, es 1902 jebout wude. Su hadden wir alles, mär de Kerk fehlten us noch. Lengtörp hatt to der Tied 2200 Einwohner. Em Bosch wor die Zech noch em Jang, am Fürstenberg et Walzwerk on et Tonwerk-Adler on de Eisengießerei Karl Knapp. En juede Tied för die Lengtörper Jeschäftsliütt.

Wenn mer nach em Gallas en de Werkstatt jing, moßt mer dorch de Veranda, die twedde Dür, dat wor die Werkstatt. En sonner Werkstatt roek et immer scharp no Leder, Peekedroht on all die aule Schu-en met ör Jerüch. Do wor ne Dorchenander, Höep Schu-en loren op de Eed.



Das Kolonialwarengeschäft Ehrkamp an der Ecke Breitscheider Weg / Duisburger Straße. Die Aufnahme entstand gegen Ende des Ersten Weltkrieges



Die Gaststätte Doppstadt „Zum Grunewald“. Postkarte aus den 30er Jahren. Heute befindet sich hier die Altentagesstätte der Lintorfer AWO



Das Schuhgeschäft Gallas besaß sogar ein eigenes Schaufenster.
Das Haus wurde 1902 erbaut und steht noch heute schräg gegenüber der früheren
Gaststätte Doppstadt am Breitscheider Weg

De Schuster Gallas wor ne föllige Mann, he so-et an sinnem Schusterdösch, ne blaue Schütel öm on en Brell op de Naas. För die Arbeeder vonne Zech miek de Gallas noch waterdechte Stievel (Stiefel). To der Tied bestong och noch die Brauerei Unterhössel am Krommewech, dat wor ne jude Kunde vom Gallas. He hiel för die Fuhrlütt on Arbeeder die Schu-en em Schuß. Te Fu-et jing he narm Krommewech on hiel die kapotte Schu-en – he druch se tesame je-bonge – am Spazierstock über de Scholder, on su breit he se och widder trück. Wenn he ankom, jo-ef et för öm immer e ju-et Dröppke, do freuden he sech immer drop on hätt nit dren jespö-et (gespuckt). Die Nihmaschin wud noch met de Hank jedriehnt, do wuden die Flecke met opjenieht. Die Ledersohle wuden met Holt-penne en Dreierrehe fastjekloppt. Die Arbeedsschu-en wuden met Koppneil besohlt. Die Schu-en wuden noch all jefleckt, wenn ane Sitt e Look wor, kom ne Riester drop, die scheefe Affsätz wuden jrat jemackt, on die Sohle kräjen manchmol Flecke drop, dat wor bellijer. Jearbeed wud fröher mär met Leder, do lohren jru-ete Lap-pe eröm.

De Schuster Backhus hatt sin Werkstatt am Düsberjerboom, be Kienens henge eröm. Dat wor en kleene Bude, de Backhus wor e kleen dönn Männeke on kiek eenem immer über de Brell an. En der kleene Bude wor et immer so

krempelisch, ech konnt nie verstonn, wie he die richtige Schu-en för Kunde erutfenge konnt. Speeder hatt de Backhus sinn Werkstatt enne Fischershüser, do wohnden he och.

Als ech noch e Kenk wor, druhren die jonge Weeter on Fraue Knöppschu-en, dat woren huhere Schu-en, die wuden ane Sitt jeknöppt, dat miek mer met em Knöpfer. An schlanke Been sohren die Knöppschu-en fein ut, em Schaufenster be-im Gallas hann ech se oft bekieke.

Als ech met de Kommunion kom, kräch ech halve Schu-en met Lackspetze, dat woren feine Schu-en. Die Jonges druhren speeder Jimmy-Schu-en, manchmol helljeel, do seit mer „Jimmy-Salamander, vorne spitz und hinten auseinander“. Et wor och mol Mu-e-de, datt die Männer lila Söck druhren, dat wor enne twentijer Johre. Do hammer jesong:

„Lila ist Mode, lila modern, lilane Socken tragen die Herrn.“

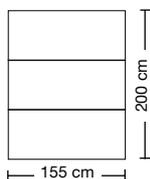
Dann wor ech mittlerweel selver sestien Johr on jing danze, vörher durft mer dat nit, dat wor verbode, do druch ech Schu-en mit huhere Affsätz. Die Motter seid: „Wie

Ein Sofa geht zu Bett.



Quint
sofort lieferbar
38 Farben
Aktionspreis
2250.-

brühl



EINRICHTUNGSHAUS
MOLITOR

KONRAD-ADENAUER-PLATZ 17 • 40885 RATINGEN-LINTORF
TELEFON (0 21 02) 3 52 65 • TELEFAX (0 21 02) 3 71 63



Auch die Metzgerei Karrenberg (später Büschken) wurde im Jahre 1902 erbaut. das Haus ist heute verputzt und liegt an der Kreuzung Breitscheider Weg/Am Löken. Es wird auch heute noch als Geschäftshaus genutzt



Bäckerei und Lebensmittelgeschäft Siebertz am Löken. Das Anwesen lag schräg gegenüber der Metzgerei Karrenberg. Es mußte einem Wohnhaus Platz machen und wurde abgerissen

kannze mär dodren loupe?“ Aver ech konnt dren loupe on besongisch juet dren danze. Ech ben aver och schon mol op de Strömp nach Hus jelooue, su dieden de Füet wieh. Ech ben jespannt, wann widder Knöppschu-en modern weden, et kömmt doch alles widder.

Wir hadden fröher völl Schuster en Lengtörp. Em Dörp wor de Pitter Hamacher, de wohnden op de fröhere Krommenwegerstroot, kott anne Anna-Kerk, de hatt och ne Schu-enslade met Schaufenster (Jetzt Filiale Bäckerei Steingen). Sinne Bru-eder, de Hannes, wor och Schuster, de wohnden en dem schöne aule Fachwerkhus, wo jetz de Commerzbank es. Sinne Jong wor de Fritz Hamacher, de wor och Schuster on führden dat Jeschäft vom Vatter widder. Sin Frau, et Mienche, hatt ne Papierlade met Schollbü-eker on Zeetunge. Alles vorbei, alles fott.

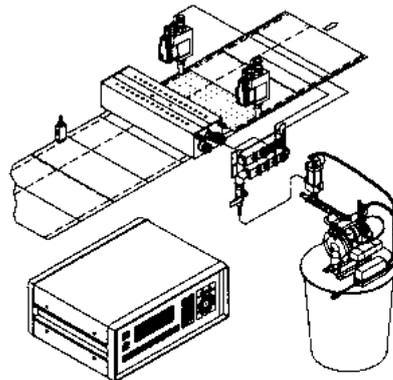
Dann joef et noch ne Schuster Klees enne Kantiene, dat es, wo jetz et Huchhus steht, am Löke. Suvöll Schuster en Lengtörp, on all hadden se te donn. Sparsame Männer, met völl Kenger, hannt oft de Schu-en selver besohlt, dann kohmen die Schu-en op ne Dreefuet met dree verschiedene Jrödde. Dat mieken se noh Fierovend (Feierabend). Dat soll mer hütt ens vonne Männer verlange. Dat wor fröher „Freizeitbeschäftigung“.

Maria Molitor

vario glue®

Systeme für:

- Druckweiterverarbeitung
- Verpackungsmittelherstellung
- Holzverarbeitende Industrie



hhs®

Leimauftrags-Systeme

hhs

Leimauftrags-Systeme GmbH

Adolf-Dembach-Straße 7

47829 Krefeld

Tel.: 021 51 / 44 02 - 0

Fax: 021 51 / 44 02 - 111

E-Mail: mail@hhs-systems.de

Aus Nachforschungen, Erzählungen und Selbsterlebtem

Frischen Wind in unser Bauerndorf Lintorf brachten zu Beginn des Jahrhunderts sechs Familien, die sich zwischen 1912 und 1919 hier ansiedelten.

Es waren die Familien:

Josef Holtschneider aus Wittlaer (1912);

Heinrich Schlüter aus Waltrop/Westfalen (1913);

Franz Linkholt, ebenfalls aus Waltrop (1914);

Johann Fleermann aus Friemersheim (1915);

Friedrich Tonscheidt aus Langenberg (1916) und

Christian Derichs aus Düsseldorf-Hamm (1919).

Bis 1912 lebten die Gebrüder Johann und Karl Steingen auf dem Rahmer Hof am heutigen Hülsenbergweg. Dann übernahmen sie getrennt den Hof Marzelli (früher am Ortseingang neben der Gaststätte „Am Weiher“ und dem Getränkemarkt, abgerissen im Jahre 1979) und die Landwirtschaft und Hauderei (= am Rhein und in Westfalen gebräuchlicher alter Ausdruck für Fuhrunternehmen) Karl Steingen. Karl Steingen fuhr auch den örtlichen Leichenwagen. So kam es, daß die Familie Josef Holtschneider im Jahre 1912 den Rahmer Hof übernehmen konnte. Es war eine große Familie mit acht Kindern – fünf Jungen und drei Mädchen.

Der neue Lintorfer Bauer versuchte zunächst, das Ackerland von ca. 180 Morgen zu verbessern und das unliebsame Unkraut „Quecke“ zu vernichten. Dieses Unkraut entzog den Feldfrüchten 30-40% Nahrung. Dem tüchtigen Bauern Holtschneider gelang es, hatte er doch das Glück, sechs Pferde zu besitzen. Nur ein Kultivator mit 6-8 Stahlzinken, von drei Pferden gezogen, konnte den Boden ca. 40 cm tief aufreißen und dieses verfluchte Unkraut vernichten. Durch ständiges Kultivieren wurde der Boden verbessert und die Ernte erfolgreicher.



Familie Josef Holtschneider
Vordere Reihe: Sitzend Josef Holtschneider mit seiner Frau, umrahmt von den Zwillingen Maria (links) und Anna, ganz rechts Sohn Karl. Hintere Reihe von links nach rechts: Heinrich, Johann, Elisabeth und Wilhelm

Im Jahre 1913 zog Heinrich Schlüter auf den Thunes-Hof, und sein Halbbruder Franz Linkholt übernahm 1914 den Benders Hof. Der Thunes-Hof wird heute noch bewirtschaftet in der dritten Generation von Josef Schlüter.

Der Benders Hof (heute Bauer August Steingen) wurde bereits um die Jahrhundertwende bis 1914 von der Familie Hansmeier verwaltet und bewirtschaftet. Trotz

Schwerstarbeit fiel die Ernte oft kläglich aus durch große Wildschäden. Verpächter Graf von Spee zeigte sich bei der Vergütung immer sehr großzügig, so daß Pächter Hansmeier keinen zu großen Verlust erleiden mußte.

Familie Linkholt hatte fünf Kinder – drei Jungen und zwei Mädchen. Sohn Franz übernahm die Landwirtschaft, Sohn Heinrich wurde Tierarzt, und Sohn Willi erwarb 1926 den Flugschein und wurde 1927 Missionsflieger in Afrika. Er gründete eine Familie in Windhuk und betrieb bald einen Installationsbetrieb mit zehn Mitarbeitern. 1929 erlebte Lintorf mit dem kühnen Flieger eine große Sensation. Rot-Weiß Lintorf war in die Bezirksklasse aufgestiegen, und auf dem Lintorfer Sportfest fand eine große Feier statt. Plötzlich überflog der begeisterte Rot-Weiß-Anhänger mit einem Doppeldecker das Spielfeld und warf als Glückwunsch einen Lederfußball ab.

Im Jahre 1915 wurde mein Vater Neubürger von Lintorf. Er betrieb von 1910 bis 1915 mit großem Erfolg das Müllerhandwerk in seiner Windmühle mit Landhandel in Friemersheim (Duisburg-Rheinhausen). Da er kein Vorkaufsrecht für diese Mühle bekommen konnte, hielt er Ausschau nach einer



Bauer Heinrich Schlüter vom Thunes-Hof im Jahre 1953

Wassermühle. Eine Zeitungsannonce führte meine Eltern schließlich nach Lintorf. Hier fand man einen maroden Betrieb vor. Trotz allem entschlossen sich meine Eltern zum Kauf des Mühlengutes Helfenstein.

Aus Langenberg kommend, ließ sich die Familie Friedrich Tonscheidt 1916 auf dem Gutshof Hinüber nieder. Vor den Tonscheidts lebte dort die Familie Meckenstock, die heute noch in Ratingen bekannt ist. Besitzer des Gutes und seiner Ländereien war der Röchling-Konzern in Duisburg. Zum Hof gehörten 145 Morgen Land diesseits und jenseits der Bahnstrecke. Jenseits der Bahn standen zu meiner Jugendzeit erst fünf Häuser, heute mögen es 500 sein. Durch Verhandlungen des damaligen Rektors Emil Harte mit dem Besitzer der Ackerflächen des Gutes Hinüber kam die Gemeinde Lintorf in den Besitz. Lintorfer Bürger konnten das Land in den 30er Jahren preisgünstig erwerben, und so entstand die Siedlung jenseits der Bahn. Emil Harte hätte dafür ein Denkmal verdient.

Nach dem ersten Weltkrieg zog 1919 eine Bauernfamilie aus Düsseldorf-Hamm nach Lintorf. Durch Kauf konnte die Familie Christian Derichs ein Anwesen im Soestfeld erwerben. 1930 übernahm der älteste Sohn Johann den Betrieb, und mancher Bürger und Bauer wunderte sich, daß der Lintorfer Boden so gutes und reichliches Gemüse hervorbringen konnte. Die Ländereien vergrößerten sich schon bald durch Zukauf, und Johann und Sohn Hans waren in der Lage, viele Jahre mit dem LKW den Duisburger Großmarkt mit Gemüse zu beliefern. In vierter Generation bewirtschaftet heute Claus Derichs den Hof.

Inzwischen hatte sich ein Dreiecksverhältnis gebildet: Tonscheidt – Fleermann – Holtschneider. Dieser Dreierbund entdeckte sehr große Marktlücken, denn in Duisburg-Wedau entstand der größte europäische Verschiebebahnhof. In Wedau baute man nach dem Ersten Weltkrieg viele neue Häuser. Kein Haus war ohne Stallungen und Gärten. Mein Vater nahm sofort Verbindung mit einem Bahnbeamten auf, und Heinrich Siekmann übernahm den Verkauf von Futter- und Düngemitteln in



Familie Johann Fleermann im Jahre 1936.
Vorn auf dem Sofa Johann und Katharina Fleermann, dahinter Heinz Fleermann und seine Schwestern



Bild oben: Familie Johann Derichs in den 50er Jahren



Gut Hinüber: Hofpächter Emil Meckenstock
mit seiner Familie und den Knechten im Jahre 1913

der neuen Siedlung. Es war ein großer Erfolg. Familie Tonscheidt und die Söhne der Familie Holtschneider verkauften Frischmilch und später Lebensmittel im Duisburger Süden. Die Nachkommen der Familie Tonscheidt sind heute noch in der Lebensmittelbranche

tätig.

So wurde Lintorf für viele Jahre die betriebsame „Hauptstadt“ des Amtes Angerland und ist nunmehr seit 24 Jahren einer der größten Stadtteile von Ratingen.

Heinz Fleermann

Milchtransport mit einem PS

Familie Tonscheid feiert 65jähriges Firmenjubiläum

Am 15. Februar 1928 fuhren Johanne und Fritz Tonscheid mit Pferd, Wagen und zehn Milchkannen in den Duisburger Vorort Wedau, um Milch frisch vom elterlichen Bauernhof aus Lintorf zu verkaufen. Doch das Werben um die Gunst der Kunden war geradezu entmutigend. Am ersten Geschäftstag verkauften sie trotz aller Bemühungen nur dreieinhalb Liter, am zweiten Tag gar nur zweieinhalb Liter Milch.

So entschlossen sich die beiden zusätzlich nachmittags noch in Lohnarbeit mit dem Pferd den Acker zu pflügen. Neue Kunden kamen hinzu, als man schon ein Jahr später getrennte Verkaufstouren fuhr. Fritz Tonscheid zog mit einer Ziehkarre – einer Art rollender Filiale – los, während Johanne weiterhin mit Pferd und Wagen unterwegs war. Nachmittags transportierten die beiden Holz. Ein Paket Feuerholz kostete damals pro Familie 50 Pfennig. Bei einer Tour wurden durchschnittlich zwei Pakete verkauft, also ein Mark Umsatz pro Tour.

Zu Beginn der 30er Jahre zogen die Eheleute nach Wedau. 1936 erwarben sie ein Grundstück am Kalkweg 176 und errichteten ein Wohn- und Geschäftshaus. Noch während

„Spülküche“

des Krieges eröffnete Johanne Tonscheid die erste stationäre Milch-Verkaufsstelle auf einem Hinterhof Wedauer Straße 352, auch als „Spülküche“ für Milchkannen benutzt.

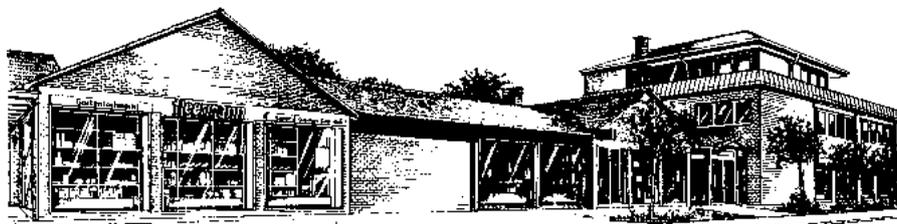
Aus der „Spülküche“ entwickelte sich ein kleiner Laden zum Verkauf von Lebensmitteln und Molkereiprodukten. Sohn Friedrich – seit 40 Jahren im Geschäft – baute die Firma zu einem Lebensmittelimperium des Duisburger Südens aus.

Vier Edeka-Supermärkte und die Toni-Fleischwaren GmbH erzielten 1992 einen Jahresumsatz von 15 Mio DM. Mittlerweile ist auch Sohn Falk im Geschäft – Ein Familienunternehmen wird 65.



MIT PFERD UND WAGEN zogen Johanne und Fritz Tonscheid vor 65 Jahren durch den Duisburger Süden. Die beiden starteten ihre Karriere als Geschäftsleute, als sie mit ihrer „rollenden Filiale“ Milch verkauften oder auch für Bauern Holz transportierten.
Repro: Anhock

Aus der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung“, Lokalausgabe Duisburg, vom 7. April 1993



fleermann

Ratingen-Lintorf
Hülsenbergweg 11-15
Tel.: 021 02/9321-0
Fax: 021 02/9321-14

<http://www.rheintec.de/fleermann>

feine Möbel für draußen

Kettler · Herlag · Fischer · Barlow-Tyrie · Weißhäupl · Garpa

Die Nachfahren des Andreas Bröcker

Die Lintorfer Familie Bröcker im 18. Jahrhundert

In den Kirchenregistern von St. Anna sind in der Zeit von 1659 bis 1864 insgesamt 6733 Eintragungen vorgenommen worden. Davon sind 3792 Taufen, 1089 Eheschließungen und 1852 Beerdigungen (siehe Andreas Preuß, Industrielle Revolution in Lintorf?, 1990, Seite 12). Darin finden sich die Namen vieler noch heute in Lintorf lebender Familien, aber auch viele, die es heute nicht mehr in Lintorf gibt. Eine dieser Familien soll hier mit ihrem Stammbaum vorgestellt werden. Es ist die Familie Bröcker, die erstmals 1662 in den Registern erwähnt wird.

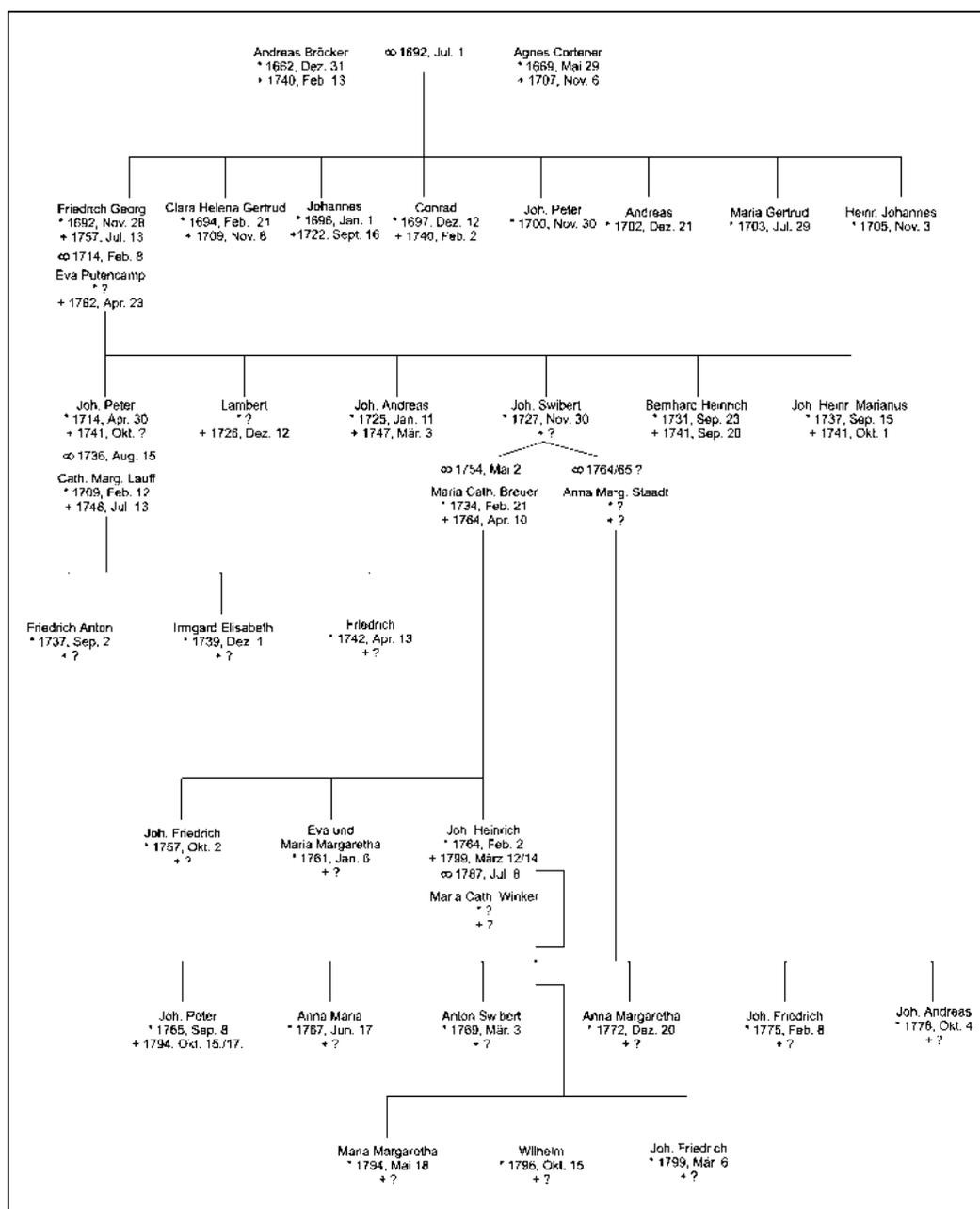
Am letzten Tag des Jahres 1662, einem Sonntag, wurde in St. Anna Andreas Bröcker getauft. Seine Eltern sind Heinrich und Margaretha. Der Dreißigjährige Krieg ist seit 14 Jahren beendet. Doch ist das Leben in dem kleinen Lintorf nicht einfach, als Andreas vermutlich am 30. Dezember geboren wird. Rund 200 Menschen leben in den kleinen, rund um die Kirche gescharten Fachwerkhäusern. Einige der Häuschen liegen weitab vom Ortskern in den umliegenden Wäldern.

In welchem der Häuser Andreas geboren wurde, wissen wir nicht. Vielleicht am Vogelsang, denn sein ältester Sohn wird bei der Geburt eines der Enkelkin-

der Fritz Bröcker am Vogelsang genannt. Allerdings wird einer der anderen Söhne später als Johannes Bröcker am Ulenbroich bezeichnet. Die Quellen sagen nichts darüber aus, ob einer der beiden im elterlichen Haus lebte.

Wir wissen auch nicht, ob Andreas Geschwister hatte. Jedenfalls sind keine weiteren Geburten seiner Eltern in den Taufregistern vermerkt. Aber auch ihr Tod findet sich nicht in den Registern. Eines von zehn

Kindern, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Lintorf geboren wurden, stirbt, bevor es fünfzehn Jahre alt wird. Eine hohe Kindersterblichkeitsrate im Vergleich zu heute. Doch noch in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts stirbt in Lintorf jedes fünfte Kind, bevor es fünfzehn wird. Aber wie wir aus den Kirchenregistern wissen, überlebt Andreas in dieser nicht einfachen Zeit und wird immerhin 77 Jahre alt.



Stammbaum der Familie Bröcker (1662 bis 1799)

Mit nicht ganz dreißig heiratet er am Montag, 1. Juli 1692, Agnes Cortener am Heck. Ihre Mutter heißt Margaretha. Die Namen des Vaters und der Paten sind nicht lesbar. Agnes wurde am 29. Mai 1669 geboren und stirbt sehr jung mit nur 46 Jahren. Doch wenn wir uns ihr Leben anschauen, dann ist der frühe Tod erklärbar. In nur vierzehn Jahren bekommt sie acht Kinder. Vielleicht stirbt sie sogar bei der Geburt eines neunten Kindes. Wir wissen es nicht, die Kirchenregister schweigen dazu. Acht Kinder sind für das späte 17. Jahrhundert sehr viel. Im Durchschnitt hatten Lintorfer Eltern in jenen Jahren nur zwei bis drei Geburten während ihrer Ehe. Entsprechend klein waren die Haushalte.

Übrigens heirateten die beiden in einem durchaus üblichen Alter. Allerdings könnte die Hochzeit früher erfolgt sein, als Andreas und Agnes es geplant hatten. Denn schon fünf Monate später, am 28. November 1692, wird der erste Sohn auf den Namen Friedrich Georg getauft. Dann folgen fast alle zwei Jahre noch fünf Jungen und zwei Mädchen. Fast genau zwei Jahre nach der letzten Geburt stirbt Agnes und wird am Sonntag, dem 6. November 1707, beerdigt.

Über die Kinder der beiden ist nicht viel bekannt. Von den vier jüngsten Kindern (siehe Stammbaum) findet sich jeweils nur die Taufe in den Quellen. Es ist keine Heirat erwähnt und auch keine Beerdigung. Wahrscheinlich sind sie als junge Menschen aus Lintorf fortgegangen, haben ihr Glück woanders gesucht. Vielleicht sind sie aber auch in den beiden ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts verstorben, als die Kirchenregister nicht sehr ordentlich geführt worden sind.

Dagegen ist von der ältesten Tochter, Clara Helena Gertrud, neben der Taufe auch ihr früher Tod überliefert. Sie starb 1709 im Alter von gut fünfzehn Jahren. Ihr zwei Jahre jüngerer Bruder Johannes stirbt 26jährig im September 1722 und der drei Jahre jüngere Conrad mit gut 42 Jahren im Februar 1740. Beide Brüder waren nicht verheiratet.

Aber der Erstgeborene findet sich mit zahlreichen Eintragungen in den Kirchenregistern und so läßt sich die Familie weiter in Lintorf verfolgen. Friedrich Georg heiratet am Donnerstag, 8. Februar 1714, die vermutlich aus Lintorf stammende Eva Putencamp. Zwar kennen wir ihr Geburtsdatum nicht, doch läßt der Name Putencamp (Potekamp) darauf schließen. Auch ist für November 1664 die Geburt einer Eva Putencamp verzeichnet. Vielleicht ist es die Mutter, denn Familiennamen, wie wir sie heute kennen, gab es damals noch nicht. In den Kirchenregistern tauchen die Menschen mal mit dem Namen ihres Vaters, mal mit dem ihrer Mutter auf. Evas (geb. 1664) Eltern sind Lucas und Elisabeth Putencamp.

Auch bei Eva und Fritz Bröcker, wie Friedrich Georg im Heiratsregister genannt wird, war die Ehe wohl die Folge einer unmittelbar bevorstehenden Geburt. Denn bereits am 30. April 1714 wird der älteste Sohn Johannes Peter in St. Anna getauft.

Die beiden frühen Geburten zeigen deutlich, daß vorehelicher Geschlechtsverkehr in der dörflichen Lintorfer Gesellschaft durchaus üblich war. Die Rate unehelich geborener Kinder liegt dagegen mit rund fünf Prozent deutlich unter dem Prozentsatz (etwa zehn Prozent) im damaligen Deutschen Reich. Dies zeigt, daß die dörfliche Gemeinschaft zwar den vorehelichen Geschlechtsverkehr tolerierte, aber auch die Paare zur Heirat zwingen konnte oder zumindest stark darauf drängte, die Verbindung zu legalisieren. In der zweiten Hälfte des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verdoppelt sich dagegen der prozentuale Anteil unehelicher Geburten im Ort. Ein deutliches Zeichen dafür, daß die soziale Kontrolle nicht mehr so gut durchgeführt werden konnte.

Auch Fritz und Eva haben für die damalige Zeit eine große Familie. Sechs Kinder, deren persönliche Daten etwas besser überliefert wurden. Der älteste Sohn Johannes Peter und Johannes Swibert, geboren 1727, heiraten und gründen eigene Familien. Der zweitälteste Sohn, Lambert, von dem wir nicht das Geburtsjahr kennen,

stirbt im Dezember 1726. Er wird vermutlich zu Beginn der zwanziger Jahre geboren sein. Auffällig ist, daß zwischen der Geburt Johannes Peters und Lamberts wohl sechs bis acht Jahre liegen. Diese große Lücke, im Vergleich zu den späteren Geburten, läßt vermuten, daß hier noch ein oder zwei weitere Kinder geboren wurden.

Johannes Andreas, er trägt den Namen seines Großvaters, stirbt im Alter von 22 Jahren im März 1747. Die beiden jüngsten Kinder, Bernhard Heinrich (geboren 1731) und Johannes Heinrich Marianus (geboren 1737) sterben innerhalb weniger Tage im Herbst des Jahres 1741. Aber auch der älteste Sohn, Peter, stirbt in jenem Oktober. Sie fallen einer der letzten großen Epidemien, die Lintorf heimsuchen, zum Opfer. Insgesamt sterben 1741 30 Lintorfer, die allermeisten davon in den beiden Herbstmonaten September und Oktober. Nur zweimal wird Lintorf im 18. Jahrhundert noch von weiteren verheerenden Epidemien heimgesucht. 1758 fordert die Ruhr viele Opfer. Allein in den ersten Herbstwochen dieses Jahres sterben fast 30 Lintorfer (bei insgesamt 41 Toten im ganzen Jahr) an der Krankheit. 1754 sterben zwischen dem 1. September und dem 17. Oktober 25 Menschen in Lintorf an einer ansteckenden Krankheit. Im ganzen Jahr starben dagegen 1754 nur 31 Menschen. Nur der Sohn Swibert überlebt seine Eltern, die 1757 (der Vater) und 1762 (die Mutter) sterben.

Der älteste Sohn Peter hat am Mittwoch, 15. August 1736, die sechs Jahre ältere Catharina Margaretha Lauff geheiratet. Sie bekommen insgesamt drei Kinder, von denen wir aber nur das Taufdatum kennen. Was aus den Kindern geworden ist, wissen wir nicht. Der jüngste Sohn, Friedrich, kam sogar erst fünf Monate nach dem frühen Tod seines Vaters - Peter starb mit 27 Jahren - zur Welt. Aber auch die Mutter wurde nicht alt. Sie starb im Alter von 41 Jahren im Juli 1748. Drei Kinder im Alter von sechs bis elf Jahren standen ohne Eltern da.

Aber auch Johannes Swibert, geboren 1727, heiratete. Zum ersten Mal 1754. Maria Catharina Breuer, die Braut, wurde 1734 geboren.

Sie starb im Alter von nur dreißig Jahren. Sie überlebte die Geburt ihres vierten Kindes nur um wenige Wochen. Am 2. Februar 1764 wurde Johannes Heinrich geboren. Schon am 10. April 1764 wurde Maria Catharina beerdigt. Wie so viele andere Frauen in der Frühen Neuzeit wird sie an den Folgen der Geburt gestorben sein.

Doch Swibert blieb nicht lange alleine. Kein Wunder, hatte er doch vier kleine Kinder im Alter von sieben und drei Jahren, letztere waren die Zwillinge Eva und Maria Magdalena, und den gerade erst geborenen Johannes Heinrich zu versorgen. So heiratete er vermutlich noch im Herbst 1764 oder spätestens im Frühjahr 1765 Anna Margaretha Staadt. Die Heirat ist in den Kirchenregistern leider nicht vermerkt. Auch von Anna Margaretha wissen wir nicht viel. Weder ist ihr Geburtsdatum noch ihr Sterbetag verzeichnet. Dafür finden sich die Taufen von vier Jungen, Johannes Peter, Anton Swibert, Johannes Friedrich und Johannes Andreas, und von zwei Mädchen, Anna Maria und Anna Margaretha, zwischen September 1765 und Oktober 1778 in den Taufbüchern. Der älteste Sohn, Johann Peter, stirbt am Mittwoch, dem 15. Oktober 1794, und wird zwei Tage später, am 17. Oktober, beerdigt. Die anderen fünf Kinder werden in den Kirchenbüchern nicht mehr erwähnt.

Bereits am Sonntag, 27. Oktober 1782, war der Vater gestorben. Auch er wurde zwei Tage später zu Grabe getragen. Es ist nicht viel, was wir aus den Quellen über die Familie des Johannes Swibert erfahren. Doch wird er bei der Heirat als Hauer bezeichnet. Er hat also im Lintorfer Bleibergwerk unter Tage gearbeitet und so den Lebensunterhalt für seine recht große Familie verdient.

Einzig von Johannes Heinrich, dem jüngsten Sohn aus erster Ehe, erfahren wir, daß er am Sonntag, 8. Juli 1787, die aus Saarn stammende Maria Catharina Winker heiratete. Sie haben zusammen drei Kinder. Das erste, Maria Margaretha, wird im Mai 1794 geboren. 1796 und 1799 folgen Wilhelm und Johannes Friedrich. Dann stirbt Johannes Heinrich überraschend jung mit gerade 35 Jahren

am Donnerstag, 12. März 1799. Beerdigt wird er am folgenden Samstag.

Seine Tochter Maria Margaretha heiratet vermutlich um 1816 Hermann Brachter. Aus dieser Zeit gibt es keine Heiratsregister. Doch wird am 30. Juni 1817 ihr Sohn Johannes Swibert geboren. Benannt wurde er wahrscheinlich nach seinem Urgroßvater. Drei Jahre später, im Juni 1820, wird die Tochter Anna Christina geboren.

Die einzelnen Daten sagen nicht sehr viel über die Familie Bröcker aus Lintorf. Doch immerhin haben wir gesehen, dass die Kindersterblichkeit sehr hoch war. Wir haben gesehen, dass in der Familie Bröcker im 17. und frühen 18. Jahrhundert sehr viele Kinder geboren wurden. Was nicht dem allgemeinen Trend entspricht. Die Familie Bröcker ist außerdem ein Beispiel dafür, dass nach dem Tode der Ehefrau der Ehemann sehr rasch erneut heiratet. Es hat sich gezeigt, dass die Eheschließung wohl sehr oft die Folge vorehelichen Geschlechtsverkehrs war. Mit anderen Worten, die Familien und wahrscheinlich auch die Nachbarn achteten darauf, dass die Frauen nicht mit dem Kind allein gelassen wurden. Die Männer mussten die Verantwortung übernehmen. Dies zeugt von einer starken und gesunden Dorfgesellschaft, der sich niemand so leicht entziehen konnte.

Menschlich anrührend ist auch nach über 250 Jahren der Tod dreier Familienmitglieder alleine im

Herbst des Jahres 1741. Hier wird deutlich, wie nah der Tod den Menschen der Frühen Neuzeit war. Auch wenn sie die Kinderzeit überlebt hatten, mussten sie jederzeit mit dem Tod rechnen. Sei es durch eine schwere Krankheit, gegen die die Medizin damals noch machtlos war, sei es durch Hungersnot oder Krieg.

All dies gibt jedoch nur einen kleinen Einblick in das Leben der Lintorfer. Es sagt nichts darüber aus, ob die Menschen damals glücklich oder unglücklich waren. Gemessen an unserem heutigen Lebensstandard haben sie in mehr als ärmlichen Verhältnissen gelebt. Aber sie kannten natürlich auch kaum etwas anderes. Denn auch in den umliegenden Dörfern und Städten war das Leben im wesentlichen von Armut geprägt. Andererseits sollten wir das Leben jener Lintorfer nicht unter allzu verklärten Blicken betrachten, wie es im 19. Jahrhundert die Romantiker angesichts des hereinbrechenden Frühkapitalismus und dessen Auswüchse taten. Die Lintorfer im 18. Jahrhundert hatten kein einfaches Leben. Die Menschen werden damals ebenso glücklich gewesen sein wie wir heute, wenn sie verliebt waren, und sie werden ebenso unglücklich und traurig gewesen sein, wenn sie den Tod dreier naher Verwandter zu beklagen hatten. Insofern hat sich das Leben trotz aller modernen Hilfsmittel nicht sonderlich verändert.

Andreas Preuß

**Am zweiten Dienstag jeden Monats
veranstaltet der VLH einen Vortragsabend im
ehemaligen Lintorfer Rathaus.**

Beginn: 19.30 Uhr

Der Eintritt ist frei.

Gäste sind herzlich willkommen.

„Als Kriegsgefangene im Lager Lintorf“

Klaus Kannengießer von der Speestraße in Lintorf liebt Ungarn. Seit Jahren verbringt er mit seiner Familie den Sommerurlaub im Land der Magyaren. Besonders die Gegend um den Plattensee, aber auch Budapest, und die Pußta waren das Ziel des Familienreisemobils. Dabei ist es neben der Schönheit der Landschaft vor allem auch die herzliche Aufnahme durch die gastfreundlichen Ungarn, die den Kannengießers so gut gefällt. Im vergangenen Jahr jedoch hatten sie in den Ferien eine Begegnung der besonderen Art. Bei der Fahrt durch den kleinen Ort Örvenyesi entdeckten sie ein touristisches Kleinod – eine historische Wassermühle. Für Klaus Kannengießer war es als gelerntem Bäcker und Mitglied des Lintorfer Heimatvereins natürlich klar, daß er mit seiner Familie diese Mühle besichtigen musste. Führer durch die Anlage und die liebevoll zusammengestellte Sammlung landwirtschaftlicher Geräte war ein Rentner aus Veszprém in der Nähe des Plattensees, der die



Klaus Kannengießer aus Lintorf (rechts) und István Wöller aus Veszprém in Ungarn



István Wöller liest den Lintorfern aus seinem Tagebuch vor

unter Denkmalschutz stehende Mühle betreut und sie vor allem den vielen ausländischen

Touristen zeigt. István (Stefan) Wöller hatte natürlich schnell bemerkt, daß es sich bei den Kannengießers um Gäste aus Deutschland handelte und, da er selbst leidlich Deutsch spricht, das Gespräch gesucht. Auf die Frage, woher aus Deutschland man denn komme, gab Klaus Kannengießer Düsseldorf als seine Heimatstadt an, in der Annahme, daß sein wahrer Geburts- und Wohnort im fernen Ungarn nicht bekannt sein könne. Um so erstaunter war er, als István Wöller zurückfragte: „Aus Lintorf, Bezirk Düsseldorf?“ Wie verblüfft müssen Klaus Kannengießer, seine Frau und seine Schwiegereltern, das



Historische Wassermühle in Örvenyesi in der Nähe des Plattensees

Ehepaar van Lohuizen, gewesen sein, als sie diese Frage vernahmen! Und sie waren es noch mehr, als der nette ältere Herr sie fragte, ob es die Bäckerei Steingen in Lintorf noch gebe. Als Klaus Kannengießer dann berichten konnte, daß er selbst dort arbeite, war nun die Überraschung auf Seiten des Ungarn groß. Im weiteren Gespräch stellte sich heraus, daß István Wöller als 15-jähriger mit etwa 600 ungarischen Kameraden vom 8. September bis zum 27. Oktober 1945 im Lintorfer Lager an der Rehhecke Kriegsgefangener der britischen Armee war. Er konnte sich noch gut an die Zeit vor mehr als 50 Jahren zurückerinnern, vor allem auch deshalb, weil er damals ein Tagebuch geführt hatte, das noch in seinem Besitz war. Begeistert las er nun den Kannengießers und van Lohuizens aus diesem Buch vor, zeigte andere Erinnerungstücke an die damalige Zeit und erwähnte zwei Kameraden aus der Umgebung, Lajos (Ludwig) Leitgeb und László (Ladislau) Hörvath, die mit ihm fast zwei Monate im „Lintorfer Camp“ verbringen mußten.

Nach seiner Rückkehr aus dem Urlaub berichtete Klaus Kannengießer der „Quecke“-Redaktion von seiner Begegnung. Sofort war uns klar, daß die drei ungarischen Freunde ihre Lintorfer Erlebnisse und Erfahrungen in einer der nächsten Ausgaben der „Quecke“ veröffentlichen sollten.

Die Familie van Lohuizen hielt den Kontakt nach Ungarn aufrecht und bat die alten Herren um ihre Tagebuchaufzeichnungen, die dann Anfang des Jah-

res 1999 in ungarischer Sprache der Redaktion vorlagen. Tamás (Thomas) Filó, ein sympathischer junger Ungar, der seit einiger Zeit in Lintorf beruflich tätig ist, fand sich freundlicherweise bereit, die Texte ins Deutsche zu übersetzen. Mittlerweile hat das Ehepaar van Lohuizen aus dem diesjährigen Urlaub in Ungarn neue Fotos mitgebracht. Im folgenden geben wir Ihnen die Erinnerungen der drei „Zwangs-Lintorfer“ im Wortlaut wieder:



Eine Seite aus István Wöllers Tagebuch von 1945

Erinnerung an die Zeit im Lintorfer Gefangenenlager nach meinen Tagebuchaufzeichnungen „Naplo“

Der Zweite Weltkrieg näherte sich langsam seinem Ende. Aber bei uns in Ungarn waren Ende 44 /Anfang 1945 noch schwere Kämpfe. Hitler brauchte immer mehr Hilfe, um den Krieg zu gewinnen. Der damalige Führer der ungarischen Naziartei, Szálasi Ferenc, war ein Freund von Hitler und hat ihm eine Million ungarische Jugendliche angeboten. Diese wurden regelmäßig mit Zügen nach Deutschland transportiert. Ende 1944 hatte man die 16jährigen geschickt, und am 14. Februar 1945 waren wir, die 15-16jährigen Jungs, an

der Reihe. Rund 600 fuhren nach Deutschland ins Ungewisse. Nach schwierigen Umständen sind wir am 6.3.1945 in Sylt angekommen im militärischen Ausbildungslager Hörnum. Hier waren wir mit älteren Kadetten zusammen, welche für die Flak ausgebildet waren. Diese wurden zum Kampfgebiet rund um Berlin transportiert.

Wir Jüngeren kamen nicht mehr in die Ausbildung, weil wir am 13.6.45 in englische Gefangenschaft fielen. Wir kamen wie Kriegsgefangene in Schleswig-

Holstein in verschiedene Lager. Auf Befehl wurden wir, eine Kompanie ungarischer Jugendlicher mit Kommandeuren, Unteroffizieren und Lehrern, nach dem Ruhrgebiet transportiert. Unser Weg führte über Heide, Meldorf, Wilster, Itzehoe, Elmshorn, Hamburg, Stelle, Winsen (Luhe), Lüneburg, Uelzen, Suderburg, Hannover, Gütersloh, Oelde, Neubeckum, und in Hamm kamen wir am 8.9.1945 vormittags an. Man befahl uns das Aussteigen, wir bekamen etwas zu essen und stiegen um in einen anderen Zug. Hier ka-



István Wöller als 15jähriger Rekrut der Deutschen Wehrmacht. Das Wehrpaßfoto wurde am 14. März 1945 in Hörnum auf der Insel Sylt aufgenommen

men auch ungarische Offizierschüler zu uns dazu, und gemeinsam ging es weiter ins Ungewisse. Der weitere Weg führte uns durch Dortmund, Düsseldorf, und in Lintorf-Bahnhof nachmittags um sechs stiegen wir aus. Am Bahnhof wurden wir von englischen Soldaten mit Maschinenpistolen erwartet, und wir mußten uns in Viererreihen aufstellen zum Abmarsch ins Lager.

Das Lager war mit hohem Stacheldraht umzäunt, um den Zaun waren mehrere Wachtürme mit englischen bewaffneten Soldaten besetzt. Über dem Eingang hing ein Schild „Lintorf Camp“. Im Lager wurden wir nach Hundertschaften in Baracken untergebracht. Unsere mitgebrachten Decken mußten wir noch am Abend abgeben, und es gab vier andere dafür. In den Baracken waren vier Zimmer mit Toilette und Waschbecken, der Eingang war in der Mitte, und rechts sowie links davon waren die Zimmer. Für uns gab es Eisenbetten, es gab aber Hundertschaften, die auf Stroh schliefen und erst viel später Eisenbetten bekamen. Die Baracken waren niedrig und mit Eternitplatten abgedeckt.

Am 9.9.45: an diesem Tag haben wir uns mit der neuen Umgebung bekannt gemacht, Frühstück und Mittagessen gab es, auch Abendbrot, jedoch war die Verpflegung sehr schlecht. Birkenblätter ver-

färbten sich gelb und fielen schon herab. Hinter unserer Baracke war ein Zaun und dort ein deutsches Militärlager. Dort waren auch mehrere Tausend. Heute gab es den Befehl, daß sich niemand diesem Zaun nähern darf, denn es gab englischen Schießbefehl für die Wachposten. Mir tut schon seit Tagen mein rechtes Bein weh und es ist auch schon angeschwollen.

Am 11.9.45: heute hat ein englischer Arzt mein Bein untersucht und mich ins Krankenhaus geschickt. Dort hat man mich stationär aufgenommen, und ich bekam Kompressen und Tabletten. Das Essen war hier viel besser als in den Baracken.

Am 17.9.45-Montag: aus dem Krankenhaus wurde ich entlassen und wieder zurück in die Baracke gebracht. Nachts war immer Ungezieferjagd, denn wir hatten viel Ungeziefer. Viele Kameraden mußten sogar deshalb ärztlich behandelt werden. Im Lager waren mit uns Soldaten und ältere ungarische Kadetten, diese wurden immer täglich zu einer ungewöhnlichen Arbeit transportiert. Darüber wurde aber nicht gesprochen, sie hielten es geheim. Sonntags bekamen die deutschen gefangenen Soldaten Besuch, aber sie konnten nur durch den Zaun miteinander reden. Die bekamen auch Essen von den Angehörigen, aber ich weiß nicht, wie die Körbe über den Zaun kamen.

Am 20.9.45: der heutige Tag ist interessant - die englischen Wachposten wurden abgezogen und es war nicht mehr so streng mit uns. Es gab Ungarn, die an Flucht dachten, aber der englische Kommandant hat uns mitgeteilt, daß die englische Militär-Führung mit uns zufrieden war. Es gab nun Ausgang, man durfte ins Kino*) gehen oder Sport ausüben. Zwischen den Kompanien gab es einen Wettbewerb um die Sauberkeit im Lager. In unserer Baracke haben die Jungens aus bunten Scherben eine ungarische Landkarte auf dem Sandboden ausgelegt, auf welcher man sogar Flüsse und Budapest sehen konnte, und das letztere wurde angeleuchtet. Abends sah das wunderschön aus. Jede Baracke hat dann ein anderes Motiv gebaut und angeleuchtet. Das hat den Engländern

sehr gefallen. An einem Tag wurden die Baracken verschlossen und von innen desinfiziert, da durften wir erst abends wieder hinein nach Auslüftung. Danach war das Ungeziefer auch weg.

Am 25.9.45: Ich habe meinen ersten Ausgang und bin mit meinem Freund ins Dorf gegangen. Wir haben uns Eis gekauft, ein Bier getrunken und gingen in einen Laden, um Brot zu kaufen, das gab es aber nur auf Karten und so bekamen wir nur Kekse. Aber wir mußten auch Salz mitkaufen, denn das gab es reichlich.

Wir haben es aber weggeworfen. Im Dorf klopfen wir bei den Häusern, um Brot zu bekommen, aber die hatten auch nur Karten, und so bekamen wir keins. Eine Frau hatte uns ungefähr zehn Äpfel geschenkt und alle Frauen haben uns sehr bemitleidet, als sie erfahren haben, daß wir ungarische Jugendliche waren und in deutsche Flakuniformen gesteckt wurden. Ab jetzt gingen wir öfter ins Dorf, auch ins Kino und in die Kirche. Die Ungarn haben schnell Fußballmannschaften aufgestellt und gespielt. Mit uns kam auch ein Priester in die Baracken und er hat eine kleine Kapelle aufgestellt für die regelmäßigen Messen im Lager. Außerdem haben die Unteroffiziere als Lehrer mehrere Lehrgänge durchgeführt, immer vormittags von 10-12 Uhr in den Fächern Physik, Mathematik, Musik, Maschinenbau und Elektrotechnik. Ich hatte mich besonders für Maschinenbau und Musik angemeldet, da mich die Elektrizität besonders interessierte. Einmal besuchte ich im Nachbarlager mit meinem Freund nachts eine Baracke, und dort haben wir Transformatoren, Radios und Funkgeräte gefunden und wir nahmen einige mit. Bei uns bauten wir sie auseinander, und die Transformatoren wickelten wir, so nutzten wir unsere Freizeit sinnvoll.

Am 28.9.1945: Heute ist schönes Wetter und wir gingen aus dem Lager zu einem Spaziergang. Wir schauten uns im nahen Wald und

*) Von Zeit zu Zeit gab es Kinovorstellungen im Saal der Gaststätte „Mecklenbeck.“ Ein richtiges Kino gab es in Lintorf erst ab 1950.

auf einer Autostraße um. Dort konnte man alleingelassene Autos und Militärfahrzeuge finden, denn dort kümmerte sich keiner darum. Nicht weit vom Waldrand haben wir einen Betonbunker entdeckt. Hier konnten wir uns richtig umschauen, wir fanden einen Offiziersstiefel (vielleicht ein deutscher Stiefel), da steckte noch das halbe Bein drin übersät mit Maden. Angeekelt warfen wir ihn weg und verließen auch schnell diesen Bunker. Interessant war, daß über dem Bunker die Bäume bis zur Hälfte weggeschossen waren, das deutete auf heftige Kämpfe hin.

Am 1.10.1945: Wir froren schon in den Baracken, denn wir hatten nichts zum Heizen. Heute bekamen wir von den Engländern das erste Mal Kohlen. Zum Anzünden holten wir gesammeltes Holz aus Birkenästen.

Am 4.10.1945: Unsere Kompanie ging ins Kino und wir sahen einen Jugendfilm. Nach dem Kino auf dem Nachhauseweg gingen wir an einem Obstgarten vorbei, dort sahen wir einen Birnbaum voll mit Birnen. Ein paar von uns sprangen in den Garten und schüttelten die Birnen runter. Einer riß dem anderen die Birnen aus der Hand und ich erwischte leider keine. Am nächsten Tag gab es Probleme.

Am 5.10.1945: Wegen des Vorfalles mit den Birnen mußten wir früh antreten, denn der Besitzer hatte sich beim englischen Kommandanten beschwert. Dafür gab es 21 Tage Arrest, und auch ich konnte so das Lager nicht verlassen. Es gab nun viel zum Saubermachen, denn das Laub fiel schon stark.

Am 10.10.1945: Durch das Schweizer Rote Kreuz bekamen

wir eine Karte, auf welcher wir unsere Eltern benachrichtigen konnten. Es durften nur der Name und der Aufenthaltsort mit Unterschrift darauf sein.

Am 11.10.1945: Wir hatten alle durch die schlechte Ernährung starke Vitaminmangelerkrankungen, auch meine Zähne waren schon locker durch Skorbut. Der Lagerkommandant hatte vorm Speisesaal ein Faß mit chloriertem Wasser aufstellen lassen und dort wurde das Besteck unter Aufsicht gründlich gewaschen. Das war wahrscheinlich auf Empfehlung des Lagerarztes geschehen.

Am 12.10.1945: Ich bekomme jeden Tag Vitamin C-Tabletten, um den Skorbut zu bekämpfen. Viele haben versucht, aus dem Lager zu fliehen, aber die englischen Soldaten haben alle wieder eingefangen.

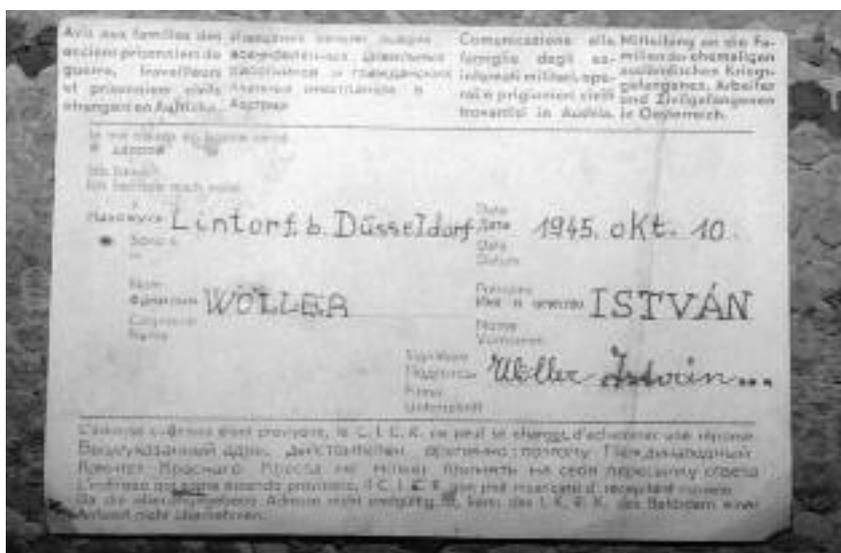
Am 16.10.1945: Nachmittags sind 7 Jungs aus unserer Kompanie ausgerissen und insgesamt flohen 12 aus dem Lager. Alle flohen wegen der schlechten Versorgung.

Am 21.10.1945: Heute war ich in der Lintorfer Kirche, denn ein ungarischer Priester hielt die Messe. Hier konnte ich das kleine Gebetsbuch für 20 Pfening kaufen, welches in Lintorf gedruckt wurde. Es gab Gerüchte, daß wir bald in ein besseres Lager kommen. Da freuten wir uns, und es gab Hoffnung, daß es besser wird.

Am 24.10.1945: Jetzt wußten wir genau, daß wir vom Lintorfer Lager abtransportiert werden. Nachmittags war die ganze Kompanie im Kino, und wir haben uns alle gut amüsiert.

Am 26.10.1945-Freitag: Heute teilten uns die Engländer mit, daß wir morgen früh um 6 Uhr von der Straße nach Düsseldorf mit Lastwagen abtransportiert werden.

Am 27.10.1945-Samstag: Früh am Morgen war Wecken, drei Decken mußten wir abgeben, es gab Kaltverpflegung und jede Kompanie mußte antreten. Ich dachte jetzt an meinen Geburtstag, wie schön es mit meinen Eltern gewesen wäre, aber es war nur ein Gedanke. Die Hauptstraße (Düsseldorfer Straße*) war mit 30 Lastwagen mit Planen bereit - das Wetter war ungünstig, denn es regnete.



Karte des Internationalen Roten Kreuzes, mit der István Wöller seine Eltern in Ungarn über seinen Aufenthaltsort informieren durfte



Der ungarische Militärpfarrer ließ bei der Lintorfer Druckerei Perpéet ein kleines Gebetbuch in seiner Muttersprache drucken



István Wöller im Jahre 1998

Auf jeden Lastwagen durften 30 Jungs und einer war der Wagenkommandant. Dann wurden die Motoren angelassen, die Scheinwerfer beleuchteten die Straße, und wir nahmen Abschied vom Lintorfer Lager – vielleicht für immer.

Die Lastwagen fuhren auf der Düsseldorfer Straße in Richtung Essen, Dortmund und Münster. Endstation war Borghorst. Dort brachte man uns in eine alte Spinnerei namens Gebrüder Koch, es gab dreistöckige Holzbetten und wir waren jetzt freier mit besserer Versorgung. Die Lintorfer Erinnerungen verblasen langsam, aber ich denke doch viel zurück. Das wird sich später in ein Kettenglied der Geschichte verwandeln. Oft denke ich, es wäre gut, das Lager jetzt zu sehen. Die Birken sind schöner und die Baracken dienen jetzt bestimmt einem besseren Zweck. Lintorf wurde bestimmt umgebaut zu einer Stadt mit friedlichem quirligem Leben.

Heute habe ich mit zwei Kollegen über das Lintorfer Lagerleben gesprochen, und alle haben wir unterschiedliche Erinnerungen, denn wir waren in verschiedenen Kompanien. Ich bin jetzt Rentner und lebe mit meiner Frau, drei Töchtern und sechs Enkelkindern ein glückliches und ruhiges Leben in Veszprém. Nebenbei arbeite ich in Örvényesi in einer Wassermühle und zeige diese stolz den ausländischen Touristen.

Wöller István

*) Gemeint ist der Nördliche Zubringer, die heutige A52.

Erinnerung an das Lintorfer Gefangenenlager!

Zum Ende des Zweiten Weltkrieges konnte ich meine Schulausbildung nicht abschließen, denn ich wurde als 15jähriger mit mehreren hundert Kameraden aus unserem Kreisgebiet nach Deutschland gebracht. Niemand von uns wußte, wohin es ging. Während unserer Fahrt waren viele deutsche Bahnhöfe zerstört, und wir kamen auf Umwegen zur Insel Sylt nach Hörnum. Nach kurzer Ausbildung kamen wir nicht mehr

zum Einsatz, da der Krieg beendet war. Ich kam mit meinen Kameraden in englische Gefangenschaft. Als Gefangene wurden wir in unterschiedliche Sammelpunkte transportiert. Am 7.9.1945 wurden wir per Güterzug von Wesselburen nach Lintorf gebracht.

Angekommen am Lintorfer Bahnhof, wurde uns das Aussteigen befohlen, und zu unserem Erstaunen erwarteten uns dort engli-

sche, mit Maschinenpistolen bewaffnete Soldaten. Wir mußten uns in Viererreihen aufstellen und wurden zum Lintorfer Lager gebracht.

Durch das Dorf führte uns der Weg in das ca. 3 km entfernte Lager. Auf dem Weg wurden wir von den Frauen bemitleidet, da die Soldaten uns junge Kinder ins Lager brachten.

Das Lager war von Drahtzaun umgeben und wurde von engli-

schen Soldaten rundherum und vom Wachturm, sowie an den Eingängen bewacht. Auf dem Lagergelände war ein Birkenwäldchen, welches schön war, aber auch überall aufgeräumt.

Zwischen den zweireihigen Baracken gab es richtige Straßen. Von diesen gelangte man in die Baracken. Die Kompanien wurden auf die Baracken aufgeteilt, und jeder bekam vier Decken, unsere mitgebrachten Decken mußten wir abgeben. Die Eisenbetten reichten nicht und so mußten wir auf Stroh schlafen.

Ich habe mich schnell an die Verhältnisse gewöhnt, was für mich sehr gut war, denn ich konnte mit meinen Freunden aus unserem Dorf zusammen sein. Da war z.B. Horvath Laci, mit dem ich Freud und Leid teilte.

In unserem Raum hatten wir Ungeziefer, und wir konnten uns nachts nicht genug ausruhen, das war ärgerlich.

Die mit uns angekommenen Unteroffiziere haben Unterricht als Lehrer organisiert, an dem ich auch gern teilgenommen habe. Der Unterricht war vormittags von 10-12 Uhr, und danach gab es Mittagessen.

Ich habe viel für Ordnung gesorgt, die Blätter der Birken zusammengefegt und mit meinen Kameraden die Baracke sauber gehalten.

Zwischen den einzelnen Baracken gab es immer einen Wettstreit um die Sauberkeit.

Die englische Kommandatur hatte auch bald die englische Bewachung aufgehoben und das Lager mit deutschen Männern mit roten Armbinden besetzt. Es kam auch regelmäßig ein Herrenfriseur, welcher für 30 Pfennig die Haare schnitt.

Das Essen war besonders schlecht, aber wir konnten daran nichts ändern und mußten es so hinnehmen.

Eines Tages wurde bekanntgegeben, daß jeder das Lager verlassen kann und im Dorf und Umgebung spazieren gehen kann. Das haben wir auch in Anspruch genommen und ich bin oft ins Dorf gegangen.

Am 1.10.1945 erhielten wir endlich von den Engländern Kohlen und konnten den Ofen in unserem Raum heizen. Ich habe Abfallholz gesammelt, um das Feuer anzuzünden.

Ich kann mich noch gut erinnern: Im September wurden die älteren Gefangenen mit einem Lastwagen aus dem Lager zur Arbeit gebracht, jedoch wurde alles sehr geheimgehalten, wo und was sie machten. Später wurden Gerüchte laut, daß sie Massengräber auflösten, doch darüber gab es keine Informationen.

21.10.1945: Heute nachmittag ging ich im Dorf zum Gottes-



Rückseite des kleinen Gebetbuches in ungarischer Sprache.
„Printed: Perpeét in Lintorf bei Düsseldorf“

dienst, und Kovacs Mihaly, ungarischer Pfarrer, hat die Messe gelesen. Er hat uns bei dieser heiligen Messe die in der Lintorfer Druckerei gedruckten kleinen ungarischen Gebetsbücher überreicht, welche er dort anfertigen ließ, wir mußten 20 Pfennig dafür bezahlen. Zu diesem Zeitpunkt sang in der Kirche ein älterer ungarischer Chor, was für uns wunderbar war.

Mir passierte am 5.10. noch etwas, als ich ins Kino ging und eine Rübe aus einem Garten stahl. Der Besitzer merkte es und entriß mir die Rübe und warf sie mir auf den Rücken.

Seitdem habe ich mir immer überlegt, was ich tue.

Wir haben schon Ende Oktober, und die Bäume verlieren immer mehr ihre Blätter, so daß das Saubermachen immer mehr Zeit in Anspruch nimmt.

Das Essen wurde nicht besser und unser Zustand verschlechterte sich auch. Wir hörten schon von unseren Vorgesetzten, jedoch nicht offiziell, daß wir wahrscheinlich in ein anderes Lager verlegt würden.

Am 26.10. hat man uns mitgeteilt, daß am 27. morgens um sechs Uhr das Zimmer zu reinigen sei, von vier Decken mußten drei abgegeben werden und wir würden mit dem Lastwagen zu einem Sammelpunkt gebracht.

27.10.1945:

Für mich ist es ein wichtiger Tag, denn wir mußten endlich das Lager verlassen, und ich hoffte, daß wir an einen besseren Ort kommen und eine bessere Versorgung bekommen.

Früh um sechs Uhr mußten die Einheiten antreten und nicht weit vom Lager auf die Hauptstraße nach Düsseldorf marschieren, da warteten schon in langen Reihen die Lastwagen mit Planen. Wir



Der „Nördliche Zubringer“, die B1 zwischen Düsseldorf und der Autobahn A3, vor ihrem Ausbau zur heutigen A52

stiegen auf, es fing an zu regnen und wir fuhren los. Es ging über Düsseldorf, Essen, Münster und Borghorst. Dort wurden wir in einer großen Fabrikhalle untergebracht. In dieser kleinen Stadt waren schon über 10000 Jugendliche, Soldaten und Unteroffiziers-

schüler untergebracht. Die Verpflegung gab es von den Engländern, und es war etwas besser als in Lintorf.

Heute als Rentner kann ich mit meiner Frau, zwei Töchtern und Enkelkindern ein ruhiges Leben führen.

Alles, was mit mir und meinen Kameraden während des Zweiten Weltkrieges und danach geschehen ist, ist nun Erinnerung für uns und Geschichte für die nächste Generation.

Leitgeb Lajos

Erinnerungen an das Lintorfer Gefangenenlager nach meinen Tagebuchaufzeichnungen

Im Piaristen-Gymnasium konnte ich die 6. Klasse wegen der Ereignisse des Zweiten Weltkrieges nicht abschließen. Da fanden schon im Bezirk Zala, südlicher Teil, schwere Kämpfe statt. Durch den Vormarsch der russischen Truppen waren die Deutschen gezwungen, ihre Stellungen aufzugeben. Hitler glaubte noch immer an den Sieg, und er verlangte immer mehr Hilfe von den ungarischen Verbündeten (Szálasi). Aus den noch nicht russisch besetzten Gebieten wurden ab Dezember 1944 immer mehr Kadetten im Alter von 16 bis 20 ständig nach Deutschland transportiert. Hitler brauchte immer mehr Soldaten, deshalb hat man im Januar 1945 schon Kadetten 15- und 16jährig einberufen. Am 14.2.45 mußten ich und viele meiner ungarischen Kameraden sich von den Eltern verabschieden, und wir wurden per Bahn zur Insel Sylt gebracht. Hier hat man uns zur Flak geschafft, doch der Krieg ging zu Ende, und wir fielen in englische Gefangenschaft. Am 7.9.45 wurden wir, die Jüngsten, auf höheren Befehl nach Wesselburen zum Bahnhof gebracht und in Waggons aufgeteilt, es waren 600 ungarische Kadetten. Am selben Tag fuhren wir in Richtung Hamburg. Wir wußten nicht, wohin man uns brachte, es ist nur soviel durchgesickert, daß es irgendwo ins Ruhrgebiet geht. Ich habe mich bemüht, immer alles ins Tagebuch niederzuschreiben, welches ich immer bei mir trug. Es war ein wunderschönes Erlebnis für mich, als der Zug in Kiel über den Kanal fuhr. Am Anfang der Brücke waren englischen Soldaten, aber sie hielten den Zug nicht an, wir fuhren weiter.

Unsere Strecke führte durch Hamburg, Lüneburg, Uelzen. Hier bekamen wir nachts von den amerikanischen UNRRA-Helfern* Kekse

und Tee. Früh kamen wir in die Gegend von Bielefeld, vormittags um 11 Uhr sind wir in Hamm eingetroffen. In Hamm mußten wir umsteigen, und es ging weiter ins Ruhrgebiet. Auf der Fahrt haben wir zerbombte Städte und Fabriken in Asche gesehen, z.B. Dortmund, Gelsenkirchen und Duisburg.

Am 8.9.45 nachmittags um 5 Uhr hat man uns das Aussteigen am Lintorfer Bahnhof befohlen. Am Bahnhof haben uns die englischen Soldaten mit Maschinenpistolen erwartet. In Hamm hatte sich eine Einheit von ungarischen Offizierschülern, Offizieren und Unteroffizieren dem Treck angeschlossen, diese waren ab Lager Schleswig-Holstein als Lehrer für uns tätig. Am Bahnhof wurden wir nach Kompanien aufgestellt, und die Engländer transportierten uns zu Fuß ins Lintorfer Lager. Der Weg führte uns durchs Dorf ins Lager, auf unserem Weg wurden wir von Frauen beobachtet, die immer nur „Junge, Junge“ gerufen haben.

Die wußten damals noch nicht, daß wir Ungarn sind, denn wir waren in deutsche Wehrmachtsuniformen gesteckt worden. Als wir im Lager ankamen, waren wir traurig durch den Anblick des hohen Zauns mit Stacheldraht und der Wachtürme mit bewaffneten Soldaten. Die englischen Wachen paßten auf, daß keiner aus dem Lager entkam. Das Lagergelände war in einem kleinen Birkenwäldchen mit vorgefertigten Baracken. Bei der Ankunft mußten wir unsere Decken abgeben und erhielten vier Stück als Ersatz. Ich kam in die 4. Kompanie und in die Baracke 35,36,37 als Unterkunft. Darin war nur Stroh ausgebreitet, und darauf schliefen wir. Wir bemerkten sehr schnell, daß wir nicht allein waren, denn in der Nacht kam immer Ungeziefere.

Am 11.9.45: Im Lager begann der Unterricht von 10-12 Uhr.

Am 13.9.45: Die Engländer gaben uns Ausgang, und ich ging immer zum Sportplatz in der Nähe, dort spielte ich gern mit meinen Kameraden. Sonntags war heilige Messe im Lager, an welcher ich auch teilnahm. Die kleine Kapelle wurde in einer Baracke eingerichtet von dem ungarischen Piaristen-Pfarrer namens Kovacs Mihaly, und er las regelmäßig die Messen. Ich war auch oft neben ihm als Ministrant mit einem Kadettenschüler, zwei Köpfe größer als ich, und die Kameraden lächelten oft darüber.

Am 17.9.45: Es war eine große Überraschung im Lager, als ein britischer Befehlshaber namens Balfur uns besuchte. Aber mit dem Essen änderte sich auch nichts.

Am 18.9.45: Die englische Wachmannschaft wurde am 19.9. von den Deutschen abgelöst. Diese trugen rote Armbinden.

Am 20.9.45: Wir gingen mit einigen Kameraden zum Sportplatz und guckten uns auf der Hauptstraße und im Wald ein bißchen um. Neben der Straße waren sehr viele Fahrzeuge, welche wahrscheinlich kein Benzin hatten und auch Panzer. Im Wald konnten wir Preiselbeeren usw., sammeln, auch Eicheln. Diese haben wir später gebraten und, obwohl uns schlecht wurde, auch gegessen.

Im Lager waren wir immer mehr mit Aufräumen des Laubes beschäftigt, weil wir das Lager sauber halten mußten.

UNRRA = United Nations Relief and Rehabilitation Administration, eine von den Alliierten des Zweiten Weltkrieges gegründete Organisation zur internationalen Hilfe für die befreiten Völker

Aber die Herbststimmung der Bäume war auch wunderschön für uns.

In unserem Zimmer bekamen wir erst am 24.9. Eisenbetten, bis dahin haben wir auf Stroh geschlafen. Ich bin oft mit meinen Freunden ins Dorf gegangen, um Brot zu erbetteln, aber ohne großen Erfolg. Ab und zu bekamen wir von den Frauen ein Stück Brot. Das Essen im Lager war sehr schlecht, und wir waren bis auf die Knochen abgemagert. Ende September änderte sich das Wetter in Kälte, und wir froren in den Baracken nur mit den Decken.

Am 1.10.45: Endlich bekamen wir Kohlen, pro Person 0,7 kg, es war nicht viel, aber wir mußten damit auskommen.

Am 10.10.45: Durch das Schweizer Rote Kreuz durften wir eine Karte an unsere Eltern in Ungarn schicken, auf welcher nur Name und Unterschrift sein durfte. Die Engländer legten mehr Wert auf die Desinfektion als auf Verpflegung. Vor dem Essen wurde das Besteck in chlorhaltigem Wasser gespült, so wollte man dem Skorbut entgegenwirken. Die Stimmung und die Verpflegung wurde schlechter, und einige versuchten zu fliehen, wurden aber von den Engländern zurückgeholt.

Der Pfarrer Kovacs Mihaly druckte kleine ungarische Gebetsbücher, die konnten wir für 20 Pfennig kaufen. Ich kannte den Kovacs Mihaly gut, denn ich war oft Ministrant bei ihm.

Am 24.10.45: Unsere Kompanie durfte zum Dorfkino. Wir sahen den Film „Der kleine Grenzverkehr.“

Am 26.10.45: Es hat sich nun ergeben, daß wir morgen in ein anderes Lager transportiert werden. Am Nachmittag mußten wir antreten, und man gab uns bekannt, daß wir morgen früh um 6 Uhr bereit sein müßten, drei Decken müßten abgegeben werden, und auf der Düsseldorfer Hauptstraße marschieren wir. Dort warteten schon Lastwagen auf uns.

27.10.45: In geschlossenen Reihen haben wir das Lager verlassen und haben Abschied genommen von der Überschrift „Lintorf-Camp“ und vom Lager. Lintorf war ein interessanter und schöner Ort.

Die Kirche war auch sehr schön, welche ich oft selbst besuchte. Das Lager war aufgeräumt, und wir Ungarn haben es noch verschönert. In mein Tagebuch habe ich regelmäßig geschrieben, aber vielleicht hätte ich mehr schreiben müssen. Es ist viel mit uns ungarischen Jugendlichen seit der Deportation geschehen, aber wir hielten in guten und schlechten Zeiten zusammen. Wir waren sicher, daß Schlechteres auf uns nicht mehr warten konnte. Aber wir warteten sehr darauf, unsere Eltern, unsere Freunde und Verwandten in die Arme schließen zu können.

30 Lastwagen mit Planen erwarteten uns auf der Hauptstraße, es regnete, und wir stiegen zügig in die Lastwagen. Wir fuhren los in das für uns unbekannte neue Lager. Die Motoren heulten auf und die Scheinwerfer warfen ihre Lichtkegel auf die Straße, und los ging es. Die Strecke führte über Duisburg, Essen, Münster nach

Borghorst. Wenn ich an die Lintorfer Zeiten zurückdenke, kommen mir immer schlechte Tage zurück in die Erinnerung. Wir waren jung, hungrig und litten unter dem Ungeziefer und der Kälte, aber wir haben es überstanden. Jetzt bin ich mit meinen Freunden im neuen Lager und wir sind freier. Vielleicht wird die Verpflegung auch etwas besser.

Heute bin ich Rentner in Ungarn und lebe mit meiner Frau und unserer Familie im eigenen Haus und in Frieden.

Manchmal treffe ich mich mit den alten Kameraden aus dem Lager, Leitgeb Lajos und Wöller István, und dann denken wir an die alten Zeiten zurück.

Heute kommt es mir wie im Traum vor, aber es war die Wirklichkeit. Alle drei erzählen wir einzeln unsere Erlebnisse, was für die kommenden Generationen doch Geschichte ist.

Horváth László



Lajos Leitgeb und László Horváth im September 1998

Die Entstehung der Waldsiedlung am See in Lintorf

Das Erscheinungsbild der heutigen Waldsiedlung kann zu der Vermutung führen, im Laufe vieler Jahre wären hier Waldlücken und freie Flächen nach und nach bebaut und angelegt worden. Mehr als 50 Jahre nach der Gründung werden wider besseres Wissen oder unbeabsichtigt Schilderungen der Entstehung gegeben, die meilenweit von den Tatsachen entfernt sind. Die Wahrheit sieht ganz anders aus.

Begonnen hat alles im Jahre 1945, als der Krieg zu Ende war und Deutschland zerbombt und besiegt am Boden lag. Damals begannen die Siegermächte, die Überreste der deutschen Industrie zu zerschlagen und zu demontieren. Das Gelände der heutigen Waldsiedlung war bis Kriegsende Grundbesitz der Vereinigten Stahlwerke AG mit Sitz in Düsseldorf. Die von der Besatzung erlassenen Kontrollrats-Gesetze ordneten die Entflechtung der deutschen Konzerne an und verlangten die Veräußerung von allem Grundbesitz. Die Erlöse wurden eingezogen.

Die hier besprochene Liegenschaft lag zu 85% auf Lintorfer und zu etwa 15% auf Breitscheider Gebiet und war ca. 85 Hektar groß. Die Grenzen ergaben sich im Westen durch die Reichsstraße 1, die heutige A52, im Norden durch die spätere Merianstraße und den Birkenkamp und im Osten durch die Krumpfenweg Straße. Ein Feldweg namens Rehhecke bildete die Grenze nach Süden hin.

Der Untergrund besteht aus Sепtarien-Ton in einer Mächtigkeit bis zu 27 m und ist von eiszeitlichen Decksanden unterschiedlich hoch bedeckt. Die Bodenqualität darf erbärmlich genannt werden. Von Süden nach Norden steigt das Gelände um ca. 18 m an und war bis Kriegsende völlig unerschlossen. Eine zwischen der Krumpfen-

weger Straße und dem Hummelsbach vorkommende große Sandlinse wurde 1935 für den Bau der Reichsstraße 1 ausgebaggert. Aus diesem Baggerloch entstand etwa 30 Jahre später der heutige Waldsee, der der Siedlung ihren Namen gab. Einziges Fließgewässer ist der Hummelsbach, der von Breitscheid kommend zum Dickelsbach fließt.

Bewuchsvorkommen gab es auf Breitscheider Gebiet in Form ausgedehnter Ginster-, Brombeer- und Heideflächen, während auf den Lintorfer Fluren außer dem vorgenannten Bewuchs vereinzelt auch niedrige Baumgruppen vorkamen. Es handelte sich dabei um Anflug von Sandbirken und Erlen, Rot-Tannen und Kiefern, durchwachsen von Farn- und Ginsterflächen. Es gab Rehwild, Hasen, Fasane und Feldhühner sowie sehr viele Wildkaninchen. Selten zog Schwarzwild, aus den Breitscheider Wäldern kommend, auf zwei alten Wechsellern zum Hauptwechsel am Gratenpoet. Füchse, Dachse, Marder und Iltisse waren ebenso vorhanden. Waldohr-Eule, Waldkauz und Bussard teilten sich mit Schwärmen von Ringeltauben und unzähligen Singvogelarten den Lebensraum.

Das zur Gemeinde Lintorf gehörende Gebiet war bis Kriegsende nur von wenigen Wegen durchzogen. Von der Krumpfenweg Straße kommend, endete der Birkenkamp an der Brücke über den Hummelsbach und mündete dort in einen schmalen, sandigen Weg, der zur Reichsstraße 1 führte. Entlang der Hummelbeek konnte man über einen ähnlichen Weg nach Breitscheid in Richtung Schloß Linnep kommen. Von der Rehhecke aus gab es einen Fußweg durch das Baggerloch zum Birkenkamp und über den heutigen Pappelweg zur Kölner Straße. Er endete dort gegenüber der Motorrad-Werkstatt von August Wurring.

Die gesamte Liegenschaft war außer geringer Randbebauung unbewohnt. Hinter der Hummelsbachbrücke stand ein eingeschossiger Kotten, in dem Oma Schwarz mit einer Ziege lebte. Die meiste Zeit saß sie in der offenen Klöntüre auf den Stufen und strickte unentwegt. Der ein- und einhalb-geschossige Fachwerkkotten Fliegelskamp auf der Insel im Baggerloch beherbergte Frieda Amuel mit ihren drei taubstummen Brüdern. Am Birkenkamp standen bei Kriegsende etwa acht kleine Wohnhäuser. An der Rehhecke waren es auch nicht mehr.

Mit dem eingangs erwähnten Verkauf des Geländes betrauten die Eigentümer ihren damaligen Syndikus Dr. Niemeyer, aber daraus sollte zunächst nichts werden, und das hatte auch schwerwiegende Gründe.

Vor einigen hundert Jahren konnten die damaligen Grundherren wohl kaum geahnt haben, was sich auf ihren Ländereien einmal ereignen würde, als sie der Flur den Namen „Wüstenei“ gaben, aber: nomen est omen! Zu Beginn des Krieges wurde das Gelände zwischen der Krumpfenweg Straße, der Reichsstraße 1 und der Rehhecke Test-Gelände für Panzerfahrzeuge. Alle bei der Firma DEMAG AG in Düsseldorf-Benrath gefertigten Panzer rollten per Schiene zum Lintorfer Bahnhof und weiter über die „Tingelbahn“ an die Rampe auf dem heutigen Werksgelände der Firma Thyssen-Hünnebeck. Von dort fuhren sie in das Baggerloch, wo aufgetankt wurde. Testfahrer fuhren sie dann auf breiten Spuren stundenlang durch das ganze Gebiet. Man hörte schon von weither das Gebrüll der Motore, wenn die halbfertigen Kolosse sich durch die tiefen Spuren quälten und jahrelang alles plattwalzten, was dort wuchs und grünte. Abends fuhren die Panzer wieder zur Rampe, von wo aus sie per Bahn zur Firma RHEINMETALL-

BORSIG nach Düsseldorf-Derendorf gebracht wurden. Dort wurden sie mit Kuppel und Kanone ausgerüstet, und ab ging es an die Fronten.

Damals nannte man die Gegend nur noch „Das Panzerloch“, und was bei Kriegsende davon übriggeblieben war, glich einer Mondlandschaft. Die hinterlassenen Spuren waren bis zu 12 m breit und 3 m tief, waren gefüllt mit öligem Sand, Ton und zermalmtten Baumresten.

Zu allem Übel waren auch die Reste des Munitionslagers Monika II in die Wasserlöcher der Panzerspuren entsorgt worden. Ob Panzerfaust, Flak-Granate, Handgranate und Mörsermunition – alles war da, was keines Menschen Herz erfreute. Es war fürwahr keine anheimelnde Landschaft. Kein Wunder, daß sich diese Wüste zunächst nicht verkaufen ließ. Da aber der Bombenkrieg zu riesiger Wohnungsnot geführt hatte, sah man von der landwirtschaftlichen oder forstlichen Nutzung ab und dachte über eine Besiedelung nach, zumal viele frühere Angestellte der Stahlwerke ohne Obdach waren. Obwohl die ganze Gegend Landschaftsschutz-Gebiet war, freundeten sich der Kreis Mettmann und die Gemeinden Lintorf und Breitscheid mit dem Plan an und gaben ihre Zustimmung. Die Vermessungsabteilung der Hamborner Bergbau AG begann 1946 unter großen Schwierigkeiten mit Planung und Vermessung. Da Grenzsteine zunächst fehlten, wurden wochenlang am Hummelsbach Erlenstangen geschlagen, geschält und zugerichtet, um Geländepunkte markieren zu können. Als Markierungsfarbe für die Grenzpfähle wurde eimerweise Karbidschlamm aus dem Gaserzeuger von August Wurring geholt. Mit diesem blau-weißen Anstrich sah man die Pfähle sogar nachts. Zunächst wurden etwa 80 Parzellen geplant. Weil aber Bohrungen überall im Gebiet eine mächtige, wasserdichte Ton-schicht nachwies, wurde die Anzahl auf 53 Parzellen unterschiedlicher Größe reduziert, davon 48 auf Lintorfer und fünf auf Breitscheider Gebiet,

wodurch sich pro Einheit eine größere Versickerungsfläche für Regen- und Schmutzwasseranfall ergab. Als Kaufpreis wurde von einem Gutachter wegen des katastrophalen Zustandes dieses „KRIEGSSCHAUPLATZES“, wegen mangelnder Erreichbarkeit sowie nicht vorhandener Erschließungsmöglichkeit und vielen anderen Mängeln für den qm DM 0,25 angesetzt, zahlbar nach der Währungsreform und abgeschlossenen Kaufvertrag. Die Zuteilung der Parzellen an Interessenten erfolgte sehr rasch, aber nach Besichtigung der „Neuen Heimat“ zogen mehr als die Hälfte der Bewerber ihren Antrag wieder zurück. Übrig blieben zunächst nur ein paar wagemutige „Siedler“, die fest entschlossen waren, sich hier ein neues Zuhause zu schaffen, aber nach und nach wurde dieser Kreis immer größer. Um die Verhandlungen mit Behörden zu koordinieren und der Sache die richtige Richtung zu geben, gründete Dr. Niemeyer den Verein WALDSIEDLUNG AM SEE e.V., ausgerüstet mit Vorstand und Satzung. Jeder Erwerber mußte dem Verein beitreten, Beiträge und Umlagen entrichten sowie eine Grunddienstbarkeit in Form einer Nutzungsbeschränkung zugunsten des Vereins in sein Grundbuch eintragen, sobald der Kauf erfolgt war. Aber bis der erste Bau entstand, sollten noch etliche Jahre vergehen.

Die Abholzung der Wegeschneisen, das Ausheben der Straßen-gräben sowie der Wegebau erfolgten zunächst in Eigenbau. Da es noch keine Motorsägen gab, wurden jeder Baum und jeder Strauch von Hand mit der Axt gefällt. Das Holz der Wegeschneisen war zugleich Schlaglohn und wanderte bis auf Zaunpfähle in den Kupol-Ofen der Eisengießerei SISTIG an der Rehhecke und die Ofenschlacke im Gegenzug in den Wegebau. Als sehr geländegängiger Spediteur fungierte damals Hännens Poschkamp mit Panjepferd Bubi.

Manche alte Beziehung lebte wieder auf, und über Monate hinweg kamen jede Woche zwei bis drei Lastzüge mit Hochofenschlacke von einer Duisburger Hütte für

den Wegebau an die Rehhecke. Von Siro Fantinel, der am Zechenplatz noch Material der alten Bleizeche verwaltete, wurden 50 m Feldbahngleise und eine Kipplore gemietet, und Meter für Meter wuchsen die Wege in Handarbeit mit Hacke und Schaufel in die Siedlung hinein. Auch das Verfüllen der Panzerspuren dauerte Jahre. Der meiste Aushub Lintorfer Neubauten landete hier, wurde mit Pferdewagen an die Rehhecke gefahren und weiter mit Schubkarren befördert. Wer heute behauptet, die Siedler hätten die Parzellen „fast geschenkt“ bekommen, weiß nicht, welchen Unsinn er von sich gibt. Im Sommer 1947 entstand auf dem heutigen Grundstück Rehhecke 14 das Kellergeschoß des ersten Hauses der Siedlung. In den „Düsseldorfer Nachrichten“ erschien am 15.06.1951 ein großer Artikel mit der Überschrift: LINTORF ERHÄLT SEINEN WANNSEE mit Bild der Insel im Baggerloch und umfangreicher Beschreibung des ganzen Vorhabens. Am 15.05.1952 beschloß der Verein, Maßnahmen für Entwässerung, Wasserversorgung und Wegebau. Außerdem wurde das Gelände des späteren Waldsees von den Vereinigten Stahlwerken AG i.L. gekauft. Alle Kosten brachten die Vereinsmitglieder durch Umlagen auf. Es ergaben sich:

Kaufpreis Seegelande	DM	50.000,-
Kosten für Wegebau	DM	75.000,-
Kosten für Abwasserkanäle	DM	95.000,-
Kosten Wasserversorgung	DM	40.000,-
Summe ca.	DM	215.000,-

Aus den alten, noch vorliegenden Niederschriften kann bewiesen werden, daß dem Verein kein erhebliches Startkapital in Form von Grundbesitz vonseiten der Vereinigten Stahlwerke AG i.L. zufließ. Vielmehr haben die Vereinsmitglieder ihr eigenes Geld in die Siedlung investiert.

Am 06.05.1954 erfolgte der Abschluß des Straßenbau-Vertrages zwischen der Gemeinde Lintorf, vertreten durch Bürgermeister Fitzen und Amtsdirektor Vaßen, einerseits und dem Vorstand des Vereins Waldsiedlung am See e.V. andererseits. Der Vertrag regelte die Erschließung der Straßenteile nach der Ortssatzung vom 18.05.1936 gemäß dem Straßen- und Bauflucht-Gesetz vom 02.07.1875, bezogen auf Straßen-Herstellung, Straßengräben und Straßen-Beleuchtung. Im gleichen Jahr wurden die Kaufverträge für die Mitglieder ausgefertigt und die Besitzüberschreibungen durchgeführt. Auch ging das Gelände des heutigen Friedhofs vom Verein an die Gemeinde Lintorf über. Am 01.03.1959 wurden die Straßen nebst Beleuchtungseinrichtungen der Gemeinde Lintorf übereignet. Nach sehr langwierigen Verhandlungen wurde das Gelände des heutigen Waldsees am 23.10.1959 an den Tiefbau-Unternehmer Ernst Muscheid aus Breitscheid mit der Maßgabe verkauft, das Gelände auszubaggern und den See nebst Ufergelände anzulegen.

Die erste Teilung einer Parzelle fand im Jahr 1961 statt, nachdem der Kreis Mettmann die Teilungsgenehmigung gab und der Vereinsvorstand zustimmte. Da es immer wieder zu Fehlern bei der Postzustellung kam, wurde beantragt, die Straßen offiziell zu benennen und Hausnummern zuzuteilen. Der Waldsee wurde bis zum Jahr 1966 ausgebaggert und gefüllt.

Wie eingangs erwähnt, war die ursprünglich geringe Bebauungsdichte vor allem dadurch bedingt, daß wegen der überaus schlechten Bodenverhältnisse der Anfall von Regen- und Schmutzwasser durch Versickerung auf den Grundstücken bzw. durch Dreikammergruben bewältigt werden mußte. Erleichterung für die zunehmende Bebauung brachte der ebenfalls von den Vereinsmitgliedern finanzierte Schmutzwasser-Kanal. Die Regenwasser-Kanalisation ist endgültig erst 1998 durch den B-Plan L205

geplant worden und wird sich noch einige Jahre hinziehen.

In 1971 verlegte der Verein seinen Sitz von Düsseldorf nach Lintorf. Die lenkende und aufsichtliche Entwicklung des Vereins und seiner Satzung war anfänglich maßgebend für die Entwicklung der Siedlung. Als aber im Jahr 1975 das Amt Angerland von der Ratinger Stadtverwaltung übernommen wurde, sank der Einfluß des Vereins gegen Null. Das Baugesetzbuch, der Flächennutzungsplan 82, Planungs- und Bauamt regelten alle baulichen Probleme nach Recht und Gesetz in jeder Beziehung. Im Laufe der Jahre sind aus anfänglich wenigen Grundstücken durch Teilungen inzwischen weit über 120 Einzelgrundstücke entstanden. Dagegen verringerte sich die Anzahl der Vereinsmitglieder, weil die meisten Neu-Erwerber dem Verein nicht beitraten und in vielen Fällen auch die Grunddienstbarkeiten zugunsten des Vereins nicht übernahmen.

Eben diese Grunddienstbarkeiten führten zu heftigem Streit zwischen dem Vorstand und den Eigentümern, die die Löschung derselben aus dem Grundbuch anstrebten, weil man den Eintrag für überholt und wertmindernd hielt. Die Gültigkeit dieser Grunddienstbarkeiten wurde, wie sich erst viel später herausstellte, bereits im Jahr 1978 in streitiger Verhandlung durch Beschluß des AG Ratingen als „inhaltlich unzulässig“ erachtet mit der Maßgabe, dieselbe im Grundbuch zu löschen. Das in die gleiche Richtung weisende Grundsatz-Urteil des OLG Düsseldorf erging am 31.05.1995. Bedauerlicherweise sind seitens des Vereinsvorstandes gegen Mitglieder wie auch Nichtmitglieder gleichwohl bei Gericht Einsprüche gegen Löschanträge bis zur endgültigen Urteilsfindung durch das Landgericht Düsseldorf vom 16.12.1997 erhoben worden. In diesem vom Vorstand des Vereins gegen das zeit-älteste Urmitglied geführten Muster-Prozeß ging es ebenfalls um Löschung der Grunddienstbarkeit und den von ihm und seinen drei Grundstücks-

Nachbarn betriebenen Bebauungsplan L299 Ploenniesstraße/Rehhecke. Sie hatten für diesen Block-Innenbereich mit einer zusammenhängenden Grundfläche von ca. 7.000 qm brachliegenden Baulands auf eigene Kosten einen Bebauungsplan erstellen lassen, um die Fläche in einer der Siedlung angepaßten Form zu teilen und zu erschließen, was vor ihnen bereits die Mehrzahl der Eigentümer gemacht hatte. Eine vom Vorstand eigens gegründete Bürger-Initiative scheiterte genauso kläglich wie der von viel Kriegsgeschrei begleitete Muster-Prozeß. Die Löschung der Grunddienstbarkeit wurde rechtskräftig und am 01.09.1998 beschloß der Rat der Stadt die Gültigkeit des B-Plans L299.

Nie zuvor war in der mehr als 50-jährigen Geschichte des Vereins Waldsiedlung ein Mitglied vom Vorstand verklagt worden und dazu noch ohne Rechtsgrundlage. Die von der Vereinskasse aufzubringenden Gerichtskosten zwangen nach Jahrzehnten die Mitglieder zu einer Umlage, nur diesmal nicht zum allgemeinen Nutzen. Der Vorgang spaltete zudem die Mitglieder in zwei verfeindete Lager, die sich wohl kaum je die Hände wieder reichen werden.

Abschließend muß gesagt werden, daß die Idee des Gründers trotz großer Schwierigkeiten und hoher Aufwendungen im Verlauf von 50 Jahren Wirklichkeit wurde und aus einer Kriegswüste diese schöne Siedlung entstanden ist. Die Anwohner haben allen Grund, Dr. Niemeyer ein ehrendes Andenken zu bewahren.

Ich danke der Tochter des Mitglieds Aloys Kohaupt für die Überlassung der Akten ihres verstorbenen Vaters sowie Herrn Professor Dr. Werner Schubert, der mich mit Daten und Formulierungen sehr unterstützt hat.

Horst Tournay

Lintorf vor 48 Jahren:

Lintorf erhält seinen „Wannsee“

Auf Lintorfer und Breitschelder Gebiet entsteht eine der schönsten und eigenartigsten Siedlungen Westdeutschlands

Das Gelände gehört den Vereinigten Stahlwerken, die vor Jahren hier die von ihnen hergestellten Panzer üben ließen. Heute soll es im Zuge der Konzernentflechtung friedlicheren Zwecken dienen. Die Grundstücksverwaltung der V. St. hat es zum größten Teil einer Siedlergemeinschaft abgetreten, die aus ausgebombten leitenden Werksangestellten besteht und das Gelände nun so bebauen will, daß der Waldcharakter nicht verlorengeht.

Das Siedeln wäre für Einzelinteressenten nicht ganz einfach gewesen, da es sich um eine reichlich feuchte Gegend handelt, die Gemeinschaft aber wird es schaffen, zumal die V. St. allen Mitgliedern hilfreich unter die Arme greift und sie im Rahmen des der Firma heute Möglichen unterstützt. Das ist um so nötiger, als das Vorhaben als Ganzes geradezu gigantische Ausmaße hat und auf den ersten Blick beinahe utopisch erscheint. Es handelt sich hier näm-

lich um eine Fläche von 75 Hektar! Sie ist in 53 Parzellen aufgeteilt, die etwa 1,1 bis 7 Morgen groß sind und zum größten Teil auf Lintorfer Gebiet liegen, nur fünf gehören zur Gemeinde Breitscheid.

Die Gemeinden selbst haben mit dem Projekt, das schon kein Projekt mehr ist, weil mit der Verwirklichung bereits begonnen wurde, nur wenig Arbeit. Ihre Tätigkeit besteht im wesentlichen darin, zusammen mit dem Amt die nötigen Genehmigungen zu erteilen. Eine der letzten Gemeinderatssitzungen sprach sich einmütig für das Vorhaben aus, wenn bestimmte,

nicht sehr erhebliche Voraussetzungen erfüllt würden. Dieses Profiel den Gemeindevätern um so leichter, als der Nutzen für den Ort klar auf der Hand liegt.

Denn: die Siedlergemeinschaft entwässert und kanalisiert das ganze Gelände und durchzieht es mit Straßen, mit deren Bau (Packlage 35 cm) bereits begonnen wurde – alles auf eigene Kosten! Schwieriger gestalten sich, wie wir hören, die Verhandlungen mit den überörtlichen Behörden, die vielfach noch die bekannten „pflichtgemäßen Bedenken“ haben. Für die Baulanderklärung braucht man einen Generaldispens des Regie-



So sieht der Lintorfer Wannsee im Trockenzustand aus. Er wird – hoffentlich recht bald – etwa 320.000 Kubikmeter Wasser aufnehmen. In der Mitte die kleine malerische Insel, zu der man jetzt noch trockenen Fußes gelangt

rungspräsidenten, die Landschaftsschutzbestimmungen wollen auch beachtet sein, hier und da befürchtet man, daß der Bevölkerung auf diese Weise ein wichtiges Erholungsgebiet verloren gehe, was natürlich Unsinn ist, denn ringherum gibt es doch wirklich Hochwälder genug. Schließlich können die Parzellen am Zubringer wahrscheinlich nicht bebaut werden, da die Vorschrift es will, daß die Häuser hundert Meter von der Bundesstraße entfernt sein müssen... Wir hoffen mit den

Die obige Skizze gibt einen kleinen Begriff von der Größe der geplanten und bereits in Angriff genommenen Siedlung. Sie stimmt nicht mehr ganz genau, da zwei Parzellen für die Erweiterung des neuen Lintorfer Waldfriedhofes abgegeben wurden

Siedlern, daß hier eines Tages die Vernunft den Sieg davonträgt. Der Kampf um die Genehmigungen tobt schon seit 3 1/2 Jahren! Alle Parzellen sind bereits vergeben. Acht Häuser sollen noch in diesem Jahr fertiggestellt werden. Ein sehr schönes Haus, das an Lintorfs Grenze in der Birkenstraße liegt, kann schon bald bezogen werden.

Das Ganze nennt sich „Waldsiedlung am See“. Das ist nämlich so: an Lintorfs Ostgrenze, hinter dem neuen Friedhof, befindet sich ein riesiges, unten abgeflachtes Loch von nicht weniger als 68 Morgen Größe. Auf seinem Grunde wachsen Ginster und Gestrüpp, in der Mitte wellt sich ein dürres Roggenfeld im Sommerwinde. An ihm entlang schlängelt sich der Hummelsbach, der gestaut werden und schließlich aus dem Loch einen großen See machen soll mit etwa anderthalb Meter Wassertiefe. Mitten drin liegt auf einer erhöhten Landzunge ein altes Fach-

werkhaus, das später, so hofft man, das Klubheim der Siedler werden soll.

Diese Seegeschichte ist auf den ersten Blick ein etwas phantastisches Projekt (woher das viele Wasser nehmen!), denn es handelt sich hier ja nicht um ein schnell gefülltes Teichlein, sondern um eine Wasserfläche, die den Brüdern in Wedau Konkurrenz bieten könnte. Aber wir haben an dieser Siedlergemeinschaft schon so viel Beharrlichkeit und Zielstrebigkeit beobachten dürfen, daß wir lieber nicht von vornherein nur lächeln wollen. Mit der Anschüttung der Ufer hat man nämlich bereits begonnen, und zwar an der Westseite des großen Loches, da, wo später Tennisplätze angelegt werden sollen.

Bleibt also nur noch zu hoffen, daß der Schaffensdrang dieser Gemeinschaft durch bürokratische Maßnahmen nicht allzu sehr gehemmt werde. Wer durch Bomben

alles verlor und sich nun ein neues Heim erstellen will, der will nicht nur bauen schlechthin, sondern er will schnell bauen, jede Woche ist ihm dafür wertvoll. Ganz abgesehen davon, daß im vorliegenden Falle eine Hand die andere wäscht. Die später unbedingt einmal notwendig werdende Erweiterung des neuen Lintorfer Friedhofes ist ohne die tätige Mithilfe der jetzigen Besitzerin des in Frage kommenden Geländes nicht gut denkbar. Auf der anderen Seite hofft die Bevölkerung von Lintorf und Breitscheid, daß die Siedlergemeinschaft den Gedanken der Exklusivität nicht gerade auf die Spitze treibe. Wenn der große See einmal Wirklichkeit werden sollte, und die wasserarmen Lintorfer und Breitscheider könnten sich dort nach Erfüllung aller hygienischen Voraussetzungen im kühlen Naß nach Herzenslust tummeln – es wäre nicht auszudenken!

L. J.

„Düsseldorfer Nachrichten“
vom 15. Juni 1951

Lengtörper Kall

Affdrüjer

an de Schlepp hange

Ärpelsdämmer

Baldere

Beffke

Beuh

Blodere

Blötsch

Blotsche

Bracke

Breekieser

Bromelter

Brudkoschte

büdichevoll

büre

Dat Metz schnitt kenn Butter en de Sonn

Dönn on jliek mäckt arme Bure riek

Dröppelminna

Drüchfleit

Trockentuch

Kinder hängen am Rockzipfel der Mutter

Kartoffelstampfer

Kiefer ohne Zähne

Kleiderkragen mit Schleife

letzte Heuernte

Blutblasen

Beule/Delle

Holzschuhe

Seitenbretter und Aufsteckbretter für Wagen und Karren

Brecheisen

Brombeeren

Brotkrusten

randvoll

heben

Das Messer ist so stumpf, daß noch nicht einmal weiche Butter geschnitten werden kann

Wer bescheiden lebt, kann auch mit einem kleineren Einkommen auskommen

Warmhaltekanne

zurückhaltende Person mit trockenem Humor

<i>Duckmüser</i>	zurückhaltend, scheu
<i>Elme</i>	Larven
<i>Et klört sich op en de Lehmkuill</i>	es klärt sich auf in der grauen Lehmkuhle, d. h. das Wetter ändert sich kaum
<i>Fiesbüdel</i>	überempfindlich, kritisch
<i>Flieje de Reiher no de Ruhr, jövt et en Schuur, flieje se nom Rhing, jövt et Sonnesching</i>	Fliegen die Fischreiher zur Ruhr, gibt es einen Schauer, fliegen sie zum Rhein, gibt es Sonnenschein
<i>fretele</i>	winden
<i>Fuhr</i>	Furche in Garten oder Feld
<i>fuhre</i>	füttern
<i>Halsbank</i>	Halsband
<i>Hasselierer</i>	gestenreicher Trinker
<i>hatthürig</i>	schwerhörig
<i>hüje, Ärpel hüje</i>	Kartoffeln anhäufen
<i>Hülldopp</i>	Kreisel
<i>jrouse</i>	nörgeln
<i>Kellerkamer</i>	kleines, kaltes Zimmer, über dem Keller liegend, unbeheizt
<i>Knaas</i>	unsauber, Reste am Geschirr, Flecken in Kleidung
<i>Komp</i>	Schüssel
<i>koore, Koorstück</i>	probieren, Probierstück
<i>Krämpel</i>	alte Teile, Durcheinander
<i>Kromfrau</i>	schwängere Frau
<i>kühme</i>	stöhnen
<i>lingelahm</i>	schwankender Gang
<i>loddere</i>	herumlaufen, planlos, ohne Ziel
<i>Lodder-Kamesol</i>	unkontrollierte, leichtlebige Person
<i>Lüsch</i>	vertrocknete Blumen oder Gras
<i>Maue</i>	Hemdsärmel
<i>Ne drüje Sumer hätt noch kene Bur vom Hoff jejeit, aver ne nahte</i>	Ein trockener Sommer hat noch keinen Bauern vom Hof gejagt (in Schwierigkeiten gebracht), wohl aber ein nasser
<i>nöter</i>	unüberlegt handelnd
<i>Peedskoschte</i>	Anfang oder Ende eines stark durchgebackenen Brotes
<i>Pohl</i>	Pfahl
<i>Priekelieser</i>	Stocheisen
<i>quette, ne Quett</i>	drücken, kleine, gedrungene Person
<i>Schoop</i>	Schaf
<i>Schreuzaus</i>	Mehlsoße, in der Pfanne zubereitet
<i>Söller</i>	Speicher
<i>Stouf</i>	Wohnzimmer
<i>Strickspöhn</i>	Streichhölzer
<i>Tüdder</i>	Eisenpflock
<i>volljesolfert</i>	z.B. mit Essen bekleckert
<i>Zomes</i>	Unterbein
<i>Zoot</i>	Sorte

Lorenz Herdt

De Eggeschter Kermes

Dor Hennes on dor Wellem, twei Rodinger Rentner, wollten sech emol e paar Gröschkes verdiene. Do seit de Hennes vör dem Wellem: „Ech weit jet, en Eggesch es Kermes, mir hole ons bem Strucksberg e kle-i Fässke Bier on donn dat op de Eggeschter Kermes verkoupe. Dat Fässke kost acht Mark, on mir kriege sestien Mark dofür widder.“ Geseit, gedonn. Am Samstagnammedag troke die twei los, e Heuwägelche met dat Fässke drop on ne Karton met Gläser henger sech.

Et wor warm on schwül, on die Sonn brannt, wie die twei dor

Höländer eroptröcke. Wie se ove angekomme wore, hannt se sech jet en et Gras gesatt. Op e-imol seit de Hennes vör dem Wellem: „Du, ech hann ne Du-esch, ech gev dech ne Grosche, dann drenk ech emol e Gläske.“ He miek dat Fässke op on dronk sech e Gläske. En Ziet drop seit de Wellem vör dem Hennes: „Du, Hennes, ech hann ne forchtbare Du-esch. Ech mott onbedenkt watt drenke, mech klevvt de Zong en de Mull fass. Ech gev dech ne Grosche on ech drenk emol.“

Op e-imol trock e Gewitter op, on et fing an te regene. Die twei hannt

sech dann en ön Feldschür geflöcht. Dat holp alles nix, de Rege hu-et nitt mie op. De twei woren fassgeregent. Watt solltense angesch make: se hannt de Grosche flissich hin- on hergewesselt, on wie de Rege ophu-et, do wore die twei voll on dat Fässke halfleer. Jetz trockese met dem schäbige Rest op Hus an, ävver se hadden e re-in Gewesse, denn se hadden jo jiedesmol betahlt. Wie se bem Strucksberg ankome, hannt se dem Karl gebicht, watt se gedonn hadde. Do seit de Karl: „Datt könnt ihr be mech affarbeide!“

Jean Oberbanscheidt

Erinnerunge an Diepebrock

Mit einem Festakt am Abend des 7. Mai 1999, einem Dankgottesdienst am Morgen des 8. Mai und anschließendem Schulfest mit Fotoausstellung, Darbietungen der Kinder und anderen Attraktionen konnte die Martinschule, katholische Grundschule in Tiefenbroich, ihr 125-jähriges Bestehen feiern. Als ehemalige Lehrerin dieser Schule durfte ich mitfeiern, und aus diesem Anlaß wurden viele Erinnerungen geweckt, u.a. an den Vortrag, den ich anlässlich des „Mundartfrühstücks im Jägerhof am 29. Oktober 1995 gehalten habe.

Mit einigen Änderungen und Ergänzungen schreibe ich ihn heute für die „Quecke“ nieder:

Min Diepenbrocker Ziet, dat wor von Ostere 1958 bes im Fröhjahr 1965, als mech der Schollrat no Eggerscheidt afjeordnet hätt.

Mer woßden als, dat e-iner von de Diepenbrocker Scholl dohinmoßt, un ech hann för min Motter jesaht: „Mutter, bet der Rousekranz! E-iner mott no Eggerscheidt!“ Äwer et hätt nix jenötzt, ech moßt doch us minnem zwedde Scholl-

johr fott. Dat hätt mech echt leid jedonn. Äwer wat mott, dat mott!

Als ech zuiesch in Diepebrock wor - Ostere 1958 - hadden ech et 5. Scholljahr. Do woren damals der Hanno Paas un der Willi Bechen drin, et Karin Schwarz un et Christa Langenberg, der Wolfgang Nagel un et Margret Riggert, um nur e paar opzuföhre. Nach e-inem Johr moßt ech die Klass äwer an de Frollein Sanders afjewe, weil die immer et 6. Scholljahr, un der Hauptlehrer Offer immer et 7./8. Scholljahr hadden. Immer widder hant se mech de Kenger afjenohme, och dat ieschte Scholljahr, wo der Hans-Joachim Stippe un der Bernd Nagel drin wore.

Die zwei soten nevenenanger, un mir fiel op, dat de Bernd be-im Joachim in Deutsch afkickden. Als ech dat beanstandet han, sät der Joachim: „Dafür kuck ich bei dem das Rechnen ab.“ Dat wor juude Zusammearbitt, un do konnt ech jo be-im beste Welle nix jeje hann.

In dem Johr wuhden in Diepebrock och de neue Turnhall fehdich, op die de Diepenbrocker

sehnlich jewadet hadden. Am 7. November 1959 konnt se enjeweit wehde. Et wor völl Prominenz do, un de Kenger hant jedantz, jeflötet un jesonge. In de Hall wor och e jroot Beld vom Turnvater Jahn opjehange, wo de mit nem mächtije witte Bart zu senn wor. Dat hätt de Kenger arch beeindruckt. Kurz drop wor jo Advent, un ech hann in minnem ieschte Scholljahr ne Adventskalender opjehängt un jede Dag besproke, wat dodrop zu senn wor. Samstags wuhden wiederholt, wat mer an de einzelne Wochendage jesenn un besproke hadden. An eene Dag wor der Prophet Jeremias afjebeldt, de hadden och ne jrote witte Bart. Beim Wiederhole woßt kinner mieh, wat an dem Dag jewese wor. Op eimol zeichten ne Jong op un sähden strahlend: „Ich weiß es, das ist der Turnvater Jahn.“

In Diepebrock wor domols jroote Lehrer- und Raummangel, weil do sovöll jebaut wohde wor. Dröm hätt de Schulleiter aanjeordnet, dat die zwei ieschte Scholljahre zusammejeleht un im Pfarrsaal

ongerrichtet wehde sollden. Dat wore tesaame 58 Kenger. Do moßt ich widder min Kenger afjewe, un die ärme junge Kollejin moßden die Klass mit sovöll Blare übernehme un dodren och noch ihr zwedde Lehrerprüfung maake.

Ech kriechden Ostere 1960 neue I-Dötz, un die konnt ech endlich mol vier Johr behalde. Dat wor för mech e jroot Jlöck, un mit denne hann ech völl Freud jehatt.

Ostere wuhden de Kenger domols enjeschult, un mer hadden sinn lieve Not, die Stöcker vierzig Blage an et Rede zu krieje. Dat wor nit so, dat die sech all schon vom Kengerjaade her kannden. Un manche Kenger sproken och noch Platt. Nach e paar Daag, et wor am Mondach no dem Witte Sondach, soht minne Jupp in de Scholl; dobei hadden de frei, weil sinne jröttere Broder Erstkommunion jefiert hadden. Ech sag för der Juppi: „Warum bist du denn hier? Du hast doch heute frei.“ „Och“, me-int der Juppi dodrop, „zu Huss is nix loß, in de Scholl is et besser.“ - Dat Gespräch wollt nit in Jang komme, un ich seiden för der Juppi: „Ihr habt doch Kommunion gefeiert. Davon kannst du doch sicher erzählen.“ Äwwer de Juppi stung do, et Fengerke im Monk, un öm fiel nix en.

Do wollt ech öm e Stichwort jewe, dacht an son Festtagstafel met Keeze on Blome, un ech seiden för der Juppi: „Erzähl’ mal von mittags!“ Do jing et Fengerke us em Monk, der Juppi strahlden un säät janz bejeistert: „Ja, die hant all jefresse!“

Em zwedde Scholljohr moßt ech emol e Kengk nom Lehrer Kommer shecke, um dem wat zu bestelle. De Kommer wor juut in Physik un Chemie un dieden in de sechste oder siebte Klass öfter Versööke maake. Als minne Schüler widder in de Klass kom, sähte janz bejeistert: „Do wor wat loß! De Lehrer hadden e Feuerke jemäkt, un de Kenger stungen all drömheröm!“

Weil et för mech et ieschte Mol wor, dat ech en Klass vom ieschde bis zum vierde Scholljohr behalde dorft, wor ech emmer janz jespannt, wie de Arbiede uutjefalle wore. An nem heete Sommerdag hadden ech e Diktat schriewe



Katholische Volksschule Tiefenbroich
 Hanni Schorn mit ihrem ersten Schuljahr bei der Einschulung Ostern 1960.
 In der zweiten Reihe, zweiter Junge von links: Juppi, hinter ihm mit Brille: Udo.
 Links neben Udo steht Hans-Willi.
 In der obersten Reihe, zweites Mädchen von rechts mit blonden Locken: Doris

loote. De Öwerschrift hieß: „Wanderung zum Fuchsberg“. Et wor och ne heiße Sommerdag, un in dem Diktat kom för: „Sie wischten sich den Schweiß ab.“ - Als dat Diktat fehdich jeschriewe wor, bliewen mer noch sibbe oder acht Minüdde, bes de Scholl uut wor. Ich seiden för de Blaage: „Ihr könnt schon Hausaufgaben machen“, un setzden mech an et Pult, um de ieschte Diktate norzukicke. Be-im Lese fing ech op emol an zu lache. De Kenger kickden erstaunt von de Arbitt op. „Ja“, sagte ich, „da muß ich doch lachen. Da hat jemand Schweiß ohne w geschrieben.“ Nach und nach lachten auch die Kinder, und jemand fragte: „Wer war das?“ Ich dachte einen Augenblick nach. Ein zartbesaitetes Mädchen hätte ich wohl nicht beim Namen nennen können. Äwwer et wor ne Jong, de so leicht nix übelnohm. „Udo, darf ich doch sagen?“ mennden ech. Do riep der Hans-Willi: „Eins null für die Jungens!“ „Nein“ war meine Antwort, „es steht eins zu eins. Die Doris hat vorige Woche ihren Namen ohne o geschrieben.“ Et Doris - se woren mit sibbe Geschwister - hadden e arch klüngelich Lineal. Ich seiden för öm: „Doris, du brauchst ein neues Lineal. Damit kannst du nicht mehr messen und auch keine Striche ziehen.“ Et Doris kickden mich treuherzig aan un

seiden: „Frollein Schorn, wissen se, wat uns fehlt? Ne rieke Vatter.“

So hadde mer unsere Spaß zussamme, vör allem och, als mer im vierte Scholljohr - et woren intöschde 44 Kenger - in et Ratinger Schullandheim no Müllenborn jefahre sind för e paar Dag.

Ostere 1964 jingen minn Kenger op et Jymnasium, in de Realscholl oder in et 5. Scholljohr in de Diepenbrocker Scholl. Ech hann wider et ieschte Scholljohr openohme. Als die im zwedde woren, hätt der Schulrat mech in de Dorfscholl no Eggerscheidt jescheckt, un domet wor för mech de Diepenbrocker Ziet zu Eng. Äwwer ich freu mech immer, wenn ich von ehemaliye Diepenbrocker Schüler zum Klassentreffen enjelade wehd oder in de Martinscholl Jubiläum fiere darf.

Dat is nu alles öwer drissig Johr her, un ech han et nit verjeete. Et wor en juude Ziet för mech in Diepenbrock. Jeen denk ech dodran zuröck.

Eijentlich hädden ech de Blage domols och Ratinger Platt beibringe mösse. Dat is e huh Kulturjuut, un ech han Sorch, dat uns dat verlorejht.

Hanni Schorn

Ein Haifischzahn wird plombiert

Den jungen Lehrern mit Erster Staatsprüfung ging es 1932 nicht besonders gut. Wenn sie einer Schule zugewiesen wurden, hatten sie zwölf Stunden zu unterrichten und zwölf Stunden zu hospitieren. Unter der Verfügung der Regierung stand der nicht mißdeutige Satz: „Finanzielle Forderungen aus dieser Einweisung können nicht hergeleitet werden.“ Findige Lehrer suchten sich dann irgendeine Tätigkeit, um sich etwas Geld zu verdienen. Meine Kollegin Kathrin wurde für nachmittags beim Zahnarzt Dr. Müller angestellt, morgens versah sie ihren Dienst in der Schule.

Eines Morgens standen Kathrin und mein Kollege Werner am Schuleingang. Da kam ein

Mädchen und übergab mir eine Schachtel mit dem Bemerken: „Einen schönen Gruß von meinem Vater, und die Dinger hätte er im Formsand gefunden. Er läßt fragen, was das wäre.“ Ich nahm die Schachtel und stellte fest, daß etwa ein Dutzend Haifischzähne aus dem Tertiär darin waren. Leider war der größte Zahn an einer Ecke beschädigt. Da stieß mich mein Kollege Werner, der immer zu einem Scherz aufgelegt war, an und meinte: „Schade um den großen Zahn, der fault doch jetzt und ist dann weg.“ Ich merkte seine Absicht und erwiderte: „Ja, wirklich schade, man könnte ihn ja plombieren, aber das kostet zuviel. Das werden unser Rektor und die Kollegen für einen Haifischzahn nicht opfern wollen.“ – „Haifischzähne,

wie interessant!“ meinte Kollegin Kathrin „und was das Plombieren angeht, ich werde Dr. Müller bitten, das einmal kostenlos zu machen. Das wird er bestimmt tun.“

Einige Tage später kam unser Rektor: „Da hat mich Dr. Müller angerufen, Fräulein Kathrin habe ihm einen Haifischzahn zum Plombieren gegeben. Er habe es versucht und zwei Bohrer daran verdorben, er könne diesen Zahn nicht plombieren.“ Es gab ein großes Gelächter allerseits. Wer könnte wohl den verkieselten Haifischzahn zum Plombieren gegeben haben! Kollegin Kathrin aber sprach vier Wochen nicht mehr mit uns.

Friedrich Wagner

Ein Doppel-Jubiläum in Wittlaer

20 Jahre Heimat- und Kulturkreis Wittlaer, das 20. Heimat-Jahrbuch Wittlaer

Als die Gemeinde Wittlaer 1975 ihre Selbständigkeit verlor und der Stadt Düsseldorf angegliedert wurde, zeigten sich schon bald wesentliche Veränderungen. Ein Gespräch mit dem Gemeinderatsmitglied ein paar Häuser weiter oder am Stammtisch war nun nicht mehr möglich. Eine bürgernahe Politik hatte sich verabschiedet. Mit der Entlassung vieler ehrenamtlich tätiger Gemeinderäte zerschlug die kommunale Neugliederung einen großen Teil der politischen Basis. Diesem Akt folgten vielfach politischer Frust und politische Abstinenz, eine Entwicklung, die sicherlich nicht im Sinne einer demokratischen Fortentwicklung sein konnte. Den Wittlaerer Bürgern wurde nun klar, daß sie zunehmend einer Fremd-

bestimmung ausgesetzt sein würden, die durch die neu geschaffenen Bezirksvertretungen nur gemildert werden konnte, denn diese erhielten nicht die Befugnisse der ehemaligen Gemeinderäte. Übermächtig erhob sich die ferne Zentrale in Gestalt der Düsseldorfer Stadtverwaltung und des Stadtrates. Fragte man Stadtpolitiker oder Verwaltungsbeamte, ob sie Wittlaer kennen, erhielt man nicht selten bis zum heutigen Tag die Antwort: „Ich bin schon mal durchgefahren.“ Bürgernähe verwandelte sich in Anonymität. Wittlaer als Lebensraum von 4000 Menschen wurde so zu einem dem Interesse der Landeshauptstadt untergeordneten Großstadtanhängsel. Diese Situation nach der Eingemeindung war eine we-

sentliche Motivation zur Gründung des Heimat- und Kulturkreises Wittlaer im Jahre 1978.

Kommunalpolitische Fragen und Probleme haben den Heimat- und Kulturkreis Wittlaer von Anfang an sehr stark beschäftigt. Einige Themen, die die Gemüter besonders erregt haben, verschwanden erfreulicherweise wieder endgültig in den Schubladen, wie z. B. der Bau eines Kohlekraftwerks und einer Sondermüllverbrennungsanlage gegenüber von Wittlaer im Krefelder Hafen. Andere Themen entwickelten sich zu Dauerbrennern, für die bisher keine praktikable Lösung gefunden wurde, wie das Verkehrsproblem auf der Bockumer Straße. Neue Probleme erschienen anfangs recht unbedeu-



Vorsitzender Dr. Hermann Eich bei einer Veranstaltung im Bürgersaal
(Foto: Kurt Faßbender, 1978)

tend, um dann im Laufe der Jahre immer mehr an Eigendynamik und an Gewicht zuzunehmen, so die Bebauung nördlich der Einbrunger Straße. Zunächst wurde der völlig mit dem Eingemeindungsvertrag in Einklang stehende Flächennutzungsplan für Einbrungen diskutiert. Der damalige Beigeordnete Dr. Rüdiger Recknagel versprach den Wittlaerer Bürgern auf einem Diskussionsabend des Heimat- und Kulturkreises Wittlaer 1978, die mögliche Bebauung werde auf jeden Fall den Charakter Wittlaers unverändert bestehen lassen. Noch 1991 hielt der Beigeordnete Dr. Küppers eine Entscheidung gegen die Interessen der Wittlaerer Bürger für unwahrscheinlich. Außerdem stünden einer intensiven Nutzung der Bebauungsfläche, so schrieb er dem Heimat- und Kulturkreis, Belange des Grundwasserschutzes, des Land-

schaftschutzes, des Landschaftsbildes und der vorhandenen dörflichen Struktur entgegen.

Urbanes Wohnen

Doch kurze Zeit später nahm die Begehrlichkeit der Düsseldorfer Stadtplaner bedrohliche Formen an: Das ländliche Einbrungen sollte „urbanisiert“ (!?) werden, als wenn dies ein sinnvolles und erstrebenswertes Ziel in einem dörflichen Randbereich einer Großstadt sein könnte. Die Einwohnerzahl Wittlaers sollte sich mehr als verdoppeln. Der Heimat- und Kulturkreis rief die verschreckten und aufgebrachtten Wittlaerer Bürger mehrfach zusammen. Man formulierte Forderungen, verwies auf den Eingemeindungsvertrag, verlangte grundlegende Verbesserungen und wies die Pläne der Stadt als unangemessen und un-

annehmbar zurück. Der Verein hatte einen schweren Stand gegenüber den drei mächtigen Interessensgruppen: Stadt Düsseldorf, Graf-Recke-Stiftung und Investor, die das weitere Vorgehen ohne Rücksichtnahme auf Wittlaerer Interessen betrieben.

1994 gründete sich die Bürgerinitiative „Wohnen in Wittlaer“, aus deren Kreis sich einige Bürger zu einer Klärgemeinschaft zusammenschlossen, die auf dem Rechtsweg eine Überprüfung der gesamten Planung anstrebte und 1997 beim Oberverwaltungsgericht Münster eine Normenkontrollklage einreichte. Nach einer unerwartet langen Wartezeit von über zwei Jahren wurde am 20. August 1999 durch das Gericht der Bebauungsplan für das Baugelände an der Einbrunger Straße für unwirksam erklärt. In dem bereits sechs Jahre langen Streit war ein entscheidender Erfolg errungen worden. Es besteht nun die realistische Chance, sowohl im Hinblick auf die neue Ratsmehrheit als auch im Hinblick auf den Wunsch der Investoren nach Reduzierung der Baukörper wegen der besseren Vermarktungschancen, Fehlentwicklungen zu korrigieren und sichtbare Verbesserungen im Sinne einer dem Ortscharakter Wittlaers angepaßten Bebauung zu erreichen. Allerdings kann das Gericht die bereits vorhandenen, in größter Eile entstandenen Wohnblöcke für eine Großsiedlung nicht mehr aus der Welt schaffen. Dafür kam die Entscheidung des OVG zwei Jahre zu spät und ließ genügend Raum für vollendete Tatsachen.

Ein ganzes Dorf feierte

Außer dem kommunalpolitischen Engagement hat sich der Heimat- und Kulturkreis Wittlaer in den letzten zwanzig Jahren mit Erfolg intensiv um ortsbezogene kulturelle Belange in vielen Veranstaltungen bemüht. In einem weit gesteckten Aufgabenbereich ging es um aktuelle Themen, um die Orts- und Landesgeschichte, Natur, Naturschutz, Umweltschutz, Denkmalpflege wie auch um Kunst und Kultur, ergänzt durch Führungen, Fahrten, Besichtigungen und Wanderungen. Ein herausragendes Ereignis in der zwanzigjährigen Vereinsgeschichte war die



Begutachtung der Pläne für das Neubaugebiet Einbrungen im Düsseldorfer Rathaus
(Foto: Bruno Bauer, 1993)



Vorstellung des 1. Heimat-Jahrbuches Wittlaer (Foto: Kurt Faßbender, 1979)

Ausrichtung der 850-Jahr-Feier Wittlaers. In Zusammenarbeit mit allen am Ort bestehenden Gemeinschaften, Vereinen und Gruppierungen gelang dem Festausschuß ein außergewöhnlich vielseitiges Programm. Besonders die Veranstaltungen am Pfingstwochenende 1994 im Festzelt an der Bockumer Straße mit zahlreichen „highlights“ sind vielen Wittlaerer Bürgern und Gästen in lebhafter Erinnerung geblieben. Aber auch die anschließenden, über das Jubiläums-Jahr verteilten Vorträge, Kunstausstellungen, das Schützen- und Heimatfest, die Schulaktionstage, Sportwoche, Fahrten und Konzerte fanden einen regen Zuspruch. In Anlehnung an eine Zeitungsschlagzeile konnte man feststellen: Ein ganzes Dorf feierte.



Zur 850-Jahrfeier Wittlaer wurde im Beisein von Bürgermeister Funk ein Gedenkstein errichtet (Foto: Dieter Alsleben, 1994)

Heimat-Jahrbuch Wittlaer

Die kommunalpolitischen und kulturellen Aktivitäten fanden und finden ihren Niederschlag in den jährlich (seit 1980) erscheinenden Heimat-Jahrbüchern. Diese mittlerweile zu einem Werk von 20 Bänden angewachsene Bibliothek mit einer Fülle von Wittlaerer Themen wie auch Beiträge über die angrenzenden Gemeinden ist eine einzigartige Dokumentation unserer Heimat. Der Zuspruch, den dieses Buch bei einer Auflage von 1000 Exemplaren erfährt, ist ein Hinweis auf die große Akzeptanz bei den Lesern in Wittlaer und Umgebung. Das Buch ist ein Beitrag zur Pflege des Heimatgedankens, der Heimatverbundenheit und des Gemeinschaftsgefühls. Über 170 Autoren haben seit 1980 mitgewirkt, zahlreiche Künstlerinnen und Künstler haben die Buchein-

bände gestaltet, nahezu 100 Inserenten ermöglichen jedes Jahr die Herausgabe des Heimat-Jahrbuches. Die Redaktion liegt von Beginn an in den Händen von Dr. Hermann Eich und Bruno Bauer. Ein drittes Redaktionsmitglied, der Ortshistoriker und Archivar Jakob Kau, starb 1984.

Kalkumer Schloßkonzerte

Von der Gründung an zeigte der Heimat- und Kulturkreis Wittlaer eine Vorliebe für die klassische Musik. Gleich die zweite Veranstaltung im Jahr 1978 war der Musik gewidmet. Zahlreiche Wittlaerer Künstler erfreuten in den ersten Jahren der Vereinsgeschichte die Zuhörer mit ihrem Spiel. Als der Heimat- und Kulturkreis im Jahre 1985 die Kalkumer Schloßkonzerte

übernahm, war dieser Schritt eine konsequente Fortführung und Ausweitung seines bisherigen Programms. Der Schwerpunkt liegt auf der Musik mit alten und teilweise seltenen Instrumenten. So erklangen in den vergangenen Jahren in dem für Kammermusik vorzüglich geeigneten Schloßsaal historische Dudelsäcke, eine Baldachin-Orgel, eine Viola d'Amore und Viola di Bordone, Truhenorgel und Hammerflügel, um nur einige zu nennen. Den Jahresabschluß und Höhepunkt der Kalkumer Schloßkonzerte bilden meistens die weihnachtlichen Lesungen mit

dem Schauspieler Wolfgang Arps und einem besonders ausgesuchten musikalischen Rahmenprogramm.

Der Heimat- und Kulturkreis Wittlaer hat in seiner jungen Geschichte mit einem hohen Maß an Engagement, Kreativität und Phantasie seine Aufgabe in der Verantwortung für Wittlaer wahrzunehmen versucht und, wie ich meine, zum Nutzen der Bürger. Allerdings ist der Heimat- und Kulturkreis nur ein Mosaikstein im Gesamtwerk der Entscheidungsprozesse. Seine Stimme hat Gewicht, doch kann er nicht in jedem Falle alles Wünschenswerte erreichen. Die Möglichkeiten der Einflußnahme kann er wohl ausschöpfen, und dies hat er in den vergangenen 20 Jahren wahrgenommen.

Während die Feier zum zehnjährigen Bestehen als „Gartenfest im Grünen“ in Dingers Gartencenter stattfand, waren zum Doppel-Jubiläum am 1. Advent 1998 die Mitglieder, Autoren, Künstler und Inserenten ins Pfarrheim St. Remigius eingeladen. Der Vorsitzende des Heimat- und Kulturkreises

Wittlaer, Dr. Herbert Hitzbleck, begrüßte in dem festlich geschmückten Saal die Gäste. Die Festreden hielten Prof. Dr. Wilhelm Janssen, Prof. Dr. Hans Waldenfels und Bezirksvorsteher Siegfried Hoymann. Das offizielle Programm wurde musikalisch durch Gitarrenmusik und impressionisti-

sche Musik auf Gitarre und Querflöte, dargeboten durch die Wittlaerer Künstler Humberto und Sara Quesquen, eingerahmt. Den anschließenden geselligen Teil begleitete die Black River Jazz Band mit aufmunterndem Dixieland.

Bruno Bauer

Geschichte des Heimat- und Kulturkreises Wittlaer

1978	24. Mai	Gründung des Vereins mit etwa 35 Mitgliedern auf der Gründungsversammlung bei Schmitz-Lökes Vorsitzender wurde Dr. Hermann Eich
	September	über 200 Mitglieder
1979	April	etwa 300 Mitglieder
	Oktober	etwa 400 Mitglieder
1980		Erstes Heimat-Jahrbuch Wittlaer, das ab 1980 in kontinuierlicher Folge erscheint
1981	März	etwa 500 Mitglieder
	April	Gründung des „Förderkreises St. Hubertus-Kapelle Groß-Winkelhausen e.V.“, Vorsitzender: Dr. Hermann Eich
1984		Ausstellung in der Stadtparkasse Wittlaer: „Wittlaer gestern - heute - morgen“
1985		etwa 600 Mitglieder Überrahme der Kalkumer Schloßkonzerte
1988		10 Jahre Heimat- und Kulturkreis Wittlaer, Gartenfest im Grünen und große Ausstellung in Dingers Gartencenter
1989	26. April	Neuer Vorsitzender wurde Bruno Bauer
1990		Kooperation mit anderen Vereinen: mit dem „Heimat- und Bürgerverein Kaiserswerth“ und dem „Heimat- und Bürgerverein Düsseldorf-Lohausen“
1991	13. März	Vorstellung des Vereins im Lokalradio „Antenne Düsseldorf“ Kooperation mit dem „Verein Lintorfer Heimatfreunde“
1992		Kooperation mit dem „Künstler-Verein Malkasten“
1993		Kooperation mit dem „Angermunder Kulturkreis“
1994		Der Heimat- und Kulturkreis Wittlaer wurde von der Stadt Düsseldorf mit der Planung und Durchführung der 850-Jahr-Feier Wittlaers beauftragt Die zahlreichen Veranstaltungen in Zusammenarbeit mit allen ortsansässigen Vereinen und Gruppierungen begannen schwerpunktmäßig am 20. Mai 1994 und verteilten sich auf das ganze Jahr bis zur Abschlußveranstaltung im Dezember Kooperation mit dem „Düsseldorfer Verein für Familienkunde“
1995	März	Erstes Beiheft zum Heimat-Jahrbuch Wittlaer über die „Ortsnamen im Düsseldorfer Stadtbezirk 5“
1997	20. März	Neuer Vorsitzender: Dr. Herbert Hitzbleck
1998	29. Nov	Jubiläumsfeier im Pfarrheim St. Remigius Wittlaer: 20 Jahre Heimat- und Kulturkreis Wittlaer und 20. Band Heimat-Jahrbuch Wittlaer

Lintorfer EXPERIMENTIERTHEATER führte Komödie von Friedrich Dürrenmatt auf

Romulus der Große

oder: Für Hühnerzucht und Landwirtschaft

Zum mittlerweile dritten Mal wird in der „Quecke“ von der Arbeit des Lintorfer EXPERIMENTIERTHEATERS berichtet. Die Gruppe, die am Kopernikus-Gymnasium ihren Ursprung hatte, hat sich inzwischen stark verändert – von den letzten Inszenierungen sind nur wenige „Schauspieler“ übriggeblieben. Dafür sind aber neue und jüngere Schülerinnen und Schüler angetreten, um zusammen mit Deutsch- und Philosophielehrer Ignatius Kordecki diesmal eine Komödie zu erarbeiten – Friedrich Dürrenmatts „Romulus der Große“. Bereits im Frühjahr des Jahres begann die Truppe mit der Erschließung des Textes, mit Überlegungen, Planungen und Rollenverteilungen. Nach der „schweren Kost“ des Einakters „Synchronisation in Birkenwald“ von Viktor E. Frankl im letzten Jahr – und hierfür bekam das Ensemble den ersten Laienspielpreis der Stadt – entschied man sich für eine bissige und ironische Komödie. Doch wer denkt, das Stück sei im Vergleich eine kleinere oder gar keine Herausforderung gewesen, der irrt: Leute zum Lachen und zum Nachdenken gleichzeitig zu bewegen ist mit Bestimmtheit ein wirklich schwieriger Akt. Wieder einmal hatte sich das EXPERIMENTIERTHEATER ein wenig mehr aufgeladen, als andere Schülergruppen es vielleicht tun würden. Ein extra für die drei geplanten Aufführungen gestaltetes, hundert Seiten starkes Textheft dokumentiert die tiefe und hintergründige Gedankenarbeit, die immer an erster Stelle steht und ohne welche sich kein Vorhang heben würde. Das Stück inhaltlich zu verstehen, es intellektuell zu (be)greifen, das sind nun einmal die Forderungen, die Regisseur und Gruppenleiter Kordecki an seine jungen Mitglieder stellt. Doch wer ist oder war Romulus der Große? Was hat es mit Dürrenmatts „ungeschichtlicher, historischer Komödie“ auf sich...?

Hagen Schulze, Professor für Neuere Geschichte an der Freien



Als sich der Germanenführer Odoaker (Bernhard Jäger, links) und der letzte römische Kaiser Romulus Augustulus (Christof Bultmann, rechts) bei Dürrenmatt begegnen, kommt es keineswegs zu Mord und Totschlag – die beiden reden über ihr gemeinsames Hobby: die Hühnerzucht

Universität Berlin, beschreibt den Untergang des Weströmischen Reiches, „bis schließlich der germanische Söldnerführer Odoaker im Jahre 476 den letzten weströmischen Kaiser Romulus Augustulus absetzte und sich selbst vom Heer zum König von Italien ausrufen ließ. (...) Wieder ein Untergang, aber nicht wirklich das Ende des Römischen Reiches, sondern nur Beginn einer erneuten Verwandlung.“*) Wir sehen also, daß der historisch interessierte Dürrenmatt im Jahre 1949 keineswegs einen völlig aus dem Hemdsärmel geschüttelten Vierakter dahergeschrieben hatte. Er orientierte sich an den geschichtlichen Fakten, ließ aber seinen hintergründigen, schweizerischen Humor durchaus mit in das Geschehen auf der Bühne fließen. Und daß die Komödie auch mit Anspielungen auf unsere Gegenwart gespickt ist, bleibt bei einem weitsichtigen und schlaun Friedrich Dürrenmatt außer Zweifel. Auch wir stehen vor dem Umbruch, unser Jahrtausend bröckelt dahin, wir können der Zeitenwende geradewegs ins Auge blicken. Und egal, ob wir dies mit Schauder und Furcht, mit Freude und Euphorie oder mit totaler Gleich-

gültigkeit tun bzw. es einfach geschehen lassen: die Jahrtausendwende, der Umbruch unserer Zeit, das Ende und der gleichzeitige Neuanfang des „Millenniums“ ist seltener als jede beschworene Sonnenfinsternis es je hätte sein können. Dürrenmatts Landsmann Max Frisch schrieb über das Frühwerk seines Schriftstellerkollegen gar von „dem Ausverkauf einer Epoche“: der an Werten und Moral stark reduzierte Wühltisch der Geschichte, auf dem die Wahrheit verhökert wird wie ein Wegwerfartikel. Wie absurd, wie unangebracht wirken die stilisierten Machtsymbole und Riten, Bräuche und Hofzeremonielle an dem Tag, an dem der Herrscher längst schon von der grölenden Menge auf dem Schafott erwartet wird! Wie hilflos und lächerlich funkeln Orden und Kronen, Zepter und Hermeline, wenn der Imperator schon lange sein eigenes Volk nicht mehr kennt, wenn die neue Zeit schon vor der eigenen Haustüre steht! Aber das Thema ist nicht einzigartig. Umbrüche und Neuanfänge hat es immer in der Geschichte gegeben, schon der

*) Schulze, Hagen. Kleine deutsche Geschichte. S. 11, DTV, München 1996

immer wieder rotierende Zyklus von Leben und Tod erstellt den beschriebenen historischen Wandel in ein logisches Muß. Und gerade deshalb war und ist das Stück zeitgemäß, ja nahezu zeitlos oder klassisch. So gesehen ist auch zu verstehen, warum auf der Bühne alle Römer im einheitlichen Blau ihrer Toga erschienen sind, warum Bühnenbau und Kulisse viel mehr abstrakt als stilistisch verbindlich waren.

Kaiser Romulus – und er weiß sehr genau, daß er der letzte seiner „Zunft“ sein wird – hat starke Nerven: während die Germanen in

nister Mares und Innenminister Tullius Rotundus versuchen mit den letzten Resten zu retten, was zu retten ist. Als das germanische Heer dem letzten römischen Kaiser gegenübersteht und ihn seines Amtes entledigt, nimmt die Handlung einen versöhnlicheren und friedlicheren Lauf, als es die Entwicklung des Stückes und die Horde wilder Germanenrecken mit Schwertern und Äxten auf der Bühne vermuten ließen.

Nicht nur Dürrenmatts sarkastische Dialoge sorgten für Lacher. Die Hühner, die in vollster Leibhaftigkeit als „Schauspieler“ agierten,

brach schallendes Gelächter des Publikums: Ein Hahn war über den Gehegezaun gehüpft und spazierte nun auf und ab. An seine Krallenfüße heftete sich minutenlang ein zaghafter Hühnerfänger. Ernst wurde es wieder, als feststand: Der Kaiser hat dem Imperium ein dickes Ei ins Nest gelegt.“**)

Neben vielen fleißigen Händen, hinter dem Vorhang zum Stoßgebet gefaltet, daß auch ja alles so klappen möge, wie tausendfach geprobt, sind besonders die Leistungen des „Romulus“ zu erwähnen. Hauptdarsteller Christof Bultmann, Abiturjahrgang 1998, überzeugte in Lässigkeit und Souveränität. Aber auch die schauspielerischen Fähigkeiten des verbitterten Kriegsheimkehrers Ämilian (André Stobba-Schmitz) und des Innenministers Tullius Rotundus (Michael Minarzik) trugen zum gesamten Gelingen der Inszenierung bei. Einige Schauspieler und Helfer werden im kommenden Jahr, in dem es heißen könnte „Das EXPERIMENTIERTHEATER begrüßt das neue Jahrtausend“, das Studium in anderen Städten beginnen oder bis zum Hals im Abiturstreß stecken. Bestimmt kommen aber andere, neue und jüngere Theaterinteressierte, die die erfolgreiche Tradition des



Innenminister Tullius Rotundus (Michael Minarzik, links) und Kriegsminister Mares (Bastian Fleermann, rechts) versuchen zu retten, was zu retten ist

verwüstenden Strömen den italienischen Stiefel herunterziehen, immer in Richtung Rom, so schert ihn, den Imperator eines Weltreiches, die militärisch ausweglose Situation überhaupt nicht. Voller Resignation und mit lächerlichen Abblockungsversuchen demonstriert er seinem Umfeld seine Gleichgültigkeit. Seine Liebe und das wirkliche Interesse gilt der Aufzucht der kaiserlichen Hühner. Sein Landhaus ist voller Federn, Mist und Eier, und obwohl den Beamten und Soldaten seit Jahren kein Sold mehr bezahlt worden ist, macht das Staatsoberhaupt sich vielmehr Sorgen um die Finanzierung der nächsten Lieferung Hühnerfutter. Hofstaat und Familie reagieren auf seinen anscheinenden Spott mit kopfschüttelndem Unverständnis. Ehefrau Julia und Tochter Rea sind empört, die zwei greisen Hofdiener halten an längst bröckelnden Werten und Idealen fest, der verkrüppelte Kriegsmi-



Landesmutter Julia (Katharina Zwiers) ist empört, daß ihr kaiserlicher Gemahl nichts gegen den Untergang des römischen Imperiums tut, das ihr alles zu bedeuten scheint

nahmen ihre Aufgabe zum Teil nicht mit genug Ernst und Disziplin wahr. Der Lintorfer Arnd Westerdorf schrieb in der RHEINISCHEN POST: „In die Krisenstimmung

Lintorfer Lokal-Ensembles fortsetzen können.

Bastian Fleermann

**) RHEINISCHE POST, Lokalausgabe Ratingen von Montag, 06.09.1999

Wiederbeginn der Jugendarbeit beim TV Ratingen 1865 e.V. nach dem Zweiten Weltkrieg*

Aus dem Krieg zurückgekehrt, fand ich meinen Weg zu meinem alten Verein, dem Turnverein Ratingen 1865 e.V. Vieles lag im argen. Der TV-Sportplatz „An der Loh“ war nicht mehr bespielbar, die Tore waren zerstört. So hieß es erst einmal, die Tore in Ordnung bringen. Mit Hilfe meines Jugendfreundes Karlheinz Gundlach haben wir dann die Tore aufgebaut. Ausgemusterte Siederohre von der Reichsbahn waren die Torstützen und dienten als Maschendrahthalter. Das Maschendrahtnetz wurde in mühsamer Kleinarbeit zusammengeflochten. Das war unsere erste Arbeit im TV. Turnhallen gab es in Ratingen nur eine einzige für die Sportvereine. Es war die Halle, die zum Gymnasium an der Speestraße (heute Poststraße) gehörte. Die Turnhalle des ehemaligen Lehrerseminars an der Mülheimer Straße hatten die Engländer in Besitz genommen, und die Turnhalle an der Wilhelmstraße (heute Wilhelmring) diente als Stadthalle. Sport gab es in den Schulen nicht. So machte ich mich dann auf den Weg und sagte Schulleitern, daß wir im TV den Schülern zwei Stunden Sport in der Woche anbieten könnten. Ein großes Übel war es, daß die

Turnhalle nicht geheizt werden konnte. Es war ja 1946 so gut wie nichts vorhanden. Der Hausmeister des Gymnasiums hatte Verständnis dafür, daß wir im Winter schlecht in einer ungeheizten Halle turnen konnten. So sorgte ich für Kohle, und er heizte unsere Halle. Es versteht sich, daß alles streng vertraulich ablaufen mußte.

Als die ersten Vorarbeiten getan waren, konnte ich mit dem Turnen beginnen. Schon nach ganz kurzer Zeit standen mehr Schüler auf dem Turnboden, als ich anzuleiten imstande war.

Der Oberturnwart, Johannes Brecklinghaus, hat mich kräftig unterstützt. Die Schülerabteilung sollte in naher Zukunft auch den Nachwuchs für den Handballsport heranbilden. Doch bis dahin war es noch ein weiter Weg. Wer sich nicht zum Turnen eignete, der sollte auf jeden Fall eine andere Sportart betreiben, diese Aufgabe hatte ich mir gestellt. In der damaligen Zeit, 1946 – 1948, wurde den Jugendlichen ja sonst nichts geboten. Es lag noch vieles am Boden und mußte neu gestaltet werden. Das Turnen nahm jedenfalls einen guten Verlauf, so daß wir schon recht bald in Leistungsrie-

gen, wenn man es mal so darstellen möchte, turnten. Ein Vergleichsturnen gab es noch nicht, weil in den umliegenden Vereinen auch alles am Anfang stand oder auch noch gar nichts passierte.

Durch den starken Zulauf mußte auf dem Turnboden Disziplin herrschen. Nur allzuleicht konnte sonst ein Unglück passieren. Das Turnen erfordert nun mal Disziplin, auch wenn man damals glaubte, das sei jetzt nicht mehr angebracht. Doch die meisten Schüler haben sich gut eingeordnet, und so war ein guter Übungsablauf zu verzeichnen. Daß sich dennoch mit der Zeit einige Ungereimtheiten zeigten, ließ sich wohl nicht vermeiden. Leider fehlte die Einsicht beim Vorstand, und so habe ich mich erst einmal zurückgezogen und mich mehr meinem Beruf gewidmet. Die Jungs taten mir leid, waren sie doch die Betroffenen. Für mich selbst konnte ich ja abends turnen. So ist die erste Schülerabteilung nach dem Kriege 1948 langsam wieder auseinan-

* Auszug aus dem noch nicht veröffentlichten Buch „Rückblick eines TV-Vorsitzenden“ von Karl Schmidt



Wir geben Ihrem Gesicht
die richtige Ausstrahlung!

Rolf
Kögler



augenoptik
contactlinsen

Lieferant aller Krankenkassen
Lintorf

Lintorfer Markt 7 · ☎ 3 60 03

dergegangen. Zwei Jahre nach meinem Abgang kam der Vorstand, d.h. der erste Vorsitzende, Hans Danscher, und bat mich, ob ich nicht doch noch einmal eine Schülerabteilung aufbauen möchte. Man schrieb das Jahr 1950. Einiges hatte sich inzwischen schon gebessert auf dem sportlichen Sektor. Also neuer Start. Diesmal half mir die Zeitung. Die „Ratinger Zeitung“ wie auch die „Düsseldorfer Nachrichten“ haben sehr oft über das Schülerturnen berichtet. Herr Erich Hamm als Berufsschullehrer und gleichzeitig für den Lokalteil der „Düsseldorfer Nachrichten“ (heute „Westdeutsche Zeitung“) als Redakteur zuständig, war mir eine große Hilfe. So ging es nach kurzer Zeit wieder aufwärts. Die Turnhalle blieb allerdings immer noch unser Problem. Die Turnhalle an der Mülheimer Straße stand nachmittags immer leer. Dies teilte mir der Hausmeister dieser Schule mit. Beim Sportamt und beim damaligen Bürgermeister Kraft fand ich keine Unterstützung. So suchte ich den englischen Schulleiter¹⁾ auf. Es war wirklich ein schüchterner Versuch meinerseits. So zugänglich waren die Besatzungsleute von damals nicht. Um so überraschter war ich,

daß ich auf Verständnis bei dem Schulleiter stieß. Er erlaubte mir, daß ich zwei Stunden in der Woche die Halle benutzen durfte. Auch für die Jugend und die Senioren bekam ich abends zwei Stunden. Ja, er kam eines Tages zu mir und erlaubte mir sogar die Benutzung der Bälle. Der TV konnte mir keine Bälle geben. Das Geld war damals sehr knapp. Bürgermeister Kraft fragte mich damals, wie ich das fertiggebracht hätte, denn er hätte immer eine Absage erhalten. Ich konnte das Rätsel zuerst auch nicht lösen, bis mir der damalige Hausmeister sagte, daß Mister McCren selber ein begeisterter Turner sei und er auch Mariner gewesen sei. Ich habe ihn daraufhin angesprochen und er hat es mir bestätigt und noch hinzugefügt, daß er wüßte, daß ich bei der Marine war, und Seeleute müßten doch zusammenstehen. Ich konnte mich nur bedanken über so viel Entgegenkommen.

Das Turnen machte nun sehr gute Fortschritte, und bei meinem Turnbruder Hans Philippen fand ich viel Unterstützung. Mit den besten Schülern trat ich dann zum Wettkampf an. Wenn wir auch nicht immer den ersten Platz belegten, so

war es doch eine Freude, wenn die erforderliche Punktzahl erreicht wurde. Dabei hat es mir selber auch viel Freude gemacht, wenn ich den Erfolg sah. Dennoch sollte es an Enttäuschungen auch nicht fehlen. Die Führung des TV lag in den Händen von Handballspielern, und so war es nur allzu verständlich, daß sie dem Handballsport Vorrang gaben, obwohl sie auf dem Turnboden groß geworden waren. So stellte man eine Schüler-Handballabteilung auf. Es versteht sich, daß man die Besten aus der Turnabteilung nahm, und so schwächte man das Schülerturnen. So legte ich nach fünf Jahren mein Amt als Schülerturnwart nieder und habe mich der beruflichen Weiterbildung gewidmet. Es war schön, mit Jugendlichen zu turnen.

Als meine berufliche Stellung es erlaubte, habe ich 1964 noch einmal das Schüler- und Jugendturnen übernommen.

Karl Schmidt

1) Im früheren Lehrerseminar an der Mülheimer Straße befand sich nach dem Krieg eine Schule für die Kinder der britischen Besatzungssoldaten aus Ratingen und Umgebung.

In eigener Sache

Schon seit der Gründung des Vereins Lintorfer Heimatfreunde im September 1950 ist es gute alte Tradition, monatliche Vorträge zu veranstalten. Schwerpunkt bei der Auswahl der Themen ist natürlich der heimatgeschichtliche Bereich, doch haben auch Reiseberichte, kritische Auseinandersetzungen mit dem Natur- oder Denkmalschutz oder Dichterlesungen ihren festen Zuhörerkreis. Zu den Vorträgen, die jeweils am zweiten Dienstag des Monats um 19.30 Uhr im Sitzungssaal des ehemaligen Lintorfer Rathauses stattfinden, kann der Vorsitzende in der Regel etwa 50 Zuhörer begrüßen, nicht nur aus den eigenen Reihen, sondern auch Gäste aus dem gesamten Ratinger Stadtgebiet.

Zum Jahresschluß im Dezember erwartet die interessierten Besucher jeweils ein besonderes Bonbon. So veranstaltete der Verein am 8. Dezember 1998 einen Abend mit türkischer Musik und türkischen Märchen, der ausnahmsweise nicht im Rathaussaal, sondern in der evangelischen Kirche in Lintorf stattfand. Der Lintorfer Künstler Yildirim Denizli sang und spielte traditionelle Kompositionen vom Hofe des Sultans auf seinem Kanun, einer orientalischen Zither, und Gökçen Stenzel, Redakteurin der „Rheinischen Post“, trug ausgewählte türkische Märchen und Legenden vor.

Zu den etwa 120 begeisterten Zuhörern des wunderschönen Abends gehörten auch der türkische Generalkonsul Fatih Ceylan sowie Wolfgang Diedrich, der Bürgermeister der Stadt Ratingen. „Eine wohltuende Prise Toleranz und konkret gewordener Völkerverständnis ging am Dienstagabend durch die Luft der evangelischen Kirche in Lintorf. Die letzte Veranstaltung des Vereins Lintorfer Heimatfreunde in diesem Jahr wurde zu einem Ereignis kulturübergreifender Begegnung“, so schrieb Bastian Fleermann in seinem Bericht für die „Rheinische Post“.

Ganz besonderer Dank geht hier noch einmal an die Evangelische Kirchengemeinde Lintorf für die herzliche und gastfreundliche Aufnahme.

Immer beliebter werden die kleinen Wechsausstellungen, die der Lintorfer Heimatverein in seinen beiden Vitrinen im Treppenhhaus des Lintorfer Rathauses zeigt. Häufig nehmen sich interessierte Besucher einen Moment Zeit, um die gezeigten Urkunden, Dokumente, Fotos und Fundstücke aus dem Archiv des Vereins zu betrachten.



Die Ausstellungsveritinen des Lintorfer Heimatvereins im Treppenhhaus des ehemaligen Rathauses



Yildirim Denizli und Gökçen Stenzel bei ihrem Vortrag in der evangelischen Kirche in Lintorf

Konnte man im Frühjahr in einer Gegenüberstellung alter und neuer Fotos den Wandel Lintorfs in den letzten 50 Jahren nachvollziehen, so zeigte eine Sonderausstellung zum diesjährigen Schützenfest im August Fotos, Dokumente und Erinnerungsstücke aus der Geschichte der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf in den letzten 50 Jahren. Walburga Fleermann-Dörrenberg, stellvertretende Vorsitzende des Vereins Lintorfer Heimatfreunde, hatte diese Ausstellung zusammen mit dem Chef der Bruderschaft, Karl Heinz Kipp, entworfen und gestaltet.

Im Sommer diesen Jahres wurde einem langjährigen Mitglied des Vereins Lintorfer Heimatfreunde eine besondere Ehrung zuteil. Landrat Willi Müser überreichte Hermann Wagner am 18. August im Rathaus das ihm vom Bundespräsidenten verliehene Bundesverdienstkreuz. In Anwesenheit des Bürgermeisters wurde damit ein Mann geehrt, der durch sein jahrzehntelanges Engagement für die Musik nicht nur unzählige Gottesdienste der Evangelischen Kirchengemeinde Lintorf-Angermund bereichert, sondern auch vielen älteren Lintorfern durch Geburtstagsständchen – es waren mehr als 2000! – eine große Freude bereitet hat.

Ehepaar auf Studienfahrten in die entlegensten Gegenden unserer Erde aufgenommen hat.

Ein herzlicher Glückwunsch geht auch an zwei weitere prominente Heimatfreunde.

Christine Herdt, Autorin vieler wichtiger Mundartbeiträge in der „Quecke“, konnte am 8. Mai im „Lindenhof“ mit vielen Verwandten und Freunden ihren 90. Geburtstag feiern.

Am 22. Juni vollendete der Ehrevorsitzende der Lintorfer St. Sebastianus-Schützenbruderschaft, Hans Lumer, sein 75. Lebensjahr. Auch er hat schon mehrfach Aufsätze für die „Quecke“ verfaßt. So

berichtet er in der diesjährigen Ausgabe über 50 Jahre Bruderschaftsgeschichte seit der Wiedergründung im Jahre 1948, ein Zeitraum, in dem er größtenteils die Geschehnisse der Bruderschaft entscheidend mitbestimmt hat.

Auch dem Verein Lintorfer Heimatfreunde steht ein runder Geburtstag bevor. Im kommenden Jahr wird unser Verein 50 Jahre alt. Neben einem Sonderheft als Jubiläumsgeschenk für alle Mitglieder sind eine Matinee-Veranstaltung, eine Ausstellung und ein Unterhaltungsnachmittag mit besonderem Programm geplant. Natürlich wird auch die Jubiläums-„Quecke“ Nr. 70 ausführlich auf das denkwürdige Ereignis eingehen.

Am 12. September wurde auch in diesem Jahr europaweit der „Tag des offenen Denkmals“ begangen. Der Lintorfer Heimatverein beteiligte sich bereits zum 7. Mal und hatte sich diesmal kein Gebäude, sondern den alten Lintorfer Friedhof am Konrad-Adenauer-Platz ausgesucht, der heute eine Parkanlage ist. Etwa 30 noch vorhandene, historisch bedeutende Grabsteine stehen seit 1987 unter Denkmalschutz. Zahlreiche Gäste waren gekommen, um in drei Führungen Interessantes über die Geschichte der Lintorfer Friedhöfe zu erfahren und sich in einem Rundgang etwas über die wichtigsten Gräber und ihre Toten erzählen zu lassen. „Ich hätte nicht geglaubt, daß der Gang über einen Friedhof so spannend sein kann“, sagte anschließend einer der anwesenden Pressevertreter.

Im Jubiläumsjahr wird der Verein am Denkmaltag Rundgänge durch den alten Ortskern von Lintorf veranstalten, um interessierten Besuchern die wichtigsten geschützten Gebäude zu zeigen.

Als weiteres „offenes Denkmal“ konnte man am 12. September das alte bergische Gehöft Kickenau im Angertal bewundern. Besitzer Georg Frohnhoff zeigte stolz die von ihm bereits geleistete Restaurierungsarbeit und berichtete über seine Pläne. Architekt und Schreinermeister Frohnhoff hat schon einige andere Gebäude in Ratingen vor dem Verfall bewahrt und liebevoll restauriert.



Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an Hermann Wagner.
Von links: Ehefrau Christa Wagner, Hermann Wagner und Landrat Willi Müser

Mit seiner Frau Christa gründete er am 15. Oktober 1957 den Bläserchor der Evangelischen Kirchengemeinde Lintorf-Angermund, der zunächst nur aus vier Musikern bestand. Seit dieser Zeit leitet er den Chor nicht nur, sondern bildete auch immer wieder neue Chormitglieder aus. Als tiefgläubigem Christen war es natürlich in erster Linie die sakrale Musik zur Verschönerung des Gottesdienstes, die ihm am Herzen lag, doch sind Hermann Wagner und sein Chor bei vielen kirchlichen, sozialen und karitativen Veranstaltungen in Lintorf nicht mehr wegzudenken.

Bei den Lintorfer Heimatfreunden sind die jährlichen Vortragsabende Hermann Wagners und seiner Frau äußerst beliebt. Gezeigt werden Filme, die das reiselustige



Das Tambourcorps der Lintorfer Bruderschaft beim Geburtstagsständchen für „Ehrenchef“ Hans Lumer



Denkmaltag 1999: Besucher bei einer Führung über den alten Lintorfer Friedhof am Konrad-Adenauer-Platz

Ein trauriges Gegenbeispiel war im Sommer in Lintorf zu beobachten. Das idyllisch gelegene Anwesen „Kullbeek“ am Lintorfer Waldfriedhof wurde, nachdem es jahrelang leergestanden hatte, abgerissen und durch einen Neubau ersetzt.

Im August 1993 hatte der Lintorfer Heimatverein versucht, Denkmalschutz für das kleine Fachwerkhäus zu beantragen. Leider wurde dieser Antrag von der Unteren Denkmalbehörde abgelehnt, da zu viele Anbauten das Haus im Laufe der Jahre verfälscht hatten.

Schade, wieder ist ein Stück Alt-Lintorf unwiederbringlich verlorengegangen.

Manfred Buer



Leider nur noch Vergangenheit: Das kleine Fachwerkhäus „Kullbeek“ am Lintorfer Waldfriedhof wurde in diesem Jahr abgerissen

IVA, Karlstr. 21, 60329 FFH
 D 10818 F KdNr. 7309707
 1504
 Johann Peter Melchior
 Kopernikus-Schule
 Duisburgerstr. 112
 40885 Ratingen

Übrigens: Lintorfs bekanntester Sohn, der berühmte Porzellanbildhauer Johann Peter Melchior, ist nach langen Jahren in der Fremde wieder an seinen Heimatort zurückgekehrt. Seit einiger Zeit unterrichtet er die Schülerinnen und Schüler des Lintorfer Kopernikus-Gymnasiums in Kunst.

Unlängst erhielt er Post vom Industrieverband Agrar e.V. in Frankfurt. Er wurde gebeten, seine Meinung zur künstlerischen Gestaltung von Gartenteichen zu äußern. Armer Johann Peter! Aber sein Rat ist eben auch nach 250 Jahren noch immer gefragt.

Magnolien im März

Zusammen mit meinem Mitpatienten beobachte ich seit einigen Tagen von den Fenstern unseres Zimmers aus, was sich im Park- und Wiesengelände hinter dem Krankenhaus ereignet. Das Zimmer liegt in der vierten Etage und hat einen schönen Erker an der Gebäudekante; so reicht unser Blick weit über das Gelände, das offensichtlich zum Grundstück des Krankenhauses gehört.

Auf die Szenerie scheint an einigen dieser Märztag endlich die ersehnte Sonne des Vorfrühlings. (An Schnee ist am Mittelrhein seit langen nicht zu denken, hier war der Winter eher verregnet). Wir blicken schräg hinunter auf drei Rodungsarbeiter. Unter dem sirrenden Klang mechanischer Sägen und dem Rattern einer Schreddermaschine fallen ihnen mehr und mehr der Laubbäume des Grundstücks zum Opfer: Zumeist ausgewachsene Pappeln und Platanen, hier und da eine Esche.

Die Planmäßigkeit, mit der die Arbeiter das Gelände abräumen, läßt auf einen Ausbau des Krankenhauses schließen. Am Schredder hantierend, tragen die drei Männer das obligatorische Schutzvisier und Ohrschützer, während mein Nachbar und ich den Lärm nur durch Schließen der Fenster etwas lindern können. Nun ja, das ist nicht die Schuld der Arbeiter. Hier oben auf unserem „Olymp“ spekulieren wir darüber, zu welchem Zweck so schöne große Bäume gefällt werden.

Zum ersten Mal sehen wir in unserer erzwungenen Muße und mit dem Gefühl, daß einem „so etwas sehr leid tut“, wie sich die in vielen Jahrzehnten herangewachsenen Naturgebilde eines nach dem andern minutenschnell in Haufen von braunen und graugrünen Schredderfetzen verwandeln. Uns erfüllt zunehmend ein zwiespältiges Empfinden: „Das ist gnadenlose Vernichtung“ und wiederum auch „Es geht wohl nicht anders“.

Die geschredderten Bäume waren noch kaum belaubt. Uns gefällt, daß wenigstens am entferntesten Grundstücksrand ein paar

üppige Forsythiensträucher mit ihrem gelben Blütenschmuck unbehelligt bleiben.

Am dritten Tag wird es spannend. „Die werden ja wohl den großen Magnolienbaum stehen lassen“, sagt einer von uns halblaut zum anderen, aber er sagt es mit leicht fragendem Ton. Wir sind uns einig darüber, daß der Magnolienbaum, fast direkt unter unseren Fenstern, jetzt der schönste dieser Bäume ist: Mit seinen hundert von weißen Blüten, die mit blaß-rosafarbenen Rändern senkrecht auf den Zweigen stehen, sticht er alle andere Vegetation aus – ein Bild, das Kümmernis für eine Weile vergessen lassen kann.

„Es wäre eine Schande, wenn die solch ein Prachtstück auch noch absägten,“ stellen wir fest. Wie weit werden die Arbeiter also noch gehen? Der Baum erhebt seine Krone unweit unserer Fassade. „Vielleicht brauchen die das Stückchen Boden, auf dem er steht, nicht für den Anbau. Dann könnte er ja stehenbleiben,“ sagt mein Mitpatient und ich nicke, es hätten meine eigenen Worte sein können.

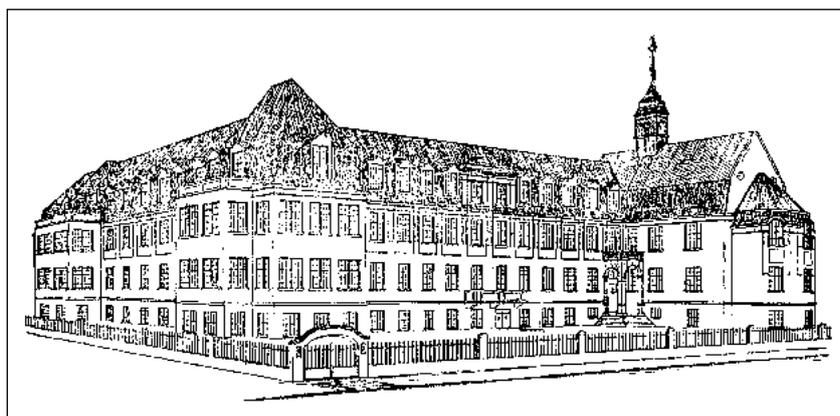
Der vierte Tag ist wolkenverhangen und unwirtlich, wir haben heute keine große Lust hinauszuschauen. Aber natürlich sägen und schreddern sie draußen ab 9 Uhr aufs neue. Die Gewöhnung daran und die Witterung lenken unsere Gedanken ab ins Ruhen und Nichtdenken. Gegen Mittag reißt die Wolkendecke auf, und ich schaue doch mal aus dem

Fenster hinunter und sehe – nichts mehr.

Nichts mehr von dem Magnolienbaum, wie wir ihn kannten. Nur noch seinen kurzen Stumpf, mit frischer gelber Schnittfläche, vierzig Zentimeter im Durchmesser. Ich sage zu meinem Nachbarn mit Biß in der Stimme: „Sie haben ihn doch gefällt,“ und er erhebt sich von seinem Bett. Ohne weiteren Kommentar schauen wir auf die daliegenden mächtigen Äste hinunter, an denen die Blüten nun „verkehrt“ stehen: Weil sie liegen, sehen wir sie waagrecht.

Dann geht es an der Schreddermaschine auch schon zur Sache. Der erste Ast wird hineinbugsiert. Man hofft, der gefräßige Schlund werde sich daran verschlucken und den Ast wieder ausspeien, sich weigern, ihn zu zerfetzen. Der Wunsch zerrinnt sofort: Die Maschine ächzt und rumpelt, aber sie schafft es, sie ist cool, sie kann so was, sie funktioniert eben.

Was empfinden wir angesichts dieser Technik? Ich suche ein Wort, finde aber kein richtiges. Am ärgsten ist es zu sehen, wie bei der Vernichtung des Baumes nicht nur die Schredderspäne aus dem Ausgangsrohr der Maschine herausjagen, sondern auch ein Schauer von ungezählten rosa-weißen Blütenblättern niederregnet, und merkwürdigerweise erscheinen alle diese Blätter unbeschädigt – wie Schönheit im Tode. Also was empfinde ich jetzt? Ich kann es nur unzureichend sagen: Es stimmt mich



Das St. Anna-Krankenhaus in Duisburg-Huckingen. Zeichnung aus der „Volkszeitung für die Bürgermeisterei Angermund“ vom 9. August 1925

traurig. Ich bin – und das überrascht mich – nicht empört, entdecke in meiner Traurigkeit eher Fatalismus. Fatum bedeutet: Schicksal eines Baumes, der hingerichtet wird. Schicksal von Blüten, die mit einem Schnitt und einem PS-starken Ruck ins Sterben gerissen werden.

Eine Krankenschwester tritt ins Zimmer. „Mein Gott, hört der

Krach noch mal auf?“ sagt sie. Mein Mitpatient fragt: „Wozu machen die das eigentlich?“ „Da unten baut das Krankenhaus bald ein Hospiz,“ lautet ihre Antwort, „das Malteser-Hospiz.“

Zugegeben, unser halblautes „Ach so“ ist eine karge Reaktion – nach außen hin. Wir beiden Patienten tauschen einen Blick und lesen auf unseren Mienen die glei-

che stumme Übersetzung. Ein Hospiz. Demnächst wird da unten das Sterben sanfter sein.

Hartmut Krämer

PS: Der Ort des Geschehens war das St. Anna-Krankenhaus in Duisburg-Huckingen, die Zeit März 1999. Aber Ähnliches könnte sich heute überall – auch in nächster Nähe – zutragen.

Buchbesprechungen:

Dr. Paul Boskamp - Arzt und Schriftsteller – von H.J. Bongartz

Das Buch, herausgegeben vom Bürgerverein Düsseldorf-Rath e.V., stellt einen Mann vor, der für viele Jahre das Leben in der früheren Gemeinde Eckamp und in Rath mitbestimmt hat und der als Arzt sehr vielen Menschen bekannt war.

Im ersten Teil beschreibt der Autor H. J. Bongartz anschaulich und mit viel Sachkenntnis die facettenreiche Lebensgeschichte des Menschen Dr. Boskamp, der vom Jahre 1896 an über 57 Jahre in Rath lebte. Der Leser erfährt Interessantes, Wissenswertes und Amüsantes über den praktischen Arzt, den Wundarzt und Geburtshelfer. Wie haben sich die Zeiten geändert! Am Leben dieses Mannes lässt es sich unschwer nachweisen. Vorgestellt wird die „Idylle Rath“, als er hier mehr zufällig als Arzt zu praktizieren begann. Der Autor berichtet von den Patientenbesuchen mit dem Fahrrad oder mit der Kutsche, von seinem ärztlichen Bemühen an den Menschen seiner Zeit und vieles mehr.

In Dr. Boskamp begegnet uns ein Mann mit großem Engagement für öffentliche Aufgaben, die sich u.a. in der engen Zusammenarbeit mit dem damaligen Bürgermeister David zeigt. Die große neue Pfarrkirche St. Josef in Rath - erbaut 1909 - und das Augusta-Krankenhaus sind dabei nur zwei Beispiele, die eng mit seinem Namen verbunden sind.

Weiterhin kommen die Kontakte zur damaligen Düsseldorfer Künstlerszene zur Sprache. Boskamp wird vorgestellt als Jagd-

und Tierfreund, als Sänger, als Theaterspieler: ein höchst abwechslungsreiches Leben in einer sich schnell verändernden Zeit. Der Lebensbericht stellt dar, wie all die Fähigkeiten und Interessen in zahlreichen Initiativen und konkreten Veranstaltungen ihren Niederschlag fanden.

Breiter Raum wird seinem schriftstellerischen Engagement gewidmet. 1947 erschien Boskamps Buch „Gringo, der Schrumpfer“, eine Sammlung von Geschichten, Anekdoten und Schnurren, oftmals aus dem Leben gegriffen. Der Leser erfährt, dass Paul Boskamp jahrelang für die Düsseldorfer Nachrichten schrieb und dabei z.B. sachkundig von der Schacholympiade 1936 in München berichtete. Zahlreiche Freundschaften entwickelten sich aufgrund dieser Schreibearbeit.

Wichtig war ihm aber - und das betont der Biograph ausdrücklich - vor allem der Arztberuf. In dieser Tätigkeit besaß er ein hohes Ansehen, weil er als ausgezeichnete Diagnostiker galt. Selbstverständlich war er neben vielen anderen Vereinen auch im Düsseldorfer Ärzteverein, der sein Mitglied auch wegen seiner wissenschaftlichen Fundierung hoch schätzte.

Nachdem H. J. Bongartz das Leben Dr. Boskamps vorgestellt hat, ergänzen einige Berichte aus Zeitungen oder von Zeitzeugen sein persönliches Bild.

Im zweiten Teil des Buches kommt Paul Boskamp mit seinen Gedichten und Geschichten selbst zu Wort. Es ist Dichtung, die oft aus

einem konkreten Anlass heraus geschrieben wurde. Es sind Gedichte, die einfach nur Freude verbreiten. Die Verse sind oftmals aber auch von einer Hintergründigkeit bestimmt, die nachdenklich macht. Ähnlich ist es bei den Geschichten und Erzählungen. Der Leser hat seinen Spaß, wenn er „Gringo, der Schrumpfer“ liest oder „Et Kläppke“, eine Geschichte, „die wahr ist ... wahr von vorne bis hinten“.

Neben dem biographischen Teil ist so ein schönes Lesebuch entstanden, das man heute genauso gern zur Hand nimmt wie damals, als die Texte entstanden. Es ist ein Verdienst der Herausgeber, dass Boskamp mit seinen Geschichten und Gedichten wieder „ausgegraben“ wurde, um diese „alte“ Zeit, die nicht nur „gut“ war, auch dem heutigen Menschen bekannt zu machen. Wertvoll und anschaulich wird die Schrift auch durch die zahlreichen Fotos, die auf ihre Weise den Menschen Boskamp und seine Familie vorstellen. Sie zeigen aber auch ein Rath, das es so heute nicht mehr gibt. Die Räter werden sich über das Buch freuen, aber auch die Nachbarn z.B. in Ratingen, denn hier liegt Paul Boskamp auf dem katholischen Friedhof begraben.

Dr. Paul Boskamp - Arzt und Schriftsteller. Ein Streifzug durch sein Leben. Von H.J. Bongartz. Hrsg. vom Bürgerverein Düsseldorf-Rath e.V.

Ratingen, o. J. (1998), 196 Seiten ISBN-Nr. :3-926069-09-0

Hans Müskens

698 bis 1998 – 1300 Jahre Kaiserswerth. Festschrift.

Hrsg.: Förderverein „Alte Pfalz“, Düsseldorf 1998. 90 S. mit Abb.

Die kleine Festschrift, sehr ansprechend aufgemacht, zeichnet in kurzer und prägnanter Form wichtige Stationen in der „langen Geschichte“ Kaiserswerths nach. Besondere Würdigung finden darin Personen, die die Stadt entscheidend prägten. Norbert Heinrichs berichtet über die Frühgeschichte des Kaiserswerther Raumes sowie über St. Swibert, Anna Sticker über Caspar Ulenberg, im ausgehenden 16. Jahrhundert Pfarrer in Kaiserswerth, Hans Müskens über Friedrich Spee von Langenfeld, 1591 in Kaiserswerth geboren, Ruth Felgentreff über Theodor Fliedner und seine Familie und Joseph A. Kruse über den Dichter Herbert Eulenberg und seine Frau Hedda, die Übersetzerin war.

Eulenberg, der bis 1909 als Dramaturg und Mitarbeiter der Hauszeitschrift „Masken“ am Düssel-

dorfer Schauspielhaus tätig war sowie Romane und Essays schrieb, und seine Frau machten ihr Haus in Kaiserswerth zu einem Mittelpunkt literarischer und künstlerischer Geselligkeit. Gerhard Hauptmann, Carl Zuckmayer, Thomas Mann, Otto Dix und Otto Pankok, um nur einige zu nennen, gehörten zu ihren Gästen. Während der Zeit des Nationalsozialismus wurden seine Stücke nicht mehr aufgeführt – Eulenberg war überzeugter Pazifist – und nach 1945 fand er für seine Werke kein größeres Lese- und Schauspielpublikum mehr. Das Haus „Freiheit“ mit seinem verwunschenen Garten erinnert an den Ruhm Eulenbergs, den heute kaum jemand mehr kennt.

Erfreulich für alle Geschichtsinteressierten ist, daß 1998 das neu erschlossene Kirchenarchiv in den alten Mauern des Stiftshauses der

Öffentlichkeit vorgestellt werden konnte. Denn obwohl sich ein großer Teil der Archivalien des alten Stiftsarchivs im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf befindet, verblieben auch zahlreiche Unterlagen in Kaiserswerth. Erst um 1960 entdeckte man, als das Dach des Pfarrhauses repariert wurde, welche wertvollen Dokumente dort noch lagerten. Sicherheitsverfilmung und Neuverzeichnung wurden in den folgenden Jahren in Angriff genommen und trotz der langen Dauer fand alles ein „gutes Ende“, so daß nun gute Aufbewahrungs- und Forschungsmöglichkeiten gegeben sind.

Ein kleiner Beitrag über die Kaiserpfalz sowie über den „nassen Zehnt“, den zehnten Teil der Weinernte, runden die gelungene und informative Festschrift ab.

Dr. Erika Münster

Erika Stubenhöfer

„Freiheit, Gleichheit, Republik! Wär'n wir doch die Preußen quitt!“ Ratingen in den Revolutionsjahren 1848/49. Ein Quellen- und Lesebuch

Die Erinnerung an die 1848er Revolution hat mit mehreren Veranstaltungen, einer Ausstellung im Stadtmuseum und einigen wissenschaftlichen Veröffentlichungen auch in Ratingen ihren Niederschlag gefunden. Mit der Ende 1998 oben genannten Dokumentation hat Erika Stubenhöfer eine solide Basis für die weitere Beschäftigung mit dieser Thematik und zugleich ein interessantes Lesebuch vorgelegt.

Die Quellensammlung trägt eine Fülle recht unterschiedlichen Materials aus mehreren Archiven zusammen. Im Mittelpunkt stehen Quellen des hiesigen Stadtarchivs und des Hauptstaatsarchivs Düsseldorf: Protokolle des Rates und des Ratinger Demokratischen Vereins, Berichte des Bürgermeisters an den Landrat, Verordnungen der Regierung, Artikel aus Düsseldorfer Zeitungen, Ausschnitte aus zeitgenössischen Erinnerungen usw.

Auch das kleinstädtische, im Schatten Düsseldorfs stehende Ratingen mit seinen gut 4000 Einwohnern blieb vom Sturm revolu-

tionärer Ereignisse des Frühjahrs 1848 nicht unberührt. Nach dem Umsturz in Berlin wurde noch im März in Ratingen eine Bürgerwehr gegründet und diese – aufschlußreich für ihren politischen Standort – von der Regierung mit Gewehren ausgerüstet. Die anfangs gefürchtete Eckamper Bürgerwehr, das sich aus Cromforder Arbeitern rekrutierende sogenannte Sensencorps, stand interessanterweise unter dem Kommando von zwei Mitgliedern der Unternehmerfamilie Brügelmann, ihrer Fabrikherren. Allgemeines Ziel war die politische Mitbeteiligung innerhalb eines monarchischen Staates.

Einen Aufschwung erreichten die Aktivitäten in Ratingen im Herbst mit mehrtägigen Feierlichkeiten zur Weihe der Bürgerwehrafahne und mit der Gründung des Ratinger Demokratischen Vereins. Personell waren Bürgerwehr und demokratischer Verein weitgehend identisch.

Der als Reaktion auf die Entmachtung und baldige Auflösung der

Preußischen Nationalversammlung vom Demokratischen Verein in Anwesenheit Ferdinand Lassalles im November proklamierte Steuerstreik bezeichnete den Höhepunkt der revolutionären Vorgänge in Ratingen. Es folgte von Seiten der Regierung die Ausrufung des Belagerungszustandes, die Auflösung der Bürgerwehr mit der Abgabe der Waffen und die strafrechtliche und disziplinarische Verfolgung einiger Wortführer. Nach Niederschlagung des letzten Widerstandes in Düsseldorf, wo es im Mai z. T. zu Barrikadenkämpfen kam, fand der Widerstand ein Ende. Ratinger Helfer hatte man auf dem Weg nach Düsseldorf in Rath abgefangen.

Mit sachkundigen Einführungen zu Beginn jedes der fünf Kapitel und knappen Hinweisen zu den einzelnen Dokumenten trägt die Verfasserin Sorge, den Leser bei seiner Lektüre nicht allein zu lassen. Hilfreich ist auch ein angefügtes Personen- und Sachregister.

Hermann Tapken

Heilige drei Könige oder was?

Es gibt Dinge, die stehen so fest wie die Säulen des Herkules oder das Amen in der Kirche. Zumindest haben sie den Anschein von Unverrückbarkeit. Da sind zum Beispiel die hl. drei Könige! Macht Sie etwas stutzig dabei?

Für mich war das ein Begriff seit frühester Kindheit. Drei ist eine heilige Zahl. „Aller guten Dinge sind drei“ gehörte zu den gängigen Redewendungen, und die Dreieinigkeit war auch so etwas Schönes, aber vermutlich göttlich Hehres, denn unter uns drei pubertierenden Mädchen im Miets- haus in Darmstadt funktionierte sie denkbar schlecht.

Zum Nachdenken über die prächtigsten Gestalten der Weihnachtskrippe brachte mich meine Schwester erst ein Jahr vor dem Abitur. Sie studierte damals schon die Bibel - für Frauen 1960 noch ein ziemlich ungewöhnlicher Beruf - und zog mir den Schleier ausgerechnet in dem Augenblick vom köstlichen Mythos, als ich stolz aus der Schule kam, weil mein Entwurf einer Weihnachtskarte von Kunstlehrer und Direktorin auserkoren worden war, an alle Ehemaligen und die Honoratioren der Stadt als Festgruß des Gymnasiums verschickt zu werden. Immerhin hatte ich Kunst als Hauptfach gewählt - heute würde man Leistungskurs dazu sagen - und träumte davon, eines Tages neben Picasso in den Museen zu hängen oder wenigstens in einem Nebenraum.

Große Geschwister sind bekanntermaßen gefühllos - zum Glück habe ich nur ein Exemplar -, und so fragte sie: „Na, was haste denn gemacht?“ Ich fischte aus meiner Korbtasche - nix Ranzen, wir waren damals auch schon modebewußt! - den Abdruck eines Linolschnittes, der drei Könige auf dem Marsch durch die sternklare Wüstennacht zeigt. Der erste in langem Mantel mit Samtkragen, die Krone auf schulterlangem Haar, spielt Flöte als Marschmusik. Der zweite, ein Mohr mit Turban, Pluderhose und Schnabelschuhen,

hält wie ein kleiner Gardeoffizier einen Sternenstock geschultert. Der dritte in nachthemdartigem Gewand, das bärtige Gesicht wiederum gekrönt, trägt einen Deckelpokal in der Rechten und zeichnet sich durch einen umwerfend treuen Blick und Schuhgröße 49 aus. Und wie gesagt: Ich war stolz. Und sie? „Das stimmt ja alles gar nicht“, warf dieses Schwesterherz Steine in mein heiles Weltbild vom christlichen Abendland, „es waren weder Heilige, noch Könige, noch drei.“

Ich versuchte an meinem Weltgebäude zu retten, was zu halten war. Als Töchter eines Diplomingenieurs ließen wir uns nur von Tatsachen überzeugen. „Wo steht das?“ kämpfte ich. Aber sie kannte eben schon ihre Bibel und wußte, wo sie nachschlagen mußte. Tatsächlich hielt sie mir wenige Minuten später ein Neues Testament, aufgeschlagen bei Matthäus im zweiten Kapitel, unter die Nase, und ich las nur: „...da kamen Weise vom Morgenland nach Jerusalem...“ „Und in der Weihnachtsgeschichte bei Lukas?“ wagte ich eine letzte, schüchterne Einrede. „Die geht gar nicht so weit“, klatschte sie mir ihr Wissen um die Ohren, „beziehungsweise überspringt das Thema einfach.“

Egal, meine Weihnachtskarte wurde trotzdem verschickt, und ich registrierte in den folgenden Jahrzehnten, daß die Erkenntnis von den zahllosen - vielleicht konnten die damals nicht bis drei zählen - unheiligen und ungekrönten Männern wohl nur in Hirnen von Theologiestudenten und deren aufgeklärten Angehörigen rumort. Als ich ins katholische Rheinland verschlagen wurde, stellte ich fest, daß die vornehmen Krippenbesucher sogar Namen haben - Caspar, Melchior und Balthasar -, die alljährlich an die Haustüren spendenfreudiger Christen gekreidet werden.

Mich beschäftigte diese Gruppe eigentlich nicht mehr bis zur ersten Ratinger Museumsnacht, die mitten in die Adventszeit fiel. Freu-

destrahlend kam mir die „Puppenmutter“ des Stadtmuseums entgegen und wollte mich und ein paar andere neue Gäste mit der Bemerkung „Wissen Sie, eigentlich waren es ja vier Könige“ zu ihrer eigens für diesen Anlaß dekorierten Winter- und Weihnachtsszene locken. Sofort pflichtete ihr eine Besucherin bei: „Richtig, ich habe daheim auch vier Könige an meiner Krippe.“ „Wie das?“ „Ich habe mir nach und nach diese hübschen Terrakottafiguren aus Südfrankreich mitgebracht, und da habe ich aus Versehen einen König zuviel gekauft. Aber ich kann doch jetzt nicht einen in der Kiste lassen.“

„Das ist wirklich eine lange Geschichte“, hob die Puppenmutter mit Märchenstimme an, als wir inzwischen vor ihrem bezaubernden Winterbild angekommen waren, in dem sich Teddybären ohne Zahl tummelten, „es waren immer vier Könige. Nur: der vierte war ein Bär - sehen Sie ihn dort mit Umhang und Krone? -, und der kam immer zu spät. Weil doch Bären in den Winterschlaf fallen, wenn ihre Zeit gekommen ist, und da ist er nie rechtzeitig aufgewacht. Er hat sich zwar noch auf den Weg gemacht, aber die heilige Familie war immer schon weg, nach Ägypten geflohen oder so.“

Armer Bär, dachte ich einen Augenblick, doch dann fand ich die ganzen Geschichten inflationär. In was für einer Zeit leben wir? Immer größer, höher, weiter, mehr. Jetzt müssen es schon vier Könige an der Krippe sein, bald vielleicht fünf. Dann reicht der Stall nicht mehr, muß ein neuer her - alles fürs Geschäft. Mal zurückschrauben, das fällt wohl schwer. Dabei bin ich sicher, daß dem Jesuskind und seinen Eltern ein weiser Berater besser geholfen hätte als eine ganze Truppe. Da sagt der eine hü und der andere hott, und was dabei herauskommt, das hat man ja gesehen.

Gisela Schöttler

*Ich wünsche euch aus Herzensgrund
ein gutes Neues Jahr zur Stund
ein Neues Jahr, das auch erquickt
und alle Übel von euch schickt.*

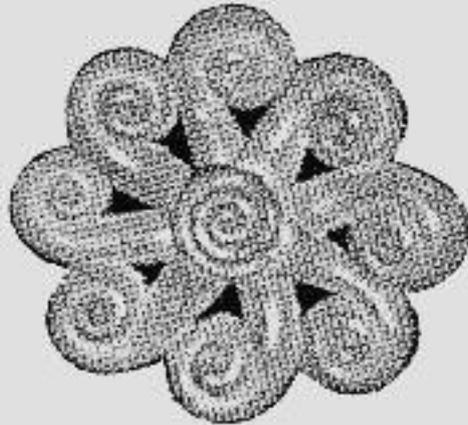
*Gott soll euch sagen und erhalten
im Neuen Jahr wie auch im alten.
Das wünsch ich euch, Gott mach es wahr!*

*Ich wünsch euch ein gutes Neues Jahr,
und wenn ihr mir nichts gebt,
dann pack ich euch am Haar:*

*Ein gutes Neues Jahr, die Augen hell und klar,
stets was Gut's auf dem Teller, und mir einen Heller.*

*Zum Neuen Jahre Glück und Heil,
für alte Wunden ne gute Salben,
auf groben Klotz nen groben Keil,
auf einen Schelmen anderthalben.*

Johann Wolfgang von Goethe



Neujährchen

Neujährchen gehören wie Weckmänner, Brezeln, Kränze, Zöpfe und Hasen zu den Gebäckbroten, d.h. Gebäcken in symbolischen Formen. Sie sollten die jeweils abgebildeten Wesen oder Gegenstände sowohl ehren als auch ihre Energie magisch binden und zum Wohle der Menschen zur Wirkung bringen. Das Backen und Verzehren dieser Symbole war eine im ursprünglichen Sinne religiöse Handlung der Naturverbundenheit.

Neujährchen werden in unserer Gegend nur zu Neujahr gebacken. Sie sind ein Zeichen für die Sonne, die den Jahreslauf bestimmt und die nun wiedergeboren wird (eigentlich zur Wintersonnenwende am 21. Dezember).

Die schneckenförmigen Drehungen an den Enden der einzelnen Stränge, aus denen die Neujährchen zusammengesetzt sind, deuten die Bewegung der Sonne an. Die Grundform des Neujährchens hat vier Schnecken, die als die vier Himmelsrichtungen oder die vier Jahreszeiten gesehen werden können.

Diese Form der Neujährchen ist mit dem Hakenkreuz verwandt, dem uralten Symbol für die Sonne, das schon seit der jüngeren Steinzeit (vor 5500 Jahren) belegt, auch in den alten Kulturen Afrikas, Asiens und Amerikas anzutreffen ist, und das in Deutschland von den Nazis mißbräuchlich wiederaufgegriffen wurde.

Das Neujährchen ist ein Zeichen der Hoffnung für ein gutes Neues Jahr und für die Wiederkehr der lebenspendenden Sonne.

Adelheid Steingen